Hoche

Belg.
137

Szeg. 137.

Geschichte der Statthalterschaft in den vereinigten Niederlanden,

von ihrem Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten.

Von

J. G. Hoche.

R

Belgarum est parere et imperare cum modo, nec gens ulla fidelius amat eminentes, aut iisdem, si contemtus adsit, implacabilius irascitur

Grotius, *Annal. lib.* V.

Bremen,
bei Friedrich Wilmans 1796.

311 B

Meinem jungen Freunde

Karl von der Horst

gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ich übergebe Ihnen hier, mein geliebter Freund! unsere letztern Unterredungen über die Geschichte; erröthen Sie nicht deswegen, sondern nehmen Sie dieselben als ein Andenken von mir an. Unser Verhältniß war sehr enge und vertraulich, es war das Verhältniß des Freundes, Lehrers und Schülers; lassen Sie dies Buch das Unterpfand der fortdauernden Freundschaft seyn.

Sie *treten* in eine größere Verbindung; nehmen Sie alles Gute daraus an, und lassen Sie sich nicht durch das Böse reizen, wenn es auch noch so glänzend wäre. In den Zeiten, wo Leidenschaften in der Brust des Jünglings zu stürmen anfangen, bedarf er am meisten Vorsicht. Entfernen Sie sich nie von dem Wege der Tugend,

erhalten Sie Ihre Unschuld, sie ist Ihr größter Reichthum. Alle Schätze der Weisheit haben dann nur einen wahren Werth für uns, wenn sie uns moralisch besser machen. Dies ist der Zweck, nach welchem wir hinstreben müssen; unsere Brauchbarkeit für die Welt hängt davon ab. Verliehren Sie ihn nie aus dem Auge.

Ihre Fähigkeiten und Anlagen fordern Sie zu einer treuen Ausbildung auf, und Sie werden nicht ungerecht gegen die gütige Natur seyn. Zum Nutzen unserer Nebenmenschen zu leben, und hierin, und in unserer eigenen Tugend, unsere Freude finden, dies ist unsere hiesige Bestimmung, dies ist das höchste Glück des Lebens. Genießen Sie es, Freund! genießen Sie es einst in seiner ganzen Fülle; dies sind die herzlichsten Wünsche Ihres Freundes

Hoche.

Einleitung.

Immer war es die Tyrannei, welche muthigen Völkern ihre Freiheit verschaffte. Unterdrückt, ihrer vorigen Freiheit beraubt, ergriffen sie die Waffen wider ihre Tyrannen; sie trotzten selbst dem Tode, um sich von der Unterdrückung zu befreien, und erhielten durch Heldenmuth und Standhaftigkeit wieder, was sie verlohren hatten. Glücklich waren sie alsdann, wenn gute Gesetze die Form ihrer Regierung befestigten, und die Ursachen innerlicher Trennung, die entweder durch die Natur ihrer Verfassung, oder durch politische Begebenheiten erzeugt wurden, zu vernichten vermögend waren. Glücklich war dann ein solcher Freistaat, und sicher war die Freiheit, wenn, in den Zeiten

politischer Stürme, Männer am Ruder saßen, die das Vaterland liebten, und die Plane seiner Feinde vereitelten.

Die Niederlande haben in einem Zeitraume von achtzehn Jahrhunderten viele und große Veränderungen erlitten. Von dem Schicksal bestimmt fast immer Provinzen mächtiger Reiche zu seyn, sahen sie sich in der Nothwendigkeit eine fremde Oberherrschaft zu verehren. In dem sechszehnten Jahrhundert hatte ein Theil dieser Länder Muth und Glück genug sich dieser fremden Oberherrschaft zu entziehen, die in Tyrannei ausgeartet war, und einen Freistaat zu gründen, der den Namen der vereinigten Niederlande erhielt.

Diese Niederländer zeigten, bei der Entstehung ihrer politischen Regierungsform, alles was Völker besitzen müssen, die eine solche Umwälzung der Dinge beginnen, einen männlichen Muth, einfache Sitten der Armuth, einen unüberwindlichen Haß gegen die Tyrannen, eine bewundernswürdige Standhaftigkeit in Gefahren, eine Stärke der Entschlossenheit, die die übergroße Macht der Spanischen Könige nicht

nicht zu erschüttern vermochte. Religion, Vaterland und Freiheit, waren die allmächtigen Worte, bei deren Schall die Fesseln der Sklaverei dahin sanken.

Philipp, der Zweite, Besitzer des Spanischen Throns, war der mächtigste König in der Welt; seine Nachbarn erhöheten durch ihre Schwäche seine Größe. Spanier waren der Schrecken, aber auch der Gegenstand des Hasses für Europa. Als Scharfrichter der neuen Welt wurden sie die Despoten der alten Welt, deren gemeinschaftliches Interesse sich in der allgemeinen Eifersucht vereinigte. Ein Volk siehet immer das andere mit Mißgunst empor steigen. Ludewigs, des Vierzehnten, Siege, machten die Franzosen verhaßt, und neulich hat der Krieg gegen Amerika deutlich gezeigt, wie groß der Haß ist, den Englands Emporsteigen dem größten Theile von Europa eingeflößt hat.

Der abergläubige und grausame Eifer der Spanier für die römische Kirche, hatte alle andere Glaubensgenossen gegen sie aufgebracht. Ein Prinz, so mächtig als Philipp, hätte indeß

mit Vorsicht und Sanftmuth allen Wirkungen dieser üblen Stimmung der Geister zuvorkommen können; aber verblendet durch das glänzende Phantom des Despotismns, und blind durch den grausamsten und abgeschmacktesten Religionseifer und Aberglauben, führte er selbst das Ungewitter herauf, dessen traurige Wirkung er dann nicht aufzuhalten vermochte. Die Stücke zerbrochener Fesseln lassen sich schwer wieder aneinander reihen. Er zwang einen Theil seiner Unterthanen seine ärgsten Feinde zu werden, und sie wurden ihm um desto furchtbarer, weil die Verzweifelung sie alle ihre Kräfte versuchen lehrte; sie fanden darin, was sie nicht einmal gemuthmaßt hatten, und verschafften sich eine glänzende Existenz in dem System von Europa.

Man muß diese Revolution als eine der merkwürdigsten in der Geschichte betrachten; in den Annalen der Welt, bis auf die neuesten Zeiten, findet man keine interessantere Periode für die Menschheit; sie stellt ein Schauspiel dar, welches die Tyrannen erschreckte, freie Völker tröstete, den Glauben an Vervollkommung des Menschengeschlechts begünstigte, und Unter-

drückte ihre Kraft und ihre Rechte kennen lehrte. Sie zeigte, daß sich Völker nur in der äussersten Noth empören, nur dann zu den Waffen greifen, wenn ihr heiligstes Recht, Gewissensfreiheit, gekränkt wird, weil ihre Pflicht gegen ihren Gott, der Pflicht gegen ihren Tyrannen vorgehet; aber sie stellt auch ein Schauspiel menschlicher Leidenschaft dar, die sich durchkreuzen und verwickeln, die aber doch eine höhere Hand zu dem Ziele zu lenken wußte, welches sie für dieses Volk bestimmt hatte. So wie in dem Keim der Existenz des Menschen der Knoten seines Schicksals liegt, dessen Ende in in der Hand des Schöpfers ist, so liegt auch in dem Anfange einer solchen politischen Umwälzung der Dinge, der Knoten des Schicksals eines solchen Staats, den die Natur der Sache, äußere und innere Verhältnisse, und selbst die Fehler der Menschen, die sie beginnen, entwickeln müssen. Von dieser Entwickelung hängt die Erhaltung des Staats ab.

Der Staat, den wir die vereinigten Niederlande nennen, hat in kurzer Zeit, und selbst noch da er für seine Freiheit und politische Existenz kämpfte, eine Ausdehnung in andern

Welttheilen gewonnen, die seine eigene Größe übertraf; er ward durch seinen Handel so reich und blühend, daß die Stärke, womit er zu Wasser und Lande, in Europa und in fremden Welttheilen die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt auf sich zog, seine kleinen Grenzen unendlich überstieg.

Ein Staat ist bei seiner Entstehung nie ein Muster. In dem Sturm der Leidenschaften, in welchem er gebildet wird, liegen auch die Ursachen seiner innern Fehler. Man schaft eine Regierungsform, die für die gegenwärtigen Zeiten hinreichend ist, und überläßt den Nachkommen die Verbesserung. Das niederländische Volk wurde eben hierdurch und durch Parteisucht, Geiz und Herrschsucht der Großen, an den Rand des Verderbens gebracht, und sahe die Früchte seiner Anstrengung beinahe vernichtet. Aber es erholte sich bald wieder, denn der batavische Geist verkannte nie sein wahres Interesse, er vergaß es nur auf Augenblicke, die das Loos aller Sterblichen sind. Selbst in dem mittelmäßigsten Zustande war dies Volk noch glücklicher als andere, die unter dem Schein des Wohlstandes, ihre Gebrechen, Armuth und Dürftigkeit verbergen.

Einleitung.

Wer über die innere Staatsverfassung, über die Denkungsart, Charakter und Sitten der Niederländer nachdenkt, wer sie sich als eine bloß zum Handel bestimmte Nation vorstellt, die nur Sold-Truppen unterhält, und selbst nicht mehr durch die starke Triebfeder einer eben erhaltenen und mit Gefahr bedroheten Freiheit in Bewegung gesetzt wird, die dem Reichthum einen zu großen Werth beilegt als daß sie nicht auch von den gewöhnlichen Lastern desselben angesteckt werden sollte; wer über dies alles nachdenkt, der wird bald in diesen theils politisch, theils moralisch wirkenden Ursachen den Grund desjenigen entdecken, was dieser Nation bisher begegnet ist, und kann dann mit vieler Wahrscheinlichkeit voraus sehen, was ihr unter gewissen Umständen für Schicksale bevorstehen.

Bei alledem aber haben diese Länder unter der bisherigen Regierungsform ein Glück genossen, das andern Staaten fehlte, und das sie noch mehr würde erhoben haben, wenn nicht innere Unruhen sie zerrüttet hätten und noch zerrütteten. Dies Volk war glücklich unter der statthalterischen Regierung, und man hat Ursach

zu zweifeln, ob es unter irgend einer andern Verfassung so glücklich seyn wird.

Die Niederländische Geschichte stellt uns so manches interessante Schauspiel dar, das gleich anziehend und lehrreich für die Menschheit ist. Sie ist eine Geschichte des Volkes, da andere Länder nur die Geschichte ihrer Regenten aufzuweisen haben. Sie ist nicht so reich an grausenden Auftritten als die Geschichte der Moskoviter und anderer Völker, aber sie macht uns mit dem Charakter eines Volkes, mit dem Kampf der Leidenschaften desselben bekannt, das in Asien eine lange Zeit Gesetze gab, und in Europa durch seine Reichthümer eine entscheidende Stimme führte. Es ist nicht meine Absicht eine vollständige Geschichte der Niederlande zu schreiben, sondern nur eine Geschichte der Statthalterschaft in den Niederlanden; ich stelle daher auch nur die Hauptbegebenheiten zusammen, auf welche die Statthalterschaft Einfluß hatte, oder die durch dieselbe hervorgebracht wurden. Hier liegt die Ursache der innerlichen Unruhen und des Kampfs, den diese Nation so oft und auch jetzt wieder mit sich selbst begonnen hat; man hatte bei der Gründung des

Staats vergessen, die mit dieser Würde verbundenen Rechte genau zu bestimmen.

Jetzt da das Publikum in seiner Aufmerksamkeit auf Frankreich und die Niederlande getheilt ist, kann ich wohl als gewiß voraussetzen, daß es eine Geschichte der Statthalterschaft nicht ungern in die Hände nehmen wird. Jeder Leser mag sich nach einigen Jahren selbst am Ende hinzufügen, was ich nicht zu schreiben vermag, und wenn ich es auch vermöchte, jetzt nicht thun würde. Die neueste Periode ist noch keiner reifen Beurtheilung fähig. Die Rechte, die man mit der Erblichkeit dieser erhabenen Würden dem Statthalter übertrug, sind immer von einer mächtigen Partei mit neidischen Augen angesehen worden, und hierin liegt der Grund der Ungerechtigkeiten, die die Oranische Familie jetzt erdulden muß.

Für mich war Unpartheilichkeit das erste Gesetz. Ich liefere Thatsachen und Resultate aus denselben. Alles, was zu meiner Absicht diente, habe ich gelesen, und zeige meine Quellen und Hülfsmittel an, wo es mir nöthig schien zu meiner eigenen Rechtfertigung. Uebrigens

muß ein Geschichtschreiber so viel Glauben finden, daß er nicht halbe Seiten mit Citaten anfüllen darf. Alle Nebenabsichten müssen hier wegfallen; wer sie darin zu finden glaubt, der trägt sie erst selbst hinein nach eigenen Vorurtheilen, Interesse und Leidenschaften.

Haldem
im Fürstenthum Minden,
im Januar 1796.

Hoche.

Naſſau - Oranien.

1) Wilhelm I.

2) Moritz. — Louiſe Juliane, G. Friedrich IV. von der Pfalz. — 3) Friedrich Heinrich.

Friedrich V., König in Böhmen.

4) Wilhelm II.

5) Wilhelm III., K. in England u. Statthalter in den Niederlanden.

Naſſau - Dietz

Albertina Agnes. G. Wilhelm Friedrich von Naſſau-Dietz.

Heinrich Caſimir.

Johann Wilhelm Friſo. G. Maria Louiſe von Heſſen.

6) Wilhelm IV. Karl Heinrich Friſo. Erſter Erbſtatthalter 1747. G. Anna von England.

7) Wilhelm V. geb. 8. März 1748. G. Friederike Sophie Wilhelmine, Schweſter des Königs von Preußen.

Wilhelm Friedrich, Erbprinz. G. Frieder. Louiſe Wilhelmine, Prinzeſſin von Preußen. — Friederike Louiſe Wilhelmine. G. Karl, Erbprinz von Braunſchweig. — Wilhelm Georg Friedrich.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Kurze Geschichte der Niederlande bis auf die Zeit, wo sie an das österreichische Haus fallen.

Die Länder, die jezt die Republik der vereinigten Niederlande ausmachen, oder wenigstens der größte Theil dieser Länder, war schon in den frühesten Jahrhunderten unter dem Namen Batavien bekannt. Die Bataver, ein Kattisches Volk, verließen ihr durch einen innerlichen Krieg zerrissenes Vaterland Hessen, begaben sich auf die Insel, die der Rhein vor seinem Ausflusse bildet, und brachten mit ihren eigenthümlichen Sitten, Sprache und Religion, auch eine deutsche Regierungsart hieher. Diese Insel begriff einen Theil von Cleve, Geldern, Utrecht und Holland.

Ein starker Körper, ein fester Gliederbau und ein drohender Blick, gleich dem des deutschen

Mannes, dessen Blut in seinen Adern floß, bilden den Bataver. Bei ihm war tieferes Eindringen in die Geschäfte, mehr Beharrlichkeit bei Verbindungen, mehr Klugheit bei Unternehmungen, und mehr Standhaftigkeit in Gefahren, der hervorstechende Character. Der Bataver wählte mit Weisheit seine Anführer und gehorchte ihnen mit Unterwerfung; er erwartete die Gelegenheit zu Eroberungen mit Geduld, bereitete sich mit Geschicklichkeit darauf vor, und unternahm sie mit Glück. Das größere Vertrauen auf den Anführer als auf die Armee, weniger Zutrauen auf das Glück als auf eigene Tapferkeit, bezeichnet ein schon gebildetes Volk. Die Deutschen liefen zum Streit, die Katten, ihre Brüder, führten den Krieg. Kleinigkeiten entscheiden nichts; der Katte ist für große Begebenheiten, die den Sieger machen; ganze Haufen schwammen durch Flüsse, und beobachteten dabei Ordnung. Haare und Bart deckten das Haupt und Kinn des jungen Katten, bis er durch den Tod eines Feindes des Vaterlandes diese Ehrenzeichen der Tapferkeit freiwillig opferte und so seine Geburt bezahlte und sich seines Vaterlandes und seiner Väter würdig glaubte.

Die Katten als **Bataver** führten in ihrem neuen Vaterlande eine von Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischte Regierung ein.

Sie hatten einen König, der aber eigentlich nur der Erste unter den Edeln, und der erste Diener des Vaterlandes war; er gab dem Volke weniger Befehle als guten Rath. Die Großen, unter dem Titel Grafen, theilten die Gerichtsbarkeit Bataviens unter sich. Krieg und Friede gab ihnen ein gleiches Ansehen. Man wählte sie, wie die Könige, in allgemeinen Versammlungen und am öftersten fiel die Wahl auf Männer, die mit den Vorzügen der Geburt außerordentliche Verdienste verbanden. — Das Volk nahm Theil an der Regierung. Hundert Personen, aus der Menge genommen, dienten jedem Grafen und den Vorstehern der verschiedenen Distrikte zu Aufsehern. Die ganze Nation bildete gewissermaßen eine stehende Armee. Jede Familie machte einen Trupp aus, der einem selbst gewählten Anführer folgte. Die Weiber theilten Arbeit und Gefahr mit den Männern und verdoppelten dadurch ihre Tapferkeit. So beschreibt uns Tacitus die deutschen Weiber überhaupt.

Dies war Bataviens Zustand, als Cäsar über die Alpen ging. Die Gallier bewiesen den siegreichen Waffen des Römers einen Widerstand, der einen andern General, als Cäsar, muthlos gemacht, und andere Soldaten, als die Besieger der Welt entnervt hätte; die Bataver hingegen

boten den Römern ihre Freundschaft an, und verdienten sich Achtung durch ihre Dienste. In der Besiegung der Gallier erwarben sie sich das Vertrauen des Siegers; für ihn siegten sie bei Pharsalus, für ihn pflanzten sie ihre siegreichen Fahnen vor Alexandrien auf. Der Tyrann in Rom achtete für diese Dienste die Freiheit in Batavien. Seine Nachfolger behandelten die Bataver als Freunde und Bundesgenossen. Die ganze damals bekannte Welt trug das römische Joch, nur die Bataver lebten nach ihren Gesetzen und wurden von ihrer Obrigkeit regiert. Sie waren es, die stets den Sieg vollendeten, die die Würde des römischen Reichs behaupteten und die Kaiser sicherten, die den Römer im Gehorsam und den Barbaren in Unterwerfung erhielten. Die Legionen und die Geschichtschreiber gaben ihnen dies Zeugniß.

Zwar wurde die Batavische Freiheit unter der verhaßten Regierung, die alles bis nach Rom hin seufzend machte, verlezt; Generale und Minister, Sklaven ihrer Tyrannen, verlezten die Verbindung mit den Batavern, und trieben die Ungerechtigkeiten bis zu den größten Ausschweifungen. Claudius Civilis, ein Bataver mit einem römischen Namen, drohete an der Spitze eines batavischen Heers den Römern Tod und

Verderben, und die Besieger Jerusalems eilten, die Freundschaft der Bataver durch einen für diese ehrenvollen Frieden, und durch Bestätigung ihrer Freiheit wieder zu erlangen.

Das Schicksal Bataviens schien seit dieser Zeit an Roms Schicksal gebunden zu seyn; nachdem es lange das Glück mit ihm getheilt hatte, nahm es auch Theil an seinem Unglück. Rom fiel in die Hände der Sieger und Batavien sahe der Franken Scepter über sich. Die Niederlande wurden ein Theil des großen und glänzenden Reichs, welches die erobernden Franken mit so vielem Ruhm gründeten. Karls des Großen drei Enkel theilten diese große Monarchie unter sich 843 in dem Vergleich zu Verdün, ein jeder bekam auch einen Theil der Niederlande. Hernach wurden sie wieder vereinigt, und man findet sie mit unter dem Namen Lothringen begriffen.

Eine neue Revolution riß Holland und seine Nebenprovinzen von Frankreich und machte es zum Lehn des deutschen Reichs unter Heinrich I. und Giselbert von Lothringen 927. Die Grafen in den verschiedenen Distrikten ergriffen diese Gelegenheit, um ihre Freiheiten und Privilegien weiter auszudehnen. Durch Nachsicht der Kaiser, durch Heyrathen und Waffen erweiterten

sie ihre kleinen Staaten, und wurden unvermerkt erbliche Landesherren, so wie die Grafen und Herzoge in Deutschland.

Die batavischen Grafen waren indeß durch die Edeln in der Ausübung ihrer Gewalt eingeschränkt, die unabhängig von ihren Lehnen zu seyn behaupteten. Sie führten Krieg ohne Zustimmung des Grafen, ja sie bekriegten oft den Grafen, selbst. Er erhielt kaum eine leere Achtung von seinen stolzen Vasallen, die er sich durch unangenehme Gefälligkeiten erkaufen mußte, und durch Hülfe an Truppen, worüber man ihm gewöhnlich nicht einmal ganz freie Gewalt ließ. Die meisten dieser Edeln waren Unterdrücker des Volks und Feinde des Fürsten zugleich. Die Grafen suchten die Gewalt dieser kleinen Tyrannen mit Erfolg einzuschränken, indem sie ihnen Städte entgegen sezten, deren Privilegien sie von Zeit zu Zeit erweiterten. Aber sie arbeiteten selbst, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, für das Haus Burgund, welches Holland mit dem Rest der Niederlande verschlang.

Dies Haus stammte von König Robert in Frankreich ab, dessen zweiter Sohn, der seinen Namen führte, Herzog von Burgund war; seine männlichen Nachkommen haben dieses Herzogthum

über 300 Jahre besessen; 1361 starb es mit Philipp aus. Johann, König von Frankreich, zog es als ein Lehn seiner Krone ein, und gab es dann seinem vierten Sohne, Philipp, der Kühne genannt. Philipp vergrößerte seine Länder mit Flandern, Artois und der Grafschaft Burgund, durch eine Heyrath. Sein Enkel Philipp, der Gute, kaufte Namur, erbte Brabant und Limburg, nahm der berühmten Jakobine Hennegau, Holland und Seeland ab, und wußte sich auch Luxenburg zu unterwerfen. Er sahe sich als Herrn von zehn Provinzen der Niederlande, und der Friede mit Frankreich zu Arras 1435, gab ihm noch Boulogne und mehrere Länder an der Somme. Philipp stiftete seines Namens Gedächtniß durch den Orden des goldenen Vließes. Sein Sohn Karl, der Kühne, brachte Geldern und Zütphen an sein Haus, hatte die Kühnheit nach dem Königstitel zu trachten, und bot daher dem Maximilian, Sohn des Kaisers Friedrich, der ihn krönen sollte, seine Tochter Maria, zur Gemahlin an. Ludewig der Eilfte, Frankreichs schrecklichster Tyrann, hinderte nicht nur jene Erhebung, sondern machte ihm auch noch den Herzog von Lothringen und die Schweizer zu Feinden. Jener fiel in Luxenburg ein, und diese nahmen die Grafschaft Pfirt, und dran-

gen in Burgund ein. Karl eroberte schnell Lothringen, aber die wilde Freiheit der Schweizer, noch durch keine Weichlichkeit entnervt, war die Klippe, woran des mächtigen Herzogs von Burgund Glück und Herrschsucht scheiterte. Bei Gransee fanden die siegenden Schweizer auf dem Kampfplatze mehr burgundische Schätze an Silber, Gold und Edelsteinen, als ihre Einfalt kannte und zu schätzen wußte. Karls Stolz, bei Gransee gekränkt, verwandelte sich, nach dem Unglück bei Murten in Schwermuth, die an Wahnsinn grenzte. Sechs Wochen lebte er in der Einsamkeit, und nur das Glück der Lothringer riß ihn aus der Unthätigkeit und führte ihn nach Nancy, wo er in dem Ende seines Lebens auch das Ende seines Ehrgeizes fand. —

Die burgundischen Herzoge verbanden mit vieler Staatsklugheit und persönlicher Tapferkeit einen übertriebenen Ehrgeiz und Herrschsucht, die den Unterthanen wie den Nachbaren gleich schädlich und gefährlich war. Frankreich wurde 30 Jahre lang in dem Strome innerlicher Unruhen umhergetrieben, dessen Quelle in dem Ehrgeiz der burgundischen Herzoge lag. Von Johann von Burgund sagte ein türkischer Wahrsager dem Sultan Bajazeth, der ihn als einen Gefangenen hinrichten lassen wollte: „Laß diesen zu unserm Be-

sten leben, denn durch ihn, und seiner Herrschsucht wegen, wird mehr Christenblut in einem grausamen Kriege fließen, als wir glauben und hoffen können." Die Erfüllung dieser Weissagung kann ihrer Wahrheit Glauben verschaffen.

An dem Hofe dieser burgundischen Herzoge herrschte eine Pracht, besonders in Kleidern, die bis zur Verschwendung ging. Das Ceremoniel war genau bestimmt, und ging mit der Kleiderpracht an den östreichischen und spanischen Hof über. — Alle Provinzen dieser Herzoge waren vortreflich angebauet, und in dem Besitze großer Vorrechte und Freiheiten; die Regenten musten zur Ausübung mehrerer oberherrschaftlichen Rechte die Einwilligung der Stände haben, und diese verkauften sie oft theuer. Karl der Kühne errichtete sich auf die Art ein kleines stehendes Heer.

Der Handel war in diesen *Ländern* sehr blühend, aber *noch mehr waren es* die Manufakturen. Gent, Brügge und Antwerpen gewannen dadurch große Summen; beinahe ganz Europa war ihnen hierin zinsbar. Reichthum und Pracht zeichnete diese Städte vor Paris und London aus. Aber dieser Reichthum führte auch eine Ueppigkeit und Verschwendung herbei, die mit der großen Liebe zur Freiheit und Eifer in Erhaltung der Privilegien verbunden, einen Charakter bildeten, der

sich in allen folgenden Jahrhunderten nicht verleugnet hat. Eine natürliche Folge davon waren die vielen Partheien, die eine nach der andern auftraten und kämpften, die unter veränderten Umständen und unter veränderten Namen noch in den neuern Zeiten ihren Eigennutz oder Privatrache zur Sache des Staats zu machen wissen. Die Ausschweifungen der Höfe, die Wollüste der Großen theilen sich den geringern Bürgern mit, und die Hauptstadt des Landes giebt den Ton für die Provinzen an. Auch dies war der Fall in den Ländern der reichen Herzoge von Burgund, die sich in ihrem Glanze über die Könige Europens erhoben, wodurch sie aber auch natürlich ihre Schatzkammern erschöpfen mußten. Karl der Kühne ließ eine beträchtliche Schuldenlast nach, die sich die Unterthanen zu übernehmen weigerten, und worin die Ursachen der Unruhen unter seiner Tochter Maria zu suchen sind.

Zweiter Abschnitt.

Von Karls des Kühnen Tode bis auf die Utrechter Vereinigung, von 1477 bis 1579.

Maria, letzte Erbprinzessin dieses Hauses, verband durch ihre Heyrath mit Maximilian I. die Burgundischen Länder mit dem österreichischen Hause, welches sich durch alle Stürme, die die französische Politik erregte, nicht erschüttern ließ, Besitz von diesem großen Heirathsgute zu nehmen. Maximilian vertheidigte seine Rechte mit den Waffen, und Maria sicherte ihre Ruhe durch Freiheitsbriefe, die sie den ungeduldigen Unterthanen geben mußte. Sie versprach in denselben den Holländern und Seeländern: „Alle Aemter, „die sie zu vergeben hätte, nur an Eingeborne zu „geben; die Städte erhielten *die Freiheit*, unter „sich, und *mit andern* Niederländern Zusammen„künfte zu halten, so oft sie es nöthig fänden; „neue Steuern sollen nur nach dem Gutachten „der Stände aufgelegt werden, und ohne dersel„ben Einwilligung soll weder ein Angriffs- noch „Vertheidigungskrieg unternommen werden, und „wenn dies geschähe, so solle Niemand zu Kriegs„diensten verbunden seyn; die Münzen sollen oh„ne Gutachten der Stände nicht erhöhet und nicht

„vermindert werden; der Graf soll persönlich seine „Steuern einfordern, und keine Stadt bezahlt „solche Steuern, wozu sie ihre Einwilligung nicht „gegeben hat; in offenen und versiegelten Brie„fen soll die niederländische Sprache gebraucht „werden.

Dies ist der Hauptinhalt des großen Freiheitsbriefes, den aber die Nachfolger der Maria für ungültig erklärten, weil er ihr, als einer jungen Prinzessin abgedrungen wäre. Wie sehr haben auch die folgenden Herren dagegen gesündigt! Wie oft brach schon Maximilian den Eid unter allerley Entschuldigungen, und welche Mühe kostete es ihm dann nicht das arme Volk zu beruhigen!

Maximilian machte seinen Sohn Philipp, dem Schönen, durch die Heirath mit der Johanna von Kastilien, zum Könige in Spanien, und gab ihm die Niederlande, sein mütterliches Erbtheil, zur Vergrößerung seiner neuen Monarchie. Philipp beherrschte die Niederlande in Frieden, aber sein Sohn Karl V. erweiterte diese Herrschaft mit kriegerischem Ruhm. Alle Fürsten Europens sahen die großen Vortheile, die mit einer solchen Erbschaft verbunden waren, und beneideten Karln; aber ihr Neid diente ihm nur seinem Ehrgeiz zu schmeicheln; er wußte, daß

in der Verbindung dieser Länder, mit der spanischen Krone, der Keim seiner Größe lag, den er zu entwickeln bereit war. Er war Herr der Länder die ihn in den Stand setzten die fürchterlichsten und langwierigsten Kriege gegen Frankreich zu führen, welches seiner Meinung nach ihn allein in seinen großen Planen hindern konnte. So mußte Ludwig der Eilfte, der zuerst die innerlichen Kräfte Frankreichs vereinigte, und sie dem übrigen Europa furchtbar machte, durch seinen Eigensinn und Politik, wider seinen Willen und seine Absichten, auch dazu beitragen, sich eine andere Macht zur Nebenbuhlerin zu erheben, die zwei Jahrhunderte hindurch die Maaßregeln seiner Nachfolger verrückt, sich ihren Waffen widersetzt, und ihren Fortgang gehindert hat.

Karl nöthigte den Herzog von Jülich ihm Geldern und Zütphen abzutreten, verband diese Länder mit den übrigen Niederlanden, und ernannte seines Vaters Schwester, Margaretha, zur allgemeinen Statthalterin, ordnete ihr einen Rath zu, ertheilte ihr die Gewalt die Stände nach Belieben zusammen zu rufen; und um ihr Ansehen noch mehr zu gründen, unterwarf er ihr auch den hohen Rath von Mecheln und alle andere Gerichtshöfe, die sich vergebens über diesen Eingriff in ihre Rechte beklagten. Ueber

die Truppen ernannte er den Grafen Heinrich von Nassau, Statthalter in Holland, zum General-Capitän: dessen Sohn Renatus bald darauf das Glück hatte, Generalstatthalter in Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Voorne und Briel zu werden. Dieses Renatus Mutter war die bekannte Claudia von Chalons, Schwester des letzten Prinzen von Oranien, Philibert, der Rom erobern half, und in Italien seine Tage endigte. Durch seinen Tod kam Oranien an Nassau.

Als Karls Waffen in Deutschland so glücklich waren, und die Sachsen sich bei Mühlberg dem stolzen Sieger unterwarfen, da glaubte er auch etwas mehr gegen die Niederländer wagen zu dürfen; er führte 4000 Reuter auf ihre Grenzen, und nöthigte die Unterthanen die Unterhaltung derselben zu übernehmen. Sie mußten gehorchen, denn wie sollten sie sich einem so furchtbaren Sieger widersetzen, vor dem Europa zitterte! Karl legte durch diesen Versuch den Grund zur willkührlichen Herrschaft, welche sein Sohn zur Vollkommenheit zu bringen sich die Mühe gab.

Karls Politik umfaßte eine Menge von Gegenständen, sämmtlich geordnet, aber nur in seinem Kopfe, nach dem großen Zweck eine Univer-

salmonarchie zu gründen. Sein Genie war erfinderisch genug in den Mitteln zu diesem Zwecke. Hierher gehört denn auch der **Burgundische Vertrag**, durch welchen er die Niederlande mit dem Deutschen Reiche in nähere Verbindung zu bringen gedachte. Folgende Hauptsätze dieses Vertrags stehen hier am rechten Orte.

„Karl unterwarf hierdurch die Niederlande „dem beständigen Schutz des Kaisers und des „deutschen Reichs, so daß sie die Rechte und „Freiheiten desselben genießen, und zu den Reichs„tagen mit Sitz und Stimme berufen werden „sollten. Dagegen sollten diese niederländischen „Provinzen zusammen zur Erhaltung der Gerech„tigkeit und des Friedens ihren Beitrag geben, „und zwar so viel Geld und Truppen als zwei „Kurfürsten, im Türkenkriege aber so viel als „drei Kurfürsten gäben. Alle diese Provinzen soll„ten in einem Kreise, unter dem Namen der „**Burgundischen Erblande**, begriffen seyn. „Wenn sie ihre Steuern nicht bezahlten, so sollten „sie vor dem Reichskammergericht belangt werden „können, übrigens aber von der Gerichtsbarkeit „desselben frei seyn, und von dem Kaiser und „Reiche für unabhängige und freie Landschaften „erkannt werden, jedoch so wohl als andere „Reichsstände zur Beobachtung des Landfriedens „verbunden seyn.“

Durch diesen Vertrag wurden die Niederlande von dem deutschen Reiche getrennt, damit sie dessen Oberherrschaft nicht erkennen dürften, zugleich aber wurden sie mit demselben verbunden, damit sie dessen Schutz genießen möchten. Dies letztere war Karls Hauptabsicht bei dem ganzen Geschäfte, indem er durch den geringen Beitrag von Reichssteuern dem deutschen Reiche die Vertheidigung dieser Länder gegen Frankreich aufbürden wollte. Seine Absicht ward nicht erreicht, und Deutschland ist nie ganz einig gewesen, ob es die Niederlande zu den Reichsgliedern zählen sollte oder nicht. Wenn man Hülfe von daher forderte, so galten sie für einen Reichsstand, wenn man ihnen aber Hülfe leisten sollte, so galten sie nicht dafür. Der Vertrag war nicht von Wirkung, und Karls Sohn wünschte ihn selbst zu vernichten. Deutschland kümmerte sich auch wenig um die niederländischen Unruhen, durch welche es in mancher Rücksicht mehr gewann als durch den Vertrag.

Karl, mehr bewundert als gekannt, würde indeß eine Universal-Monarchie gestiftet haben, wenn seine Talente seinem Ehrgeize gleich gekommen wären. Europa war damals in einem schrecklichen Chaos, und würde dem Unterdrücker seiner Freiheit nur schwachen Widerstand geleistet haben. Frankreich beherrschte Franz der Erste, ein tap-

ferer

ferer und edelmüthiger Prinz, dessen Tapferkeit aber in Unvorsichtigkeit, und dessen Edelmuth in Einfalt in seinen Entschlüssen ausartete. England, angenehm geschmeichelt durch die Erniedrigung Frankreichs, begünstigte mehr die Plane des gemeinschaftlichen Feindes, als daß es sie hätte hindern sollen; Wolsey, Heinrichs Minister, war das feile Werkzeug des spanischen Despoten. Die nordischen Reiche kannte man nur noch durch ihre Armuth, Uneinigkeiten und Rohheit. Italien hätte ihm nichts als List, Intriguen und Verrätherei entgegen setzen können, unnütze Künste in einem Jahrhundert, wo der Degen mehr entscheidet als Unterhandlungskünste. Portugall, weniger mächtig, als es jetzt ist, und eingeschlossen von dem spanischen Reiche, wagte nur geheime Wünsche für seine Freiheit. Die Türken sahen täglich den Schrecken ihres Namens und das Gewicht ihrer Macht verschwinden; sie hatten nie eine *feine Politik*, und hörten auf furchtbare Krieger zu seyn. Jede Macht, einzeln genommen, konnte wenig ausrichten, und es fand sich auch nicht einmal ein mächtiges Genie, das es gewagt hätte, sie zu vereinigen. Karls Macht vermehrte die Schwäche Europens. Dieser Prinz sahe in den alten Unterthanen des Hauses Oesterreich Völker zum Streit gebildet, zum Hunger abgehärtet und zum Gehorsam gewöhnt; in den

Spaniern fand er Menschen, die nach Ruhm dürsteten, und die in den Schätzen der neuen Welt Reiz und Hülfsquellen fanden, Eroberungen damit zu machen; in den Niederländern sahe er Männer, mit welchen er drohen, und vielleicht gar durch Gewalt oder List Frankreich und Deutschland zur Beute machen konnte, in den Deutschen meinte er Schwärmer zu finden, die durch ihre religiöse Wuth dem Joch entgegen giengen, und doch waren es diese, die man Schwärmer nannte, die seine Plane scheitern machten, und nicht bloß Deutschlands, sondern Europens Freiheit erhielten.

Wenn man Karls Geschichte mit Aufmerksamkeit lieset; so findet man leicht die Gründe, die seine ungeheuren Plane unter den vortheilhaftesten Umständen scheitern machten. Karl verstand den Krieg nur mittelmäßig, und er führte ihn nur, um Unterhandlungen anzuknüpfen und den Erfolg dieser Unterhandlungen vorzubereiten, worin er Meister war. Seine Leidenschaft war, wie Josephs des Zweiten, eine Menge großer Dinge mit einemmale auszuführen, weniger aus Bedürfniß als aus Eitelkeit, und weil sein Verstand mehr ausgedehnt war, mehr umfaßte als bestimmt umfaßte, so schadeten sich, wie gewöhnlich, seine Plane einander selbst. Die Unruhe, womit er

sein Leben auf Reisen hinbrachte, hinderte ihn gleichfalls, seine Plane mit Standhaftigkeit oder mit der Hitze und Wuth, die dazu nöthig war, zu verfolgen. Oft zufrieden mit einem halben Erfolge, ließ er den Besiegten Zeit, und machte es ihnen leicht, sich zu erholen. Er dachte an nichts so sehr, als an die Entkräftung Frankreichs, welche die Unterwerfung anderer Mächte nach sich gezogen haben würde, und verlor dabei die köstliche Zeit, das deutsche Reich zu behaupten, das schon so sehr von ihm abgefallen war. Wenn diesem Prinzen etwas zum Eroberer der ersten Größe fehlte, so war es gerade das Köstliche, nämlich alles, was nöthig ist, um einen großen König zu bilden. Die Geschichtschreiber haben ihm, wie ich glaube, nicht einmal Ehre genug erzeigt, in der Zeichnung der Verschiedenheit der Charaktere, die er nach der Verschiedenheit der Denkungsart seiner Unterthanen anzunehmen wußte. Er schien nicht derselbe Mensch in Spanien, in Italien, in Deutschland und in den Niederlanden zu seyn, und hatte in diesen verschiedenen Ländern nicht einerlei Art zu handeln, noch dieselben Grundsätze in der Regierung, daher er der Abgott aller seiner Völker war. Alle Niederländer beteten ihn an, und er selbst zeichnete dies Land sehr aus. — Brüssel war der Mittelpunkt aller seiner Macht, hier war sein Hofstaat

am glänzendsten, am freiesten und zahlreichsten, hier waren die Deutschen, Spanier, Italiener in gleicher Achtung und ohne den geringsten Vorzug. Karl hatte zu rechter Zeit eingesehen, daß die Niederländer nicht fähig waren, sich nach der Denkungsart ihrer Herren zu richten, er fand also die Kunst, sich nach der ihrigen zu bequemen.

Philipp der Zweyte, Karls Sohn, verachtete stolz diese Herablassung. Er zeigte in Flandern nur Talente, einen Charakter, selbst Tugenden, wenn man sie so nennen will, die nicht für dieses Land waren. Ueberhäuft mit dem besten Theile der Beute Karls V. ehe als er es hoffte, und später als er es wünschte, wollte er in Europa herrschen, wie die Sultane in Asien. Den Glanz seines Diadems vermischte er mit seiner Größe, und seine Rechte mit seinen Usurpationen. In seiner Aufführung wie in seinen Projekten trieb er das Genie seiner Nation, die mehr zu etwas Großem geneigt war, als er selbst, zu weit; er bildete sich beinahe nichts ein, ohne es zu übertreiben. Sein Gesicht verrieth eine stete Ruhe, und sein Geist eine beständige Unruhe; bei so vieler scheinbaren Heiterkeit wurde es ihm schwer, seine innere Unruhe zu verbergen. Er erlaubte sich nie den Schein von Freude oder Schmerz bei glücklichen oder unglücklichen Nachrichten. Der

Ruhm war ihm statt des Lohns, und Geschäfte statt des Trostes. Man kann kaum mehr die Arbeit *lieben* und das *Handeln* hassen, als er. Er erschien wenig an der Spitze seiner Armeen, und entfernte sich nicht ein einzigesmal von seinem Geheimenrathe. Seine Minister bereiteten *höchstens* die Geschäfte vor, aber sie ordneten sie nicht; er behielt sich allein das Geheimniß und die genauere Bestimmung großer Unternehmungen vor. Seine Schätze dienten ihm zur Bestechung der Vertrauten anderer Fürsten, und Unruhestifter in allen Staten zu erwecken; aber er war geschickter Parteien zu stiften, und den Brand zu entzünden, als Vortheile davon zu ziehen. Die Ordnung in seinem Kabinet war zu bewundern; er zwang seine Minister zu ihrer Pflicht, aber er unterwarf sie beinahe der Nothwendigkeit einer langsamen Ausführung, die oft gefährlicher war, als Unvorsichtigkeit. Die Jahrbücher stellen *keinen König auf*, der stolzer gewesen wäre als Philipp, der selbst dem Alba, als er unangemeldet zu ihm kam, entgegen donnerte: „welche Dreistigkeit! ihr verdientet das Beil.“ Bei einer ängstlichen Rechtschaffenheit in gleichgültigen Dingen, fürchtete er nie Verbrechen, die sein Ansehen erweiterten. Nichts konnte seinem Mißtrauen zuvorkommen, oder dasselbe besänftigen; er war stets Märtyrer seines Argwohns,

dem er sich so gern überließ, und auch seine unschuldigen und tugendhaften Unterthanen waren nicht selten das Opfer für diesen Dämon. Philipp hing sehr an dem Aeußern der Religion; aber indem er sie als Privatmann liebte, setzte er sie als Regent herab. Man weiß die Worte, die er dem Juan sagte, als er ihn nach den Niederlanden schickte: „gestehet den Rebellen alles zu, „aber keine Gewissensfreiheit, nie werde ich, setz„te er mit einem fürchterlichen Blick hinzu, ihnen „diese zugestehen, und sollte ich auch meine Krone „darüber verliehren." Der Zutritt zu ihm war schwer, seine Ernsthaftigkeit war Kälte, sein Schweigen war tief, sein Stolz rauh, seine Antworten unbestimmt, und sein Zorn unversöhnlich. —

Die Niederländer hatten Ursach diesen Charakter genau kennen zu lernen, und die Erinnerung an das, was sie gesehen hatten, trug dazu bei, ihnen das unerträglich zu machen, was sie sahen und sehen würden. In Karl V. hatten sie einen Held bewundert, der durch seinen Streit und tapfere Thaten in der ganzen Welt bekannt war; in Philipp II. verachteten sie einen Prinzen ohne kriegerisches Talent, der selbst nicht einmal Heldenthaten zu schätzen wußte. Der Kaiser hatte sie ergötzt durch eine majestätische aber herab-

lassende Güte, der König empörte sie durch einen orientalischen Stolz, der ihn seinem Volke unsichtbar machte. Karl redete die Sprache des Landes, in welchem er lebte, und bezeigte Achtung für die Gebräuche desselben; Philipp redete spanisch in Brüssel und lebte in Antwerpen wie am Hofe zu Madrid. Der Vater hatte sich bemühet sich die Herzen des Volks zu verbinden; der Sohn schien nur darauf zu denken sie von sich zu entfernen.

Karl übergab 1555 seinem Sohne die Regierung der Niederlande, und bald darauf auch die Krone von Spanien, nachdem er schon lange vorher seinen Eid in Löwen bei der Huldigung abgelegt hatte:

„daß er alle Vorrechte der Niederländer in ihrer Kraft erhalten, keinen Krieg, als nur mit Bewilligung der Stände anfangen, auch ohne derselben Einwilligung keine Veränderung in den Münzen vornehmen, und Niemanden zum hohen Rath von Brabant, als nur Eingebohrne, ernennen wolle;"

aber die Folge zeigte, daß er nicht die Absicht hatte ihn zu halten oder zu erfüllen. Er hörte die Seeländer mit dem besondern Zusatz schwören:

„daß sie dem Prinzen, so wie gute und
„getreue Unterthanen schuldig wären,
„zufolge den Rechten und Privi-
„legien des Landes, gehorsam
„seyn wollten;“

und achtete nicht darauf. Sein Vater ehrte die Privilegien, und versuchte nur bisweilen an ihnen, was sich das Volk gefallen lassen würde, und fand dann stets scheinbare Gründe genug, sich zu rechtfertigen, ohne seinem Ansehen zu schaden und das Volk mißtrauisch zu machen. Man hat ihm nachgerechnet, daß er zu seinen Kriegen vierzig Millionen aus den Niederlanden erhoben hat. Philipp hingegen verletzte was er konnte und hielt es für schimpflich, irgend einen Schein von Entschuldigung zu geben, der seinem Stolze zuwider war. Karl sahe, daß spanischer Stolz und niederländische Gelassenheit sich nicht vertragen und sagte es oft selbst; er suchte mit guter Art und allmählig, aber auch um desto sicherer, die Freiheit zu untergraben, ohne selbst einmal den Schein haben zu wollen. Philipp griff sie offenbar an und verursachte dadurch den großen Widerstand, durch welchen sie sich erhielt. Das Mißtrauen erwachte zu einer fürchterlichen Stärke, die jedem verdächtigen Schritt Zurechtweisung drohete. Philipp forderte zur Bestreitung der Kriegskosten gegen Frankreich den hundertsten

Pfennig von unbeweglichen, und den funfzigsten von beweglichen Gütern. Das Volk widersetzte sich, weil es hierin die Absicht zu finden glaubte: er wolle sich eine Liste von dem Vermögenszustande der Unterthanen machen. Der König suchte darauf 4000 Spanier nach den Niederlanden zu bringen, um sie zur Unterdrückung der Ketzerei und zur Einführung einer willkührlichen Gewalt zu gebrauchen. Allein die Stände machten so nachdrückliche Vorstellungen gegen die fremden Truppen und Räthe, daß er nachgeben mußte. Er that dies mit einem Verdruß, der seinem Charakter ähnlich war, er verbarg ihn. Sein Zorn würde aber um desto heftiger und unversöhnlicher, je deutlicher er aus dieser Vorstellung sahe, daß man seine Staatslist und herrschsüchtigen Absichten wohl verstanden habe. Er versprach die Abführung der Truppen, und suchte das Volk durch nichtswürdige Auslegungen *seines* königlichen *Versprechens zu betrügen.* Hierdurch stieg der Mißmuth so hoch, daß man ihm beinahe in nichts mehr trauete.

Philipp sahe diese Gesinnungen und wurde dadurch beleidigt. Er ging nach Spanien, um gefälligere und unterwürfigere Hofschranzen und Schmeichler zu finden, von welchen Montesquieu so schön sagt: daß Ehrgeiz im Müßiggan-

ge, Niederträchtigkeit im Stolz, Bereicherungssucht ohne Arbeit, Abscheu gegen die Wahrheit, Heuchelei und Verrätherei, Treulosigkeit und Nachläßigkeit gegen eigene Pflichten, und Verachtung der Pflichten der Bürger, Furcht vor der Tugend des Fürsten, Hoffnung von seiner Schwäche, und noch mehr als dies, das beständige Lächerliche, das sie auf die Tugend werfen, ihren Charakter bilde. — Der Großinquisitor in Spanien freuete sich der Ankunft seines Königs, und versprach ihm das Vergnügen eines Auto da Fe, und hielt Wort. Der schwache Prinz weinte beinahe vor Freuden und in dem Taumel seiner religiösen Wuth schrie er aus: „Wenn mein Sohn Don Karlos ein Ketzer wäre, ich würde ihn hin„richten lassen, und wenn ein Scharfrichter fehl„te, so würde ich das Geschäft selbst überneh„men." So sprach ein religiöser König und Vater, der nur zu sehr gezeigt hat, wozu er fähig war.

Ehe Philipp die Niederlande verließ, mußte er dafür sorgen, daß die Regierung in sichere und glückliche Hände käme, die fähig wären, das königliche Ansehen zu erhalten und selbst noch zu vermehren.

Der Graf Egmond war derjenige, den die öffentliche Stimme zum Generalstatthalter erklär-

te. Er war tapfer, edelmüthig und bei dem Volke beliebt; durch eine gewisse edele und aufgeklärte Freimüthigkeit, die alle niedrigen Künste mehr verachtet als ganz unwissend darin ist, war er das Idol der Großen, des Volks und der Soldaten; er liebte den Ruhm und Glanz, aber sein Vaterland mehr als beide. Nie hatte die Hoffnung der Gunst des Hofes, noch dessen Schmeicheleien ihn vermocht, seine Meinungen zu verstellen, oder den Anordnungen Beifall zu geben, die ihm ungerecht und den Niederlanden nachtheilig schienen. Seine Hände waren allen Armen offen, sein Herz empfindlich für alle Unglückliche, sein Schloß der Versammlungsort aller guten Bürger. Seiner Tapferkeit und guten Aufführung dankte Spanien die berühmten Siege bei St. Quintin und Gravelingen über die Armee Heinrichs des Zweiten von Frankreich, und noch hatte es diese ausgezeichneten Verdienste weder durch Ehrenstellen noch durch Zutrauen belohnt.

Wenn außer Egmond noch Jemand der Statthalterschaft würdig schien; so war es der Prinz von Oranien, aus einem Hause, welches einst mit dem Oesterreichischen wetteiferte. Karl, der Fünfte, bewies ihm viele Achtung und Zärtlichkeit. Wilhelm von Oranien war eins von

den seltenen Genien, die die Natur zu den großen Unternehmungen, zu welchen das Glück sie bestimmt, bereitet hat. Er war nachgebend und listig, einschmeichelnd, beredt und fein, von großem Ehrgeiz und verstellter Mäßigung, eben so geschickt Armeen zu werben, als Bündnisse zu schließen, dreist in seinen Entschlüssen und hurtig in der Ausführung derselben, geachtet in seinem Lande und geschätzt im Auslande; er verstand die Kunst sich mit Gewandheit aus schweren Geschäften zu ziehen, und in gefährlichen Dingen fehlte es ihm nie an Mitteln sich zu helfen; er war hitzig im Glück und standhaft im Unglück, hoffte viel und fürchtete nichts; die Religion betrachtete er oft als eine gleichgültige Sache, und den Krieg als ein Talent, das ihm fehlte, und das er nur durch die allerfeinste Politik ersetzen könnte. Unter einem wenig versprechenden Aeußern verbarg er die größte politische Seele des Jahrhunderts; man war überrascht durch seine Herablaßung, und überwunden durch seine Beredtsamkeit, die man kaum von seinem kalten und schweigenden Charakter erwartete. Beständig wußte er den Vorzug zu behaupten, den große Seelen über kleine Geister haben.

Graf Horn, aus dem berühmten Hause Montmorency, war der dritte Herr, der An-

sprüche auf die Generalstatthalterschaft machte. Dies war zu seiner Zeit einer der tapfersten, kühnsten und verwegensten Männer; er besaß einen falschen und unruhigen Geist, und schien ein Feind aller Ruhe zu seyn; der seinigen aus Unruhe, und Anderer, aus Ehrgeitz. Er hatte eine gewisse Bitterkeit im Charakter, eine seltsame Mischung in den Ideen, und mehr Sonderbares als Großes in seinen Planen, und schien nichts als Parteien und Empörung zu wünschen, um darin seine Erhebung zu finden. Er war eifersüchtig auf seine Vorgesetzten, anmaßend gegen seines Gleichen und stolz gegen die, die unter ihm waren, ungleich gegen alle Menschen, und doch spielte er nur eine untergeordnete Rolle in diesem großen Schauspiel.

Diese drei Männer machten ein furchtbares Triumvirat aus; Egmond war berühmt durch seine Siege, Wilhelm bewundert wegen seiner Klugheit, und Horn gefürchtet wegen seines Credits; der Erste hatte mehr einen glänzenden Namen, der Zweite mehr Ansehen, und der Dritte mehr Reichthümer. Glücklich waren die Niederländer, daß sich die Leidenschaften und Privatabsichten dieser Männer in einem Zwecke vereinigten, aus welchem ihre Freiheit hervorgegangen ist; sie verdienten den Dank der Zeitgenoßen und der

Nachwelt, für welche sie aufopferten, für welche sie kämpften.

Man war in gespannter Erwartung der Entschließung Philipps, weil man gehört hatte, daß Margarethe von Oesterreich, Karls des Fünften natürliche Tochter,] Herzogin von Parma, aus Italien abgereist sey, um Besitz von der Regierung in den Niederlanden zu nehmen 1559. — Sie kam, und nun besetzte Philipp noch die Statthalterschaften in den besondern Provinzen. Lamoral, Graf von Egmond, ward Statthalter in Flandern und Artois; Wilhelm, Prinz von Oranien und Graf von Nassau, in Holland, Seeland, Utrecht, Westfriesland, Voorne, Briel und der Grafschaft Burgund; Graf Horn ward Admiral über die Niederlande. Dies sind die drei merkwürdigsten Männer; die andern Provinzen erhielten auch jede ihren Statthalter, die aber weniger von Bedeutung sind. Jeder Statthalter hatte in seiner Provinz den Befehl über das Kriegsvolk und die Verwaltung der bürgerlichen Regierung, standen aber mit Brabant, welches keinen besondern Statthalter erhielt, unter der allgemeinen Statthalterschaft der Margarethe. Auch ordnete Philipp einen Staats- Geheimen- und Finanzrath an, wozu er den Prinzen Wilhelm von Oranien, Egmond, und den Bi-

schof von Arras, Granvella, mit berief. Aber um ihn bei dieser Einrichtung ganz darzustellen; so muß ich hinzufügen, daß er noch einen besondern Rath, mit der ausdrücklichen Verordnung für die Statthalterin, errichtete, daß, wenn in dem Staatsrathe eine zu große Einigkeit oder Uneinigkeit herrschte, sie alsdann mit den treuen Dienern — seiner Tyrannei — Barlaimont und Viglius, einen besondern Rath halten sollte, den man hernach die Consulta nannte. Perrenot von Granvella blieb indeß in allen Dingen die Hauptperson; ihm ließ Philipp das Geheimniß seiner Absichten und die Sorge seiner Rache; Margaretha schien eigentlich nur bestimmt zu seyn, die königliche Gewalt in ihrer Person vorzustellen.

Der Kardinal Granvella, ein vielumfassender Geist, den die Schule seines Vaters und das Kabinet Karls V. zu den größten Dingen fähig gemacht hatten, erschien bald ganz wie er war — ehrgeizig, heftig und überaus stolz. Er freuete sich stets, wenn er einen stolzen Beweis seines Ansehens geben, die Großen erniedrigen, und den Neid verachten konnte, den man auf sein Glück warf. Er verzieh nie Beleidigungen, und vergaß nie Wohlthaten. Er schien der Minister aller Prinzen zu seyn, durch die Kenntniß,

die er von ihren Intriguen hatte; das verschiedene Interesse aller Staaten wußte er mit großer Geschicklichkeit abzuwägen; er schien ein Bürger aller Länder zu seyn, durch die Fertigkeit in allen Sprachen, und ein Mann von allen Beschäftigungen durch die Allgemeinheit seiner Kenntnisse. Karl hatte eine so hohe Meinung von seinen Verdiensten, daß er ihn seinem Nachfolger empfahl, als die wesentlichste Stütze seines Reichs; Granvella war auch ein so geschickter Hofmann, daß diese Empfehlung ihm in dem Charakter Philipps nicht schadete; er wurde der Vertraute des Sohnes, wie er es des Vaters gewesen war.

Man kann sich leicht überreden, daß ein Minister von einem solchen Charakter den Niederländern keine Erniedrigung ersparte, die man ihnen bestimmt hatte. „Philipp hatte verordnet, „daß man sie beinahe wie die Westindier behandeln sollte, damit ihr Untergang seine Macht „bestärkte. Granvella arbeitete mit Erfolg, sie „zu schwächen. Philipp hatte gewünscht, daß „man dem Adel die Fertigkeit nähme, womit er „sich in die Geschäfte der Regierung zu mischen „gewohnt war. Granvella machte ihm den „Staatsrath nach und nach zum Eckel. Philipp „trachtete darnach den Provinzen ihre Freiheiten „zu nehmen, die eine Reihe von Regenten geach-

„tet

„tet hatten; Granvella verletzte sie mit Kühnheit. „Karl V. hatte die Protestanten gedrückt, er „drang dem Volke die Inquisition auf, und ließ „das erste Blut der Religion wegen in den Nie„derlanden fließen; sein Eifer erkaltete, sobald „seine Politik eine andere Richtung ihm vorschrieb. „Sein Sohn hatte beschlossen, diese Völker der „größten Strenge der Inquisition, nach den ab„scheulichen Schlüßen des Tridentinischen Conci„liums, zu unterwerfen, durch neue Bischöfe und „Prälaten vom Hofe ernannt, um Besitz von den „Abteien zu nehmen, die bis dahin das Recht „hatten, sich selbst ein Oberhaupt zu wählen; „Granvella vollendete alle diese Projekte mit ei„ner Hurtigkeit, und mit einem Stolze, der auch „die kältesten und unterwürfigsten Niederländer „empörte. Vierzehn neue Bisthümer und drei „Erzbisthümer wurden errichtet, die Bischöfe er„nannt; allein das Volk verwarf sie, und die „Städte verschlossen ihnen die Thore."

Die Mönche fürchteten für ihr Interesse, die Protestanten für ihre Religion, das Volk für seine Freiheit, und der Adel für sein Ansehen. Granvella wurde für den Urheber dieser Veränderungen gehalten; sein großes Ansehen in der Regierung und sein Stolz erweckte die Eifersucht der Großen und den Haß der Geringern. Der Prinz

von Oranien, Egmond und Horn arbeiteten eifrig daran, ihn zu entfernen, und fingen damit an, ihn lächerlich zu machen, ein Mittel das selten ganz trügt, und das hier um so wirksamer seyn mußte, je mehr es mit dem allgemeinen Unwillen zusammen traf. Die Diener und Knechte dieser Herren erschienen in schwarzer Livree, auf die Ermel waren Köpfe mit Narrenkappen gesetzt, die das Volk für Kardinalshüte hielt. Man ließ einen Kupferstich ausstreuen, worauf der Kardinal auf einem Haufen Eier, woraus Bischöfe hervorkamen, sitzend und brütend vorgestellt war; ein Teufel schwebte ihm über dem Kopfe mit der Beischrift: „dies ist mein Sohn, den sollt ihr hören." Man hatte sogar die Dreistigkeit, ihm diesen Kupferstich in die Hand zu stecken.

Die Unzufriedenheit aller Stände vereinigte sich bald, und man beschloß nachdrückliche Klagen am Fuße des Throns niederzulegen. Egmond reiste nach Spanien, aber Philipp hörte alles gelassen an, blieb unbeweglich und versicherte endlich, daß er lieber sterben, als die Ketzerei dulden wollte. Gleich darauf erhielt die Statthalterin den Befehl: „die Schlüsse des tridentinischen Conciliums ablesen zu lassen, aber diejenigen wegzulassen, wodurch die Gewalt und Rechte der weltlichen Fürsten verletzt würden." Welch ein charakteristischer Zug! Die Bi-

schöfe riethen zur Milderung, aber er befahl aufs neue die äußerste Strenge. Der Adel schloß eine Verbindung unter sich und machte Vorstellungen am Hofe zu Brüssel, immer noch als treue Unterthanen, an welche sich das Volk anschloß. Margarethe erschrak, aber Barlaimont tröstete sie. „Fürchten sie sich nicht vor diesem Haufen Bettler, Gueux.“ Arm waren sie geworden durch den Aufwand den sie schon gemacht hatten, und dieser Spottname hatte so viel Begeisterndes für sie, daß sie ihn zum Ehrennamen machten. Seit dieser Zeit hießen alle diejenigen Geusen, die sich der römischen Kirche, und nachher dem Könige widersetzten. Sie trugen goldene oder silberne Münzen am Halse mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: „dem Könige getreu,“ auf der andern Seite waren zwei Hände, die einen Bettelsack hielten: „bis zum Bettelsack.“ Auf einem Gastmahle bei dem Grafen von Cuilenburg trank man auf die Gesundheit des Königs und der Geusen, und Bachus, aus Nachläßigkeit des Apollo inspirirte den Trinkern zwei französische Verse, die Jeder in der Form eines Eides aussprach.“

Par ce pain, par ce sel et par cette besace,
Gueux ne changeront point quelque chose
qu'on fasse.

Viglius, der tiefer in das menschliche Herz schauete als Barlaimont, weissagte die Zukunft indem er sagte: „wir werden bald den Anfang eines schönen Trauerspiels sehen" und dies war wirklich der Anfang dazu, denn der Vorhang war aufgezogen, und das übrige Europa zum Zuschauer eingeladen. Es gibt in der politischen Welt gewisse Schauspiele, in welchen der Knoten verwickelter ist, als in der Theaterwelt, und die Neigungen und Gunstbezeugungen der Zuschauer sind in jener so gut als in dieser getheilt. Bei diesem Spiele waren indeß die meisten Stimmen für die Bettler, für die man sich, auch ohne andere Absichten, aus Mitleid und Theilnahme interessirt.

Egmond hatte bei seiner Abreise aus Spanien die Herren von Bergen und von Montigny zurück gelassen, damit sie, bei einer günstigern Gelegenheit und bessern Stimmung der Laune Philipps noch einmal versuchen möchten, ihn zum Nachgeben zu bringen. Aber auch von diesem Versuche war nichts zu hoffen. Wilhelm von Oranien hatte unterdeß eine Entdeckung gemacht, die ihn persönlich zu nahe anging, als daß er hätte gleichgültig bleiben sollen. Er hatte sich Abschriften zweier Briefe des spanischen Gesandten in Frankreich, Francisko von Alava, an die Statthalterin zu verschaffen gewußt, worin

er ihr folgendes eröffnete: „dem Könige biete sich „jetzt eine schöne Gelegenheit an, eine uneinge„schränkte Herrschaft über die Niederlande zu er„langen, man müsse nur dem Prinzen von Ora„nien, Egmond und Horn schmeicheln, bis die „Zeit käme, wo man ihnen nach ihren Werken loh„nen könne, und deswegen würden auch Bergen „und Montigny in Spanien eingeschläfert."

Diese Entdeckung verursachte die Unterredung der drei Häupter zu Dendermonde; allein die Bilderstürmerei des Pöbels, der in seiner religiösen Wuth die Grenzen des Wohlstandes zu überschreiten drohete, trennte das Bündniß des Adels, unter denen selbst viele Katholiken waren, und entzweite sogar Egmond und Oranien. Es kostete etwas Mühe, diese beiden Männer wieder zu versöhnen; Egmond hofte noch immer auf die Gnade des Königs, Wilhelm hingegegen hatte alle Hoffnung aufgegeben, und sagte es dem Egmond unverstellt: „verlassen Sie sich nicht auf die Gnade des Königs, sie wird Ihr Verderben seyn."

Margarethe stellte die Ruhe wieder her und bemühete sich eine allgemeine Vergebung von dem Könige zu erhalten, um das Flüchten der Einwohner zu hindern. Philipp verweigerte sie und hielt den berüchtigten Geheimenrath, worin das Schick-

sal der Niederländer der Grausamkeit eines Alba unterworfen wurde. Fürst Eboli war der Einzige, der zur Gelindigkeit rieth, aber Alba's höllischer Rath entsprach mehr Philipps Gesinnungen. Der Marquis von Bergen und der Herr von Montigny suchten durch einen kühnen Streich diesem Entschlusse zuvorzukommen, sie luden den Don Carlos ein, sich an ihre Spitze zu stellen und sie gegen die gewaltsamen und übereilten Unternehmungen ihrer Feinde zu schützen.

Dieser junge Prinz war gebohren mit der Seelengröße und Leidenschaften für den Ruhm, mit dem erhabenen Muth und Mitleiden für Unglückliche, die den Helden bilden; aber er hatte auch einen entschiedenen Hang zu außerordentlichen und sonderbaren Dingen, der oft den Abendtheurer bildet. Der Vorschlag, den man ihm that, schien ihm groß und edel, weil er ausschweifend war; er überließ sich ihm, und bezahlte mit seinem Haupte die Einwilligung, die er einer thörichten Idee gegeben hatte. Sein tragischer Tod hat einen deutschen Schriftsteller gefunden, der ihn zum Meisterstück auf der Bühne gemacht hat, so wie ihn Philipp zum Meisterstück der väterlichen Eifersucht und Grausamkeit gemacht hatte. — Herzog Alba kam 1567 nach den Niederlanden, mit einer Gewalt die nicht leicht ein Unterthan

von dem Regenten erhält, um die Mißzufriedenen zurückzuführen oder um sie auszurotten. Margarethe erhielt ihre Entlassung.

Alba, getränkt mit der Lehre des Machiavel, wie sich die Staaten in Brüssel selbst ausdrückten, suchte die Sätze dieser Lehre in Ausübung zu bringen. Er schien von der Rotte der Teufel ausgegangen zu seyn, um das unschuldige Menschengeschlecht zu verderben, ein Würgengel, der die Pfosten, mit unschuldigem Blute bestrichen, nicht vorüber ging, der einer Katharina von Medizis und ihres einfältig boshaften Sohns nicht unwürdig war. Er wüthete hier, und jene in Frankreich, in den Herzen der treuesten Unterthanen, nach einem verabredeten Plan, wodurch Alba selbst mit französischem Blute Spaniens Macht erhöhen zu können glaubte. Die französische Geschichte der folgenden Jahre spricht nur zu deutlich für spanische List.

Alba, dieser große Feldherr, dessen Andenken aber durch alle Jahrhunderte hindurch gebrandmarkt ist, verband mit einer sehr vornehmen Geburt unermeßliche Reichthümer. Er hatte lebhafte, aber ernsthafte Augen, sein Blick war verwegen und bisweilen fürchterlich, sein Gang war spanisch, sein Anstand edel, sein Körper stark, seine Rede abgemessen und sein Schweigen

beredt. Er war mäßig, schlief wenig, arbeitete viel und schrieb selbst alle seine Geschäfte auf. Alle Umstände seines Lebens bieten ein interessantes Schauspiel dar. Seine Jugend durchlebte er vernünftig, und sein männliches Alter brachte ihm nichts Lächerliches und keine Schwäche. Das Getümmel auf dem Schlachtfelde wurde ihm nicht Ursach zur Zerstreuung; unter dem Geräusch der Waffen bildete er sich zur Politik. Wenn er in dem Rathe seine Meinung sagte, so nahm er weder Rücksicht auf die Wünsche des Monarchen, noch auf das Interesse der Minister, er erklärte sich immer für die Parthei, die er für die gerechteste hielt, und wußte seine Absichten genau damit zu verbinden, unbeschadet dem Ruhm seiner Offenheit. Seine Unerschrockenheit war nicht auf einen Tag eines Treffens eingeschränkt, er behielt sie beständig, tausendmal zitterten seine Freunde, wenn sie ihn mit einer Art von Stolz Karls Andenken vertheidigen hörten gegen die Schmähungen Philipps. Sein Haus hatte das Ansehen einer Größe, die er von Niemandem kopirt hatte, und die auch Niemand nachahmte; er füllte dasselbe mit dem jungen Adel an, der sich hier zum Kriege und zu Geschäften bildete. Seine Zöglinge nahmen lange Zeit die ersten Stellen in Spanien ein, und vermehrten dadurch seine Ehre. Man findet in den Jahrbüchern seiner Na-

tion nicht einen Anführer, der geschickter gewesen wäre, als er, einen großen Krieg mit wenigen Truppen zu führen, die stärksten Armeen zu verderben, ohne sie zu schlagen, den Feind zu betrügen, ohne sich betrügen zu lassen, das Zutrauen der Soldaten zu erwerben und ihr Murren zu ersticken. Man behauptet, daß er in 60 Jahren des Krieges unter verschiedenen Himmelsgegenden, gegen ganz verschiedene Feinde, in allen Jahreszeiten, niemals geschlagen oder überfallen sey. Welch ein Mann, wenn er nicht den Glanz so vieler Talente und selbst Tugenden durch eine übertriebene Strenge, die in Barbarei und Grausamkeit ausartete, verdunkelt hätte! Der Beiname Bluthund stellt aus ihn in dem abscheulichsten Bilde dar, und vereinigt alles in sich, was wir uns Schreckliches denken. Alba's Eifer in der Religion ging bis zum Aberglauben, und zu einem schwärmerischen und wüthendem Hasse gegen alle, welche die römische Kirche für Abtrünnige und Ketzer erklärt hatte. Hierin war er seinem Könige vollkommeu ähnlich, und diese Aehnlichkeit war der wichtigste, vielleicht der einzige Bewegungsgrund, warum Philipp den Alba zur Ausrottung der Ketzer und zur Einführung einer willkührlichen Gewalt wählte. Diese Absichten konnten nicht ohne die äußerste Grausamkeit und Blutvergießen erreicht werden. Alba war an

Verwüstung, Blut und Leichen gewöhnt, und befriedigte in dem Befehle des Königs seine eigenen Neigungen und Leidenschaften. Was für ein König, der Befehle zur Ausrottung seiner Unterthanen unterschreibt, und was für ein General, der eine Freude darin findet sie zu vollziehen!!

Alba entfernte sich auf Befehl des Königs von seinem Charakter, der nicht zur Verstellung geneigt war, am wenigsten bei seinem Geschäfte in den Niederlanden, und gab gleich anfangs friedliche Gesinnungen vor. Er berief die drei Herren, deren Geburt, Reichthümer, Ansehen und Verdienste sie dem Monarchen am verhaßtesten und furchtbarsten machten, den er vorstellte, zu einer friedlichen Unterredung. Wilhelm besuchte den Egmond zu Willebrök, und bemühete sich, ihm die Lockungen Alba's verdächtig zu machen. Graf, sagte er ihm endlich nach fruchtlosen Bemühungen, Sie sind die Brücke, über welche die Spanier in dies Land gehen. Egmond faßte dies auf, und stellte Wilhelm den Verlust seiner Güter und seiner Ehre vor, wenn er nicht in die Unterredung willigte. Wilhelm blieb standhaft in seiner Weigerung, und beide trennten sich mit besondern Empfindungen. Egmond nahm Abschied von seinem Freunde und Rathgeber, mit den Worten: Adieu Prinz ohne Land. „Wilhelm

sahe ihn an und antwortete:" Adieu Graf ohne Kopf. *) Der Erfolg rechtfertigte diese letztere Weissagung.

Egmond und Horn rechneten unvorsichtig auf das Wort eines Ministers Philipps des Zweiten und starben (1568 am 2ten Junius) unter dem Beile als ein paar wichtige Opfer für Philipps Rache. Philipp freuete sich über den Tod dieser Männer und um das Werk vollkommen zu machen, ließ er den Montigny, Bruder des Horn nach Segovien, und Wilhelms Sohn, Philipp, Graf von Büren, von der hohen Schule in Leiden nach Spanien bringen. Dieser seufzte 28 Jahre in der Gefangenschaft, bis er seine Freiheit erhielt, und jener wurde im Gefängniß erwürgt. Ein Trupp Niederländer, die nach St. Jago de Compostella wallfahrteten, zogen um sein Gefängniß, sangen ihm in einem flammischen Liede den Tod seines Bruders, und reizten ihn zur Flucht, die seinen Tod beschleunigte. — Nun ward der Rath der Unruhen oder der Blutrath in den Niederlanden errichtet, den Johann von Vargas mit dem Urtheil eröfnete: „daß alle Niederländer den Galgen verdienten." Das Revolutionsgericht unter Robespierre in Paris war nicht so schrecklich als dieser Blutrath, das höllische Werk eines Alba.

*) Adieu, Prince sans terre. — Adieu, Comte sans tête.

Egmonds und Horns Tod entfernte auf immer die Herzen der Niederländer von Philipp und stellte den Prinzen von Oranien ohne Nebenbuhler an die Spitze der Geschäfte. Von allen Großen des Landes hatte Granvella keinen so sehr gefürchtet als Wilhelmen, der in seinen Augen allein fähig war, eine Partei zu bilden und zu unterstützen. Als sich dieser Kardinal nach Rom begeben hatte, und dort das Unglück der Niederländer hörte; so fragte er mit einer begierigen Ungeduld: ob der Stillschweigende — Taciturne — so nannte er den Prinzen von Oranien, gefangen wäre? Als man ihm dies mit Nein beantwortete; so sagte er: „Alba hat nichts gethan."

In der That war auch Wilhelm dreist genug, um große Plane zu machen, edel genug, sich ihnen ganz zu überlassen, und glücklich genug, um sie auszuführen. Er hielt mehr auf den Ruhm, als auf das Vergnügen, mehr auf seine Familie, als auf sein Leben. Nichts schien ihm heldenmüthiger zu seyn, als das Joch zu zerbrechen, das sein Vaterland drückte, und die öffentliche Freiheit durch spanisches Blut zu befestigen. Seine Leidenschaft verblendete indeß seine Klugheit nicht, und er empfand wohl, daß sein Vaterland noch nicht hinlänglich verbunden sey, um als öffentli-

cher Feind die spanische Macht zu vernichten. Er begab sich in die Mitte des deutschen Reichs, wo er sich den Plan zu der Umwälzung der Dinge, auf die er dachte, abzeichnete. Wilhelm besaß unter seinen übrigen Talenten auch das — alle die zu verführen, mit welchen er sich unterhielt. Er gewann so viel Achtung und Zutrauen der deutschen protestantischen Fürsten, daß sie ihren Rath, ihre Truppen, und was man kaum glauben kann, ihre Schätze an ihn verschwendeten.

Wilhelm erhob sich von Dillenburg, um mit diesen Hülfsquellen, verbunden mit denen, die er von den Hugenotten in Frankreich, von der Elisabeth in England, von den Flüchtlingen, die die Tyrannei zwang, eine Freistadt bei ihm zu suchen, hatte, in die Niederlande einzudringen. Allein solche in der Eile zusammengebrachte, schlecht gerüstete, schlecht geübte und schlecht bezahlte Armeen, von einem General geführt, der mehr Genie zu Staatsgeschäften, als zum Kriege hatte, konnten gegen die alten spanischen Truppen, die mehr als einmal Europa zittern gemacht, und die überdem den Vortheil hatten, einen Anführer an ihrer Spitze zu sehen, den der Sieg immer gekrönt hatte, nicht viel ausrichten. Alba hatte schon Wilhelms Bruder Ludwig, der den Schauplatz des Kriegs in Friesland und Gröning-

gen eröfnete, bei Jemmingen geschlagen, und feierte seinen Triumph in Utrecht durch Grausamkeiten, als Wilhelm in Brabant einrückte *). Bei dem Flusse Gete kam es zum Treffen; Wilhelm ward geschlagen, und die Folge war, daß er seine Truppen durch Frankreich nach Deutschland führen, und sie aus Mangel an Gelde verabschieden mußte. So unglücklich endigte sich der Kriegszug des Prinzen, von welchem die Niederlande ihre Freiheit gehofft hatten.

Alba, begünstigt durch das Glück und geschmeichelt von dem Pabst, der ihm einen geweiheten Huth und Degen schenkte, trieb seinen Stolz so weit, daß er sich selbst, aus dem bei Jemmingen eroberten Geschütz, eine Bildsäule verfertigen und im Schlosse zu Antwerpen aufstellen ließ. Nicht genug, daß er der Quäler lebender Menschen war, auch als Statue trat er mit dem Fuße auf zwei Menschenbilder. Der Erfinder des Symbols, Arias Montanus, nannte sie die beiden niederländischen Stände, den Adel und das Volk; Prinz Wilhelm kam in seiner Erklärung damit überein. Die Niederländer lasen mit Unmuth

*) Auf seinen Fahnen las man die Worte: pro lege, grege et rege — für das Gesetz, das Volk und den König.

die stolze Innschrift: „Er hat die Aufrührer ver„trieben, die Religion erhalten, Gerechtigkeit ge„übt, und den Niederlanden den Frieden gege„ben;" die Spanier sahen sie mit Mißgunst und König Philipp mit innerlichem Verdruß; er ließ sie umstürzen.

Man kann behaupten, daß Wilhelm damals voraussahe, daß er geschlagen werden würde, aber in der Lage, worin er war, war eine Unthätigkeit nachtheiliger als ein Verlust. Die Einbildung der Niederländer war erhitzt durch die Flucht und Verbannungen, durch Einziehung der Güter, durch Gefangennehmung, durch Hinrichtungen und Ströme von Blut, die die ersten Tage der Regierung Alba's bezeichneten. Wilhelm mußte dies Feuer in den Herzen unterhalten, welches, wenn es einmal erloschen war, wieder anzufachen schwer gewesen seyn würde. Dieser Gegenstand war ihm wichtig genug, um ihm alle übrigen Betrachtungen und Rücksichten aufzuopfern. Ueberdem war diese Unternehmung nicht so ganz unglücklich. Wilhelm hatte dabei den Trost, zu sehen, daß die Völker ihre Wünsche für ihn äußerten, daß sie ihm dankbar für seine Bemühungen waren, die er anwandte ihre Ketten zu zerbrechen, und daß sie geneigt waren sich mit ihm zu verbinden, wenn sie es konnten, ohne zu viel auf das Spiel zu setzen.

Die Wallonen oder Einwohner aus Flandern und Artois u. s. w. wanderten Schaarenweise nach England und andern Ländern, denen sie durch ihre Manufakturen und Industrie Reichthum verschaft haben, und selbst Wilhelm hatte sich mit seinem Bruder, nach seiner Niederlage, nach Frankreich begeben. Hier fand er einen Erretter und eine Stütze in dem Admiral Coligny, der selbst den Kampf für Gewissensfreiheit gegen die wilden Horden der Guisen und Medizeer kämpfte, und stets bereit war ihn aufs neue zu bestehen; er fiel aber endlich selbst als ein Opfer der blinden religiösen Wuth und eines teufelischen Betrugs. Dieser große und tugendhafte Mann war nicht so sehr mit dem Unglück seines Vaterlandes beschäftigt, daß er nicht auch seine Augen auf die benachbarten Länder hätte richten sollen. Er zeigte seinem Freunde, daß die Spanier in den Niederlanden keine Marine hatten, daß es daher möglich sey, sie mit Vortheil zur See anzugreifen, und so in der Folge die Eroberungen, die man über sie machen würde, leicht erhalten und erweitert werden könnten.

Wilhelm war nicht von den Politikern, die alle Projekte, die sie nicht selbst geformt haben, gefährlich und unausführbar finden; das Licht, welches man ihm hier in die Augen leuchten ließ, traf

traf ihn sehr lebhaft. Er rüstete Kaper aus, um den Spaniern die Schiffe wegzunehmen, und das Glück derselben munterte mehrere zu dieser Unternehmung auf. Man nannte diese Freibeuter Wassergeusen. Als Wilhelm sahe, daß alles besser ging, als man gehofft hatte; so wußte er sich Geld zu verschaffen, womit er seine Seemacht vergrößern könnte, und bald erschien eine kleine Flotte unter dem Admiral Lumey, Wilhelms vertrautestem Freunde, in der See. Die Schiffe führten zur Devise einen Taucher, der stets auf der Höhe der Wellen schwebte, mit den Worten: mediis tranquillus in undis, ruhig mitten in den Wasserwogen.

Lumey erhielt Befehl, die Küsten von Holland zu beunruhigen, und er war so glücklich den 1ten April 1570 den Hafen zu Briel zu überrumpeln, und sich in der Folge Meister von der Stadt zu machen. Dies ist der glückliche Anfang eines nachher so mächtig zur See gewordenen Staates. 1571 wurde Vlißingen und Veere, und bald darauf die ganze Insel Walcheren, Middelburg ausgenommen, erobert. Die Erbitterung war so groß, daß die Wassergeusen die gefangenen Spanier mit den Rücken zusammen banden und ins Meer warfen, um ihnen die Füße zu waschen, wie sie es nannten. Alba schickte

den Marquis Bossu, der Mittel fand, sich einzuschiffen und Truppen nach Middelburg zu bringen, welches die Geusen belagerten. Unterdeß war auch Graf Ludewig von Nassau, durch eine ganz eigene Politik des französischen Hofes, der selbst die Ketzer verfolgte, mit Truppen unterstützt, herangerückt, und hatte Bergen und Valenciennes, mit Hülfe der Einwohner erobert. Weil nun Alba gerade die abscheuliche Auflage: den zehnten Pfennig, gemacht hatte, und sie mit Gewalt eintrieb; so nützten dies die Anhänger des Prinzen von Oranien, und breiteten überall aus, daß sie gekommen wären, diese Auflage abzuschaffen.

Die Nachricht von jener Eroberung breitete sich bald in den Provinzen aus und verursachte große Bewegungen. Diese Völker, die sich beinahe, ohne zu murren, den größten Theil ihrer Privilegien hatten nehmen lassen, die ruhig das Blut ihrer Vorgesetzten und Magistratspersonen hatten fließen sehen, die mit eigenen Händen Festungen aufgeführt hatten, um sie darin zu verwahren, diese Völker kannten jetzt nur ein Geschrei, und dies war Freiheit. Sie schienen erniedrigt, so lange gezaudert zu haben, das spanische Joch abzuwerfen, und vorbereitet, es nie wieder zu tragen. Wilhelm, dessen Unglück sein

Ansehen nicht vernichtet hatte, unterhielt diese Stimmung durch alle Mittel, die eine feine Politik darbot. Indem er die vielvermögenden Namen „Vaterland, Religion, Freiheit" beständig wiederholte, entzündete er dadurch einen beinahe allgemeinen Brand in Holland und Seeland. Amsterdam und Middelburg waren es noch allein, die im Gehorsam der Spanier blieben. In andern Provinzen war die Revolution nicht so allgemein.

Wenn Alba weniger wachsam, weniger geschickt, weniger thätig und entschlossen gewesen wäre; so wären die Niederlande von dieser Zeit an dem Hause Oesterreich entrissen gewesen. Aber dieser große Anführer ließ sich durch alle dies Unglück nicht außer Fassung bringen; er vereinigte sogleich seine ganze Macht, um Mons wieder zu erobern, welches man durch List weggenommen hatte; er überfiel den Prinzen Wilhelm, der den Belagerten Hülfe zuführte, und brachte ihn in Unordnung. Alba eroberte die Stadt wieder, die den Franzosen die Niederlande öffnete, unterwarf sich alle übrigen Plätze, die sich empört hatten, und gieng in großen Tagereisen auf Holland los. Alle Greuel und Grausamkeiten begleiteten die Züge der unbändigen Spanier; sie mordeten, ersäuften und schändeten alles, was ihnen ent-

gegen kam. Alba's Eroberungen wurden nur unterbrochen durch seine Unpäßlichkeit. Sein Sohn Ferdinand trat in seine Stelle und that alles, was er ohne Flotte und ohne Geld thun konnte. Herzog Alba forderte beides von Spanien mit einer Freimüthigkeit, wozu ihn seine Talente und seine Tapferkeit berechtigten; allein, er erhielt nichts von Philipp als Briefe voll von Bitterkeit und Verachtung. Aufgebracht über eine so wenig verdiente Behandlung fragte er seinen Sohn, was er bei dieser Gelegenheit thun sollte?

„Fordern Sie ihren Abschied, antwortete dieser, die Fehler, Unwissenheit und Nachläßigkeit „ihrer Nachfolger werden ihrem Ruhm eine neue „Stütze geben, und ihn in seinem vollen Glanze „zeigen. Die ganze Welt und der König selbst „wird sehen, was er für einen Mann verachtet, „und wer die sind, die er ihm vorgezogen hat. „Die Urheber der schlechten Rathschläge und Ihre „Neider werden mit Unwillen sehen, daß der „Ruhm der Spanier, der Ihr Werk ist, durch „Ihr Zurücktreten fallen wird. Es ist Zeit, mein „Vater, daß Sie sich zur Ruhe begeben, nach „70 Jahren muß man nicht mehr daran denken, „Lorbeern zu pflücken, sondern Sie müssen unter „dem Schatten derer, die Sie erworben haben, „ausruhen, und des Ruhms so vieler schönen Tha-

„ten genießen. Der Verlust dieser Provinzen für „Spanien, der auf Ihren Zurücktritt folgen wird, „wird Ihnen Trophäen errichten, die nur mit „dem Universum untergehen werden.“

Das Hochtrabende dieser Rede wurde etwas gerechtfertigt durch die Begebenheiten, die auf Alba's Abreise folgten.

Alba hielt um seine Zurückberufung an, und empfahl seinen Sohn zu seinem Nachfolger. Philipp hatte es anders beschlossen; er schickte den Herzog von Medina Celi. Dieser Held kam, sah und gieng zurück, ohne die Statthalterschaft anzutreten. Alba sah indeß doch, daß er einen andern Nachfolger erhalten würde, und war daher darauf bedacht, sich vor seinem Abgange noch mit den Niederländern auszusöhnen. Er erbot sich, den zehnten Pfennig gegen eine bestimmte Summe von zwei Millionen aufzuheben, und befahl den Statthaltern der besondern Provinzen, dies den Ständen zu eröffnen.

Allein der Adel und die Städte, die es mit dem Prinzen hielten, versammleten sich zu Dordrecht, und hier wurde der erste Entwurf des Staats der vereinigten Niederlande gemacht. Wilhelm hatte indeß ein neues Heer geworben, und diese Versammlung bewilligte so gleich hundert tausend Kronen zur Erhaltung desselben.

Zugleich machte sie den merkwürdigen Schluß: „den Prinzen Wilhelm für den rechtmäßigen Statthalter des Königs über Holland, Seeland und Utrecht zu erkennen, und es dahin zu bringen, daß er zum Beschützer der ganzen Niederlande, während der Abwesenheit des Königs, erwählt werden möchte. Beide Theile, der Prinz und die Stände, versprachen sich mit dem Könige keinen Vergleich zu machen, ohne beiderseitige Einwilligung. So wohl die Reformirten als Katholiken sollten Religionsfreiheit haben. Die Stände gelobten hierauf dem Prinzen durch einen Handschlag Gehorsam, er selbst ernannte sogleich seinen Freund Lumey zu seinem Stellvertreter in Holland.

Im Frühling des Jahrs 1573 errichtete Wilhelm nach Gutbefinden der Stände einen Rath zu Delft, der ihm die Staats- und Kriegssachen besorgen helfen sollte. Alle Verordnungen desselben erschienen im Namen des Königs und auf Gutachten des Prinzen und des ihm beistehenden Raths. Zugleich errichtete er eine Versammlung gewisser Abgeordneten der Stände in Hoorn, die hernach die abgeordneten Räthe von Westfriesland und Nordholland hießen.

Alba war indeß in Amsterdam und machte Schulden. Sein Ansehen war so gesunken, daß

selbst die Royalisten sein Bildniß aus ihren Prunkzimmern nahmen, und es an den häßlichsten Orten im Hause aufhingen. Als er endlich einen Tumult fürchtete wegen seiner Schulden; so ließ er unter Trompetenschall seine Gläubiger alle auf den folgenden Morgen nach seiner Wohnung einladen, aber in der Nacht entwischte er heimlich aus der Stadt, ohne sie bezahlt zu haben. Mehrere Familien geriethen durch diesen abscheulichen Betrug in die größte Armuth.

Bald hierauf rief Alba die Generalstaaten zusammen und forderte Geld, fand aber keine geneigte Ohren. Die Staaten von Holland schrieben an die Generalstaaten: „es sey besser, daß sie sich alle vereinigten, um die Tyrannen und Fremden wegzujagen;" sie erklärten: „daß sie die Waffen nicht gegen den König, sondern gegen einen Tyrannen ergriffen hätten, der Ströme des edelsten niederländischen Bluts habe fließen lassen, der in seiner Grausamkeit einen Phalaris, Nero, Herodes und Pharao übertreffe" sie behaupteten; „es sey Pflicht, gegen Soldaten zu kämpfen, die ganze Städte verwüstet, den Handel vernichtet, die heiligsten Rechte zu Boden getreten, die Tausende von Einwohnern schrecklich ermordet, und an den Weibern und Mädchen Greuel verübt hätten, die Schaudern erregten;" sie riefen alle christliche

Mächte zu Zeugen auf, daß sie nur gegen Ungeheuer und ihren Anführer kriegten, und baten am Ende den König, daß er sie von dem Herzog Alba und seinen Trabanten befreien möchte.

Diese Schrift hatte Wirkung auf Philipp. Alba erhielt seinen Abschied und verließ den 18. Nov. 1573 die Niederlande mit der eigenen Versicherung, daß er in den sechs Jahren seiner Statthalterschaft 18,000 Ketzer durch den Scharfrichter habe hinrichten lassen. Man hat ihm nachgerechnet, daß er 52 Millionen aus den Niederlanden zur Unterdrückung der Niederländer gezogen hat. Seinem Nachfolger empfahl er seine Maaßregeln beizubehalten. Der Rath der Unruhen, vor dem jetzt noch 15000 unabgethane Sachen hiengen, blieb also vorerst noch in Thätigkeit. —

Louis von Requesens y Zuniga, Großkommandeur von St. Jago, ein feiner, herablassender, höflicher und freigebiger Mann, trat seine Statthalterschaft 1573 an, und fand alles in der größten Verwirrung. Er sah indeß wohl, wo es fehlte, und ließ gleich im Anfange des folgenden Jahrs zu Antwerpen eine Flotte ausrüsten, aber sie kam kaum aus der Schelde, als sie schon von Boisot geschlagen wurde. Middelburg ergab sich darauf an den Prinzen von Oranien.

Die kriegerischen Fähigkeiten des Requesens entsprachen nicht seinen bürgerlichen Tugenden; sein Ansehen oder sein Werth war so schlecht gegründet, daß die meisten Officiere um ihre Entlassung baten, und daß die Soldaten, die mit Unwillen dienten, sich mehr durch ihre Unordnungen als durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Diese sonst disciplinirten, zum Kriege und Strapatzen gewöhnten Soldaten zeigten keinen andern Muth, als zu plündern. Wenn sie sich einmal schlugen, wie auf der Mookerheide, wo die beiden oranischen Helden, Ludewig und Heinrich, ihr Leben verloren, das den Niederländern so theuer war; so schien dies nur ihre Wuth noch mehr anzufachen, die in völlige Raserei und Zügellosigkeit ausarte te. Nur allein unbewaffneten Menschen und Städten, deren Vertheidigung ihnen aufgetragen war, schienen sie furchtbar; sonst gewöhnt, die Empörer zu schlagen, wichen sie jetzt vor ihnen, jeder Tag vermehrte ihre Schande und ihren Verlust. Mit Ungestüm forderten sie ihren Sold; und da sie ihn nicht erhielten, so zogen sie nach Antwerpen, nahmen den Bürgern Geld und Tücher, um sich bezahlt zu machen. Hieran hatten sie noch nicht genug, ihre Habsucht und zügellosen Leidenschaften kannten keine Grenzen, sie fiengen den 4ten Nov. 1575 an zu plündern, auf eine Art, wovon man kein Beispiel

hat, die schrecklichsten Grausamkeiten waren ihr höchstes Vergnügen; sie verübten sie an Bürgern einer Stadt, die sie schützen sollten. Vier Millionen stahlen sie, und für vier Millionen verbrannten sie an Häusern und Meublen. Die reichste Handelsstadt in Europa wurde durch Soldaten ihres eigenen Königs in das größte Elend gestürzt. Die Geschichte stellt uns beinahe nichts schrecklicheres auf, als diese Antwerpische oder Spanische Furie.

Wilhelm, der sich indeß durch viele Unannehmlichkeiten durchgearbeitet hatte, machte einen Anschlag auf Antwerpen, der ihm aber mißlang. Requesens sahe in seiner traurigen Lage kein anderes Mittel, sich zu helfen, als eine Vereinigung in Vorschlag zu bringen. Man kam in Breda zusammen, und ging fruchtlos auseinander, weil sich Spanien zu keiner Religionsfreiheit verstehen wollte, oder weil Wilhelm zu viele Vortheile hatte, um nachgeben zu wollen. Alle List des Requesens half nichts, und auf alle Anforderungen seiner Unterhändler erhielt er nichts, als das Distichon Cato's zur Antwort; Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps. (süß klingt die Pfeife, wenn der Vogelfänger den Vogel betrügt.)

Requesens starb 1576, und sein Tod eröfnete eine neue Scene. Die Niederlande waren oh-

ne Oberhaupt, und schienen ein Raub der mächtigern Partei zu werden. Es entstanden nämlich drei Parteien, wovon jede ihre besondern Absichten hatte.

1) Die Partei des Prinzen von Oranien, welchen die Provinzen Holland und Seeland an ihre Spitze gestellt, und beinahe eine souveräne Gewalt übertragen hatten. Alle Stände hatten ihm den Eid des Gehorsams und der Unterwürfigkeit während des Krieges geleistet, und er hatte geschworen, die Vorrechte und Freiheiten des Landes zu beschützen. Man hatte darauf das Vereinigungsbündniß zwischen Holland und Seeland unterzeichnet am 4ten Julius 1575, und sich darin unter der Regierung Wilhelms wechselseitigen Beistand und gleiche Vertheilung der Abgaben versprochen. Wilhelm nutzte darauf die Abscheulichkeiten der spanischen Soldaten und ihre Uneinigkeit, und ließ durch einen geheimen Anhänger, den Herrn von Glimes, Befehlshaber in Brüssel, den ganzen Staatsrath in Verhaft nehmen; die patriotischen Räthe ließ er aber sogleich wieder in Freiheit setzen. Einer von den Spanischgesinnten, Hieronymus von Roda, war damals in Antwerpen, und maßte sich, auf die Nach-

richt jener Gefangennehmung, die Gewalt des Statthalters an, die patriotischgesinnten Räthe aber verboten öffentlich, den Befehlen dieses Mannes zu gehorchen. Hierdurch verlohr die Regierung ihr ganzes Ansehen und kam in Verachtung. Der Staatsrath, der nun gereinigt war von den Spanischgesinnten, hielt es mit den Ständen; auch verschiedene Provinzialstatthalter traten zu ihm, und hieraus war

2) die Partei des Staatsraths entstanden, die aufgebracht war, daß man unter dem Vorwande, eine Partei zu bestrafen, die revoltirt hatte, der andern ihre Freiheit raubte.

3) Die Partei der Spanier, die alle Soldaten waren, aber keine Bezahlung erhalten hatten; sie wählte sich einen General, beraubte die Dörfer und plünderte die Städte.

Die erste Partei hatte ohnstreitig jetzt die meisten Vortheile auf ihrer Seite, und Wilhelm wußte den besten Gebrauch davon zu machen. Die Stände von Brabant, Flandern, Artois und Utrecht hatten ihm den Vorschlag thun lassen, einen Waffenstillstand einzugehen, und die zu Breda abgebrochenen Friedensunterhandlungen

wieder anzufangen. Er nutzte dies Anerbieten und die Zeit, wo die Spanier am verhaßtesten waren, um die ganze Nation zu vereinigen. Durch seine Bemühungen wurde am 8ten November 1576 ein Bündniß unter allen Provinzen, Luxenburg ausgenommen, welche die Einladung nicht annahm, geschlossen. Dies ist der bekannte Friede, oder sogenannte Pacifikation von Gent, worin die Stände, oder nach ihrem eigenen Ausdruck, die Staaten von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Namur, Utrecht einerseits, mit dem Prinzen von Oranien, den Staaten von Holland, Seeland und ihren Bundesgenossen andererseits, sich versprachen: „Gut „und Blut zu wagen, um die Spanier, die für „Feinde des Vaterlandes erklärt wurden, aus „dem Lande zu vertreiben, und dann eine allgemeine Versammlung der Staaten zu „bewirken, um wegen der Landesangelegenheiten „und besonders wegen der Religion in Holland „und Seeland Verfügungen zu treffen." Dem Prinzen von Oranien ward die Würde eines Generaladmirals und königlichen Statthalters in Holland und Seeland bestätigt. Alle Vertriebene sollten in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und alle Urtheile, die wegen der Religion und Ergreifung der Waffen gesprochen wären, sollten unkräftig seyn.

Dieser Vergleich war wider Wissen und Willen des Königs geschlossen, dem auch kein einziger Punkt darin gefallen konnte; er war geschlossen zwischen Katholiken und Reformirten, die sich Freundschaft gelobten. Welche herrliche Aussichten für die Zukunft! Wäre es doch eben so leicht gewesen, den Haß abzulegen, als die Waffen! Allein die Anführer voller Ehrgeitz und Eifersucht, das Volk, getrieben von einem falschen Eifer und Religionsschwärmerei, konnten dies Glück nicht genießen. Die Niederlande wurden nun der Schauplatz des schrecklichsten Bürgerkrieges, den man bis dahin gesehen hat, so bald Don Juan von Oesterreich, Karls des Fünften natürlicher Sohn, bestimmter Generalstatthalter zu Luxenburg ankam.

Dieser junge Prinz war in Spanien berühmt, durch seine Siege in Europa, und in Afrika gegen die Mauren, und bei Lepanto gegen die Türken. Er trug Feuer und Sanftmuth im Auge, Feinheit in einem durchdringenden Verstande, Würde und Anmuth in seinen Sitten, Freimüthigkeit und Edelmuth in seiner Aufführung, Treue und Beständigkeit in seiner Liebe. Sein Muth war über die größten Gefahren erhaben, seine Fähigkeiten über die größten Hindernisse, seine Standhaftigkeit über die größten Unglücks-

fälle, sein Ehrgeiz beinahe ohne Grenzen, und seine Thätigkeit über alles. Er war stolz gegen die Großen, gesprächig mit den Soldaten, freigebig für seine Hofleute, und ein Mann von Wort, so weit er es seyn durfte, denn Philipp haßte ihn, obgleich dieser Haß jetzt nur noch in verdeckten Zügen der Eifersucht lag. Als einst der Pabst im Taumel der Freude von dem Sieger bei Lepanto sagte: „Es war ein Mann von Gott gesandt, und dieser Mann hieß Johannes;" so erklärte sich Philipp ziemlich deutlich, „er ist nur glücklich, er konnte verliehren, er hat zu viel gewagt."

Diese Tugenden oder diese Talente, die den Don Juan zum Vergnügen der Christenheit machten, machten ihn auch zum Schrecken der Niederländer. Sie fürchteten die zu hervorstechenden Verdienste, deren Eindruck auch Einfluß auf ihre Freiheit haben konnte, und der Staatsrath wollte ihn nicht zum Generalstatthalter annehmen „als nur unter der Bedingung, daß er die Pacifikation von Gent annehme." Die Staaten schickten Abgesandte an ihn, um ihn auf die Probe zu stellen. Wilhelm schrieb bei dieser Gelegenheit an die Staaten, um sie vor Uebereilungen zu warnen.

„Trauet nicht zu sehr, ihr kennt die Prinzen „nicht, wenn sie es nicht dahin bringen können,

„daß ihnen die Völker als Despoten gehorchen, „so suchen sie sich als Tyrannen zu rächen. Ihr „Unwille ist grausam und ihre Rache unversöhn„lich, und wenn sie dieselbe nicht sichtbar werden „lassen, so kommt es nur daher, daß sie keine „Gelegenheit haben. Egmonds und Horns und „anderer Herren Blut, das mit der äußersten „Treulosigkeit vergossen ist, beweiset euch diese „schreckliche Wahrheit. Das Beste ist für uns, „die Tyrannen mit einem hartnäckigen Muthe, „und völliger Eintracht zu vertreiben. Sehet „euch vor.“

Man verstehet den Brief ohne Erklärung; Er hatte indeß nicht die gehoffte Wirkung. Ein gewisser Ischius hatte den Auftrag, dem Juan den Entschluß der Staaten zu überbringen, und war dadurch in eine große Verlegenheit gekommen; er fürchtete den Juan zu beleidigen, wenn er sich seines Auftrags im ganzen Umfange entledigen wollte, zugleich aber auch sich der Untreue schuldig zu machen, wenn er die Gesinnungen der Staaten verhehlte. Einer seiner Freunde, der seine Unruhe sahe, sagte ihm: „Wollen Sie, daß ich Ih„nen ein sicheres Mittel anzeige, sich aus dieser „Verlegenheit zu ziehen, so bewafnen Sie sich mit „einem Dolche, und wenn Sie allein sind mit „Juan, so opfern Sie uns dieses Opfer. Die

„Staa-

„Staaten werden die feste Hand belohnen, die „sie von einem Tyrannen befreiet, der nur hieher „gekommen ist, um sie zu betrügen."

Ischius verwarf mit Abscheu einen Rath, der mit einem Zuge den Haß der Niederländer gegen die Spanier bezeichnet, und ging zu dem Prinzen, der gar nicht so durch diese Bedingung beleidigt schien, als man gefürchtet hatte. Er empfing die Abgesandten sehr freundlich und versprach ihnen die fremden Truppen abzuführen, wenn die Staaten die ihrigen abdanken wollten. Das übrige seiner Antwort war noch zweideutiger; von dem Genter Frieden schien er gar keine Kenntniß nehmen zu wollen.

Wilhelm versuchte nochmals, ob es nicht möglich sey, die Staaten zu mehrerer Ueberlegung zu bringen. Er entdeckte ihnen die Arglist in Juans Versprechen aus aufgefangenen Briefen des Königs, Juans und Roda's, worin man deutlich las, daß sie mehr Truppen werben und den Krieg fortsetzen wollten. Juan hatte den geheimen Befehl, sich öffentlich freundlich und gefällig gegen die Stände zu stellen, heimlich aber ihre Verbindung zu trennen zu suchen. Wilhelms Bemühungen waren vergeblich. Der Staatsrath zu Brüssel und die Gevollmächtigten der allgemeinen Staaten schlossen zu Brüssel, den 12ten Februar

1577, mit dem Don Juan einen Vergleich, den man das ewige Edikt nennt, worin der Gentische Friede „genehmigt, von dem Könige „und Juan eine allgemeine Versammlung der „Staaten, die Abführung der fremden Truppen „versprochen, und die Erhaltung der Freiheiten „des Landes versichert wurde. Die Staaten ver„sprachen dagegen Gehorsam und Treue nebst der „Erhaltung des katholischen Glaubens." Nun ward Don Juan als Statthalter anerkannt, wer aber die Erfüllung des Vergleichs von ihm erwartete, der kannte den König nicht und die Befehle, die er dem Juan gegeben hatte. Der alte Viglius van Zuichem, selbst ein Rath der Consulta, äußerte seine gegründete Furcht, als er den Juan sahe und ausrief: ist das der Prinz, der uns Frieden bringen soll?

Prinz Wilhelm von Oranien, der Holland und Seeland immer mehr an sich zog, fand zu viel Unvorsichtigkeit und Schwäche in diesem Verfahren, und that mit beiden Provinzen Verzicht auf die Verbindung.

Juan bewilligte also dem Staatsrath eine Gewalt, deren guter Gebrauch seinen Ruhm würde erhöhet haben, er willigte in die Abführung der fremden Truppen, deren Gegenwart seine Stärke und Sicherheit ausmachte. Er hoff-

te, daß die Niederländer unvermerkt, durch dieses Zutrauen gewonnen, von ihren Forderungen nachlassen würden. Aber er betrog sich, indem er andere zu betrügen suchte, und der Stolz der Rebellen, die sich verpflichtet hatten, nach dem Ausdruck des Alba, in ihrer Butter zu ersticken, ermüdete seine Geduld. Die Truppen waren aus Antwerpen abgezogen, der Herzog von Aarschot rückte dafür wieder ein, und schwur bei Gott, der Jungfrau Maria und den vier Evangelien, diese Stadt keinem zu überliefern, außer auf Befehl des Königs. Eskovedo antwortete ihm: Wenn sie dies halten, so wird sie Gott segnen, wo nicht, so wird sie der Teufel holen mit Leib und Seele; das Volk schrie laut: Amen, Amen, so sehr freuete es sich über den Abzug der Spanier.

Don Juan, beschämt über seine zu spielende Rolle, die sich nicht zu seiner Geburt, noch zu seinem Charakter, noch zu seinem Platze schickte, überrumpelte am 24. Julius 1577 das Schloß in Namur, wo die spanischen Truppen, die aus Italien kamen, zu ihm stoßen sollten. Mit Entzücken rief er bei dieser Begebenheit aus: dies ist der erste Tag meiner Regierung. Nun fing er an mehr öffentlich gegen die Stände zu handeln; er verweigerte den Abzug der deutschen Truppen, wider sein gegebenes Wort, und versuchte sogar

Antwerpen durch List wieder einzunehmen. Dieser Versuch mißlang, und die oben genannte zweite Partei d. h. die Stände riefen den Prinzen von Oranien zu Hülfe, dessen Flotte die Stadt rettete. Der Krieg begann also aufs neue.

Wilhelm erhielt jetzt von dem Könige von Navarra aufgefangene Briefe des Juan, die sein Sekretair Eskovedo in Ziffern an Philipp geschrieben hatte, und ließ sie durch seinen Freund Aldegonde entziffern und bekannt machen. Sie enthielten außer Juans Absichten auf England, die man nur allein aus diesen Briefen kennen lernt, lauter Rathschläge, wie die Niederlande mit Gewalt und List unterjocht werden könnten. Die Staaten verklagten den Juan bei dem Könige — an den die Briefe geschrieben waren, die so ganz in seine Ideen hineingingen — und baten um seine Zurückrufung. Die Staaten von Brabant gingen noch weiter und ernannten den Prinzen von Oranien zu ihrem Ruwaard, d. h. Bewahrer der Ruhe oder Regent. Andere Große, eifersüchtig auf Wilhelm, riefen den Erzherzog Matthias von Oesterreich; und dieser wurde dann am 18ten Januar 1578 zum allgemeinen Statthalter erklärt und beeidigt. Don Juan wurde feierlich seiner Würde entsetzt. Matthias ernannte den Wilhelm zu seinem Verweser in der

allgemeinen Statthalterschaft, auf welchem nun auch der größte Theil der Regierung in den Niederlanden beruhete, so daß Matthias gewissermaßen den Spott von Juans Parthei verdiente, die ihn den Schreiber des Prinzen von Oranien nannten.

Don Juan verband sich mit dem Herzog von Parma, der ihm aus Italien ansehnliche Hülfstruppen zuführte, und schlug die Armee der Staaten bei Gemblours. Alles was Aberglaube und Schwärmerei vermag auf die Vorstellung sinnlicher Menschen, wurde von ihm aufgeboten sich den Sieg zu verschaffen. Auf seine Standarten hatte er ein Kreuz mahlen lassen mit der Umschrift: „unter diesem Zeichen habe ich die Türken besiegt und unter diesem Zeichen will ich auch die Ketzer besiegen.“ Er machte die Bulle des Pabstes bekannt, die allen Soldaten den Himmel öffnete, und sie von der Furcht der ewigen Verdammniß befreite, wenn sie gegen die Ketzer streitend fallen würden. Was vermochte dies nicht bei abergläubigen Soldaten, die sich alle Schandthaten vorzuwerfen hatten.

Der Erfolg dieses Sieges entsprach indeß nicht den Erwartungen des Juan. Er hatte einen Feind besiegt, aber ein noch mächtigerer war ihm übrig, der nicht so leicht zu besiegen war,

und dies war der Geldmangel. Er schickte seinen Sekretair Eskovedo nach Spanien, um dem Könige seine Noth vorzustellen, allein sein königlicher Bruder half ihm nicht, und ließ den Sekretair ermorden, weil er ihm so wenig als dem Juan trauete. In dieser üblen Lage vermochte es der Sieger bei Gemblours nicht zu hindern, daß sich Katholiken und Reformirte vereinigten, den Religionsfrieden schloßen und sich gegenseitige Duldung versprachen. Aber in diesem Frieden lag auch schon, wie in allen Religionsfrieden, der Keim zu neuen Unruhen. Es bildete sich bald eine neue Parthei katholischer Mißvergnügten, die man die Malkontenten nannte, und die die Flamme eines grausamen innerlichen Krieges in Flandern anfachten, und den Herzog von Anjou zum Statthalter forderten.

Wenn Juan noch etwas für sich hoffen konnte; so war es von dieser Seite her. Aber seine Laufbahn war am Ende, an seinem Herzen nagte das Gift, das ihn dem Argwohn und der Eifersucht Philipps aufopferte. Dieser junge Prinz hatte einst gewagt nach der Krone von Tunis zu trachten; die Wünsche des heiligen Vaters hatten ihn seitdem zum Throne von England bestimmt; er sollte die Maria von Schottland befreien und sich mit ihr vermählen; Gregor ließ

ihm dazu vorläufig 50,000 Dukaten auszahlen. Zuletzt trachtete er nach der Souverainität in den Niederlanden, wozu Wilhelm ihn heimlich aufgemuntert haben soll, um ihn desto eher zu stürzen; dies war mehr als nöthig wahr, Philippen zu der niedrigsten, grausamsten und unversöhnlichsten Rache zu reizen.

Der tragische Tod Juans 1578, erhob zur ersten Rolle einen bewundernswürdigen Spieler, der bis jetzt nur immer die zweite gespielt hatte, ich meine den Alexander Farnese, Herzog von Parma. Juan ernannte ihn selbst zu seinem Nachfolger, bis auf weitere Verfügung des Königs. Die Jugend dieses berühmten Mannes hatte eben nichts Großes angekündigt, seine ersten Schritte zum Ruhm waren spät, aber auch schnell. Von der Dunkelheit einer trägen und schimpflichen Ruhe, ging er mit einer Schnelligkeit, die man kaum denken kann, zu dem Glanz eines Ansehens über, der gewöhnliche Augen blendete, und andere erstaunen machte. Ein offenes Gesicht, gefällige Sitten, ein gewisser Anstrich von Aufrichtigkeit, der auch die Klügsten und Mißtrauischsten täuschte, verbargen in ihm die Geheimnisse eines verstellten und zweideutigen Charakters. Er verband mit vieler Kunst eine Sanftheit, die verzeihet, und eine Strenge, die be-

straft, und war gleich stark der Abgott und der Schrecken der Armeen, die er anführte, und des Volks, zu dessen Unterwerfung er bestimmt war. Seine heimlichen Intriguen und die Art seines politischen Benehmens waren eine günstige oder ungünstige Flamme, die nach seinem Belieben, Liebe oder Haß entzündete.

Durch die Mäßigung, die bei ihm unzertrennlich von dem Siege war, und durch Freundlichkeit im Befehl, brachte er es endlich dahin, daß ein Theil der republikanischen Geister, die das Vergnügen der Freiheit gekostet hatten, die Sklaverei lieb gewannen. Die Geschichte beschuldigt ihn nicht, daß er jemals die gelegene Zeit seinem Vergnügen aufgeopfert habe, noch die Soldaten seinem Ruhm, oder seine Pflicht dem Ehrgeize; er war ein Freund der Ordnung in allen Zeiten, wo er es seyn mußte, und hatte überhaupt das seltenste und köstlichste aller Verdienste — er wußte die Umstände zu nutzen.

Ehe noch etwas beschlossen war, wünschte und forderte er selbst einen Rath, aber er war mehr als fest in einer Parthei, wenn er sie ergriffen hatte, und man war seines Hasses gewiß, wenn man es alsdann wagte, einer von der seinigen verschiedenen Meinung zu seyn. Sein Herz war stärker gegen den Erfolg, als gegen das Unglück; er

wurde nie durch das eine bestochen, und ließ sich stets durch das andere muthlos machen. Er bezeugte eine sehr seltene Behutsamkeit gegen seinen Souverän, dessen Eifersucht und Mißtrauen er kannte; und um sie zu schonen, mäßigte er den Glanz seines Ruhms, und verhehlte das Ansehen, das er über die Geister der Völker hatte.

Seine Art Krieg zu führen, war mehr weise als gewagt, mehr überlegt und behutsam als dreist, mehr vertheidigend als angreifend; er befolgte stets ein System mit Ueberlegung, eine langsame aber sichere Art, die gewöhnlich keine Eroberer, aber große Anführer macht. Dieser Prinz hatte wenige persönliche Fehler, aber er hatte die Fehler Italiens, wo er gebohren, und Spaniens, wo er erzogen war, der Niederlande, wo er Krieg führte, und endlich des Jahrhunderts, worin er lebte.

Als der Herzog von Parma das Ruder der politischen Geschäfte in den Niederlanden übernahm, besaß Spanien nichts mehr als Namur, Luxenburg und Limburg, das übrige war alles gegen dasselbe vereinigt, und unter sich durch nichts getheilt, als durch die Religionsartikel. Der neue Statthalter wußte sehr geschickt diesen letzten Grund geltend zu machen (1578) um Artois, Hennegau und französisch Flandern wieder zum spani-

schen Gehorsam zu bringen. Er griff mit Erfolg die Provinzen an, die am festesten in ihrer Empörung zu seyn schienen.

In seinem militärischen Expeditionen mußte er sich schlagen „mit den Prinzen von Oranien, dessen beständiges Unglück seine Macht nicht geschwächt und sein Ansehen nicht vermindert hatte;" mit dem Erzherzog Matthias, dessen Generallieutenant sich Wilhelm nannte, und den die Niederländer aus Politik zum allgemeinen Statthalter erwählt hatten, um Oesterreich mit Spanien zu entzweien, und den sie mit Verachtung zurückschickten, weil er keine Truppen, kein Geld und keine Fähigkeiten hatte; „mit dem Prinzen Casimir, Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, den der Geschmack an Abendtheuern nach den Niederlanden geführt hatte, den aber sein Stolz daselbst unnütz machte, und den der Verdruß nöthigte herauszugehen;" mit dem Herzog von Anjou, der die Rolle des Rebellen in Frankreich, des Betrogenen in England gespielt hatte, und nun in den Niederlanden durch die Rolle des Tyrannen endigen wollte.

Was der listige italienische Staatsmann nicht durch Waffen, Versprechungen und Drohungen erhalten konnte, erhielt er durch die Unterhaltung und kluge Benutzung der unter den Verbundenen

ausgebrochenen Uneinigkeiten. Der Herzog Casimir von Zweibrücken, einer von den Prinzen, die sich und ihre Truppen verkauften, hatte mit Englischem Gelde 11000 Mann Deutsche für die Staaten geworben, wollte aber nicht unter dem Bossü stehen, und beide nicht unter dem Herzog von Anjou. Der letzte dankte seine Truppen ab und ging nach Frankreich, Bossü starb, und die Deutschen gingen gleichfalls nach Hause.

Alles schien jezt auf dem Prinzen von Oranien zu beruhen. Man glaubte, daß dies der Zeitpunkt wäre, wo er seine Plane vereitelt sähe, allein man täuschte sich, denn dies war gerade der Zeitpunkt, wo er sich am meisten erhob und am stärksten zeigte. Er nutzte die Unthätigkeit der Spanier, die jezt eintrat, um die letzte Hand an das große Werk zu legen, womit er seit zwanzig Jahren beschäftigt war. Um diese große Begebenheit in ihrem Zusammenhange darzustellen, erlaube ich mir folgende kurze Aneinanderreihung der Hauptbegebenheiten, die sie vorbereiteten, und beschleunigten. — —

Unterdeß daß der Herzog von Parma so schnelle Fortschritte machte, und die Empörung, die bis dahin die kühnste war, entkräftete, sahe er seine Fortschritte durch den spanischen Hof selbst eingeschränkt, der sich überreden ließ daß die Ent-

fernung der fremden Truppen aus den Niederlanden, das einzige Mittel wäre, die Unruhen zu dämpfen. Dieser unkluge Befehl, dessen Ausführung man weder hindern noch aufschieben durfte, war der größte Fehler von allen, die Philipp in Menge bei dieser blutigen Revolution begangen hatte.

Philipp hatte gewissermaßen diese Revolution selbst vorbereitet, indem er anfangs einem Weibe und einem Priester die Regierung übertrug, wo die schwache und gehaßte Autorität einer festen Stütze und eines Ministers bedurfte, der die Gewalt in Händen hatte. Dieser erste falsche Schritt, wurde von einem zweiten begleitet. In einer gewissen Ruhe begegnen sich die Gemüther; wie leicht hätten sie durch ein sanftes Betragen ganz zur Pflicht zurück geführt werden können, denn die Völker empören sich ja immer nur in der äußersten Noth, wenn der Druck ihre Kräfte übersteigt, aber Philipp gab ihnen einen grausamen Mann, der in 6 Jahren seiner Tyrannei 18000 Menschen auf das Blutgerüste lieferte, und sich noch Vorwürfe machte, daß er nicht mehr hatte bluten lassen. Er führte die Nothwendigkeit der Empörung herbei und rechtfertigte sie durch sein Betragen. Da nun der Krieg auf allen Seiten ausbrach, der nicht besser

geendigt werden konnte, als durch den Alba; so mußte dieser General abtreten, um einem Manne Platz zu machen, der weder hinreichende Talente noch Erfahrung besaß. Requesens Tod verursachte eine, wo möglich, noch schlechtere Wahl. Man macht dem Don Juan gar nicht ein glänzendes und geprüftes Verdienst streitig, aber er hatte Aussichten des Glücks und Ansprüche auf Unabhängigkeit, die sich nicht zu der Rolle paßten, die er spielen sollte. Die Erhebung des Herzogs von Parma konnte vielleicht alle dies Unglück wieder gut machen, aber Philipp wurde wieder durch seine Politik verrathen, indem er den Lauf der Siege seines Generals hinderte durch die Zurückrufung der fremden Truppen.

Philipp beging noch einen Fehler, der nicht weniger von Bedeutung war, als die vorigen. Er verschwendete Millionen zum Bau des Eskurials in Spanien, um ein Gelübde gegen einen Heiligen zu erfüllen, und ließ seine Soldaten in den Niederlanden unbezahlt. Daher der Krieg so fürchterlich mit Raub und Mord geführt wurde, daher der Mißmuth und Empörung der Truppen, die in Raserei ausartete, daher die großen und gerechten Klagen der Unterthanen, und der unbeschreibliche Haß derselben, gegen die Spanier, daher die vielen Auswanderungen, besonders der

Wallonen, die Elisabeth in England aufnahm, und so durch den Untergang des Niederländischen Handels und Manufakturen ihre eigenen empor hob. Dazu kommt noch der uns jetzt eben so unbegreifliche, als den Niederländern damals unerträgliche Aberglaube und Bigotterie Philipps. Er wollte die Völker zwingen, ihren Glauben den Ungereimtheiten der Pfaffen in Trident zu unterwerfen, und ihr heiligstes Recht, ihre Gewissensfreiheit seinem einfältigen Eigensinn aufzuopfern. Das Volk, und selbst Katholiken, wiedersetzte sich und glaubte, ein gegründetes Recht für sich zu haben, das ihm auch kein unparteiischer Richter streitig machen wird. Philipp gebrauchte Strenge, wo er hätte belehren sollen, und dies konnte keine guten Folgen haben. Wenn doch die Fürsten erkennen lernen wollten, wie weit sich hierin ihre Rechte erstreckten! Wie oft waren die Niederländer bereit, sich zu unterwerfen, wenn man ihnen nur Gewissensfreiheit verstatten wollte, aber immer galten ihre gerechten Wünsche für ein Verbrechen der beleidigten Majestät Philipps; er vergaß, daß er lauter solche Verbrechen gegen das Volk beging. Sein Vater hatte den Tapper zum Großinquisitor ernannt, einen strengen Mann, er aber trug dies Amt ein paar Ungeheuern auf, dem de Bay und Lindanus, die dennoch aber mit aller ihrer Macht

nicht verhindern konnten, daß die Reformirten ihre erste Versammlung zu Dordrecht hielten, und hier ihre erste, aus 91 Artikeln bestehende Kirchenordnung machten, worüber sie den Prinzen von Oranien zum Beschützer erklärten.

Nach dem Siege Juans bei Gemblours hatten sich Katholiken und Reformirte vereinigt und einen Religionsfrieden geschlossen. Aber bald darauf entstand die Partei der Malkontenten, die viel innere Unruhen hervorbrachten. Besonders zeichnete sich Gent aus, durch die vielen Streitigkeiten der Katholiken und Reformirten. Wilhelm stiftete zwar endlich einen Vergleich, der aber keiner Partei recht gefiel. Die Landschaften Artois, Hennegau, Douai Flandern, die man gewöhnlich die Wallonen nannte, traten daher zusammen, und schlossen den 6ten Januar 1579 zu Arras eine Verbindung, worin sie sich versprachen, die römisch-katholische Religion, den Gehorsam gegen den König und den Gentischen Frieden zu erhalten. Durch diese Verbindung ward die Macht der Stände geschwächt aber sie beförderte auch die Vereinigung der sieben Provinzen. Der Herzog von Parma unterhielt diese Uneinigkeiten, weil er darin die Wiedervereinigung einiger Landschaften mit der spanischen Oberherrschaft sahe, und er betrog sich nicht, denn die Wallonen unterwarfen sich nachher.

Die Reformirten oder die Provinzen, in welchen Wilhelm alles galt, sahen daher die Nothwendigkeit ein, daß sie sich zu ihrer Sicherheit noch enger verbinden müßten, als sie bisher schon gethan hatten. Holland und Seeland waren zuerst abgefallen, hier hatte Wilhelm die meisten Anhänger. Bald darauf hielt der Adel aus der Provinz Holland seine erste Versammlung zu Dordrecht, und lud dazu auch die kleinern Städte ein, die seitdem das Recht Stimmen zu geben behalten haben. Die Folge war, daß sich diese beiden Provinzen 1575 vereinigten, aber sie erkannten noch immer die Oberherrschaft Spaniens. Dies ist der Anfang der großen Vereinigung. Nach Requesens Tode wurde der Gentische Friede geschlossen zwischen der Oranischen Partei und den Staaten der übrigen Prinzen. Don Juan kam und suchte diese Verbindung zu trennen, mußte aber nachgeben und machte das ewige Edikt. Holland und Seeland verwarfen das Edikt, und vereinigten sich noch enger mit Utrecht unter der Leitung Wilhelms. Elisabeth von England hatte gleichfals die Vereinigung einiger Niederländischen Provinzen, zur Erhaltung ihrer eigenen Sicherheit für nöthig gehalten, und deswegen schon im Anfange des Jahrs 1577 den Holländern, Seeländern, Geldern, Utrechtern und Friesen, mit Versprechung ihres Beistandes,

eine

eine solche Vereinigung angerathen. Wilhelm ließ auch insgeheim daran arbeiten, weil eine solche Vereinigung den Holländern und Seeländern angenehm seyn mußte. Als aber bald darauf sich die meisten übrigen Provinzen mit diesen beiden verbanden, um den Juan abzusetzen und den Matthias zu wählen; so unterbrach Wilhelm jene Unterhandlung, weil er durch den Matthias einen großen Antheil an der Regierung der gesammten Niederlande erhielt. Nun aber nach dem Ausbruch des Krieges zwischen den Gentern und Wallonen dachte er ernstlicher aufs neue an eine solche Vereinigung, und ließ durch seinen Bruder, Johann von Nassau, der von den allgemeinen Staaten zum Statthalter in Geldern ernannt war, daran arbeiten. Dieser berief im November 1578 die Stände von Holland und Seeland nach Gorinchem, und empfahl ihnen die Schließung eines Bündnisses mit Geldern, Utrecht und Friesland und andern Landschaften; sie gaben ihre Einwilligung dazu, und ihre Gevollmächtigten kamen am 10. Januar 1579 in Utrecht zusammen.

Gleich bei Eröffnung der Versammlung kamen die Gevollmächtigten in eine große Verlegenheit, wie sie sich in Rücksicht des Königs verhalten sollten, denn bis jetzt hatten sie immer den Titel und Namen desselben ihren Befehlen vorgesetzt,

wenn sie gleich dem königlichen Willen ganz zuwider waren: so gar bei der Absetzung Juans hatte man nochmals erklärt, daß man den Krieg nicht wider den König, sondern gegen seinen Statthalter führe. Wilhelm zeigte jetzt die Gefahr und Ungereimtheit dieses Verfahrens so einleuchtend, daß die Versammlung beschloß, sich öffentlich dem spanischen Gehorsam zu entziehen. Da man nun gerade die Nachricht von der zu Arras am 6ten Jan. geschlossenen Verbindung der Wallonen erhielt; so schlossen die Gevollmächtigten am 23. Jan. 1579 zu Utrecht die berühmte Union, und kündigten sie am 29sten öffentlich von dem Rathhause ab.

Die Versammlung bestand aus den Staaten von Holland, Seeland, Geldern, Friesland und Utrecht, woran sich hernach Oberyssel und Gröningen anschloß. Wilhelm selbst trat erst lange nachher der Union bei, aus politischen Gründen. Man nahm auch Gent, Antwerpen, Ypern, Breda, Brügge und das Land der Freien in Flandern zu Gliedern der Union auf. Aber diese blieben nicht lange darin.

Diese Union ist die Grundlage der Freiheit der Niederländer.

Dritter Abschnitt.

Staatsverfassung der sieben vereinigten Provinzen, nach dem Inhalt der Utrechter Union.

Der Inhalt der Utrechter Union ist ein wesentliches Stück der Geschichte der Statthalterschaft; ich will ihn also hier in einem gedrängten Auszuge liefern. Die folgende Darstellung der Statthalterischen Regierung und die Versuche einiger oranischen Prinzen gegen die Freiheit des Volks werden den Leser, auch ohne besondere Zurückweisung, an die Artikel dieser Union erinnern.

Um die aufblühende Freiheit zu gründen, waren die Verbundenen in der Regierungsform übereingekommen, die bis auf die neuesten Zeiten gedauert hat, und unter welcher diese Länder so glücklich gewesen sind. Die Vereinigung, die sie machten, gleicht der mehrerer Mächte, die sich verbinden, für ihre gemeinschaftliche Sicherheit, ohne ihre Souverainität oder ihre Rechte zu verlieren. Jede Republik macht mit

sechs andern eine Republik aus, ohne ihre Unabhängigkeit zu verlieren; alle haben nur ein Interesse. Die Utrechter Union bestehet in 26 Artikeln, deren Hauptpunkte folgende sind:

1) Die sieben Provinzen vereinigen sich auf ewig, als wenn sie nur eine einzige Republik ausmachten, jedoch ohne Verminderung der besondern Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten einzelner Provinzen, sich mit Gut und Blut beizustehen gegen alle Gewalt, die ihnen im Namen des Königs von Spanien geschehen möchte, und gegen alle auswärtige und einheimische Feinde. Alle dazu nöthige Kosten sollen nach einer gleichen Vertheilung in Auflagen erhoben werden.

2) Wer eine Provinz angreift, soll für einen allgemeinen Feind angesehen werden.

3) Ohne gemeinen Rath und Einwilligung der vereinigten Provinzen soll kein Stillstand noch Frieden geschlossen, kein Krieg angefangen und keine Steuern ausgeschrieben werden. Aber in andern Sachen soll nach der Mehrheit der Stimmen ein Schluß gefaßt werden. Könnten die Provinzen in solchen Sachen nicht einig werden, so soll der zeitige Statthalter entscheiden.

4) Keine Provinz soll, ohne allgemeine Einwilligung der andern, Verbindungen mit den benachbarten Fürsten oder Landen machen; wollen diese in die Verbindung treten, so sollen sie mit allgemeiner Einwilligung aufgenommen werden.

5) Jedermann soll Religionsfreiheit behalten.

6) Alle einheimischen Staatsgeschäfte richtet eine jede Provinz für sich unabhängig ein, doch soll die Münze in allen Provinzen auf einerlei Fuß geschlagen werden.

7) Die Streitigkeiten zwischen einzelnen Provinzen sollen durch Vermittelung der übrigen Provinzen gütlich beigelegt werden.

8) Wenn aber eine Streitsache alle Provinzen überhaupt betrift, oder das erforderliche Einverständniß nicht erlangt werden kann; so sollen die Statthalter entscheiden.

9) Eine Provinz soll, ohne allgemeine Einwilligung, keine Auflagen, Geleitsgelder oder andere Abgaben zur Beschwerung der andern Verbundenen anordnen, noch die Bundesgenossen höher als ihre eigenen Einwohner beschweren.

10) Auf das Ausschreiben derer, die Vollmacht dazu haben, sollen die Provinzen verbunden seyn an einem gewissen Tage in Utrecht zu erscheinen,

um über vorfallende Sachen Rath zu halten. Die nicht erscheinen, sollen dennoch das Beschlossene beobachten, wofern die Sache nicht sehr wichtig wäre, in welchem Falle man die, welche nicht erschienen sind, auf einen andern Tag, bei Verlust ihrer Stimme für diesmal, berufen soll.

11) Ohne allgemeine Uebereinstimmung soll in diesem Verein nichts geändert werden.

12) Die Auslegung der dunkeln Stellen in diesem Bündniß bleibt den Bundesgenossen vorbehalten, können sie nicht einig werden, so soll der Statthalter entscheiden. — Alle sollen das Bündniß beschwören.

Man siehet es dieser Verbindung sogleich an unter welchen Umständen und zu welcher Zeit sie gemacht wurde. Die Gevollmächtigten haben dabei sehr auf die Klugheit und Einsicht ihrer Nachkommen gerechnet. Ein Staat wird bei seiner Entstehung nie ein Muster seyn; in dem Sturm der Leidenschaften, in welchem er gebildet war, liegen die Ursachen seiner innern Fehler. Man schafft eine Regierungsform, die für die gegenwärtigen Zeiten hinreichend ist, und überläßt den Nachkommen die Verbesserung derselben. Auch die niederländische Verfassung hatte ihre Fehler, und G r o t i u s sagt von ihr, daß sie vernichtet

worden wäre, wenn nicht der Haß gegen die spanische Tyrannei das Volk beseelt hätte. Wie sollte sich auch der Geist der Herrschsucht und des Handels mit alten republikanischen Tugenden vertragen können! Man war klug genug gleich anfangs diese Fehler in der Regierungsform einzusehen, und führte die Statthalterschaft ein, um die nöthige Eintracht zu erhalten, eine Würde die eben so nöthig war, als die Diktatur bei den Römern in stürmischen Zeiten. Aber man hätte sie in bestimmtere Grenzen einschließen müssen, um der Republik die Freiheit zu sichern, die mehrmahls angegriffen wurde, und zwar von einer Seite her, wo man es leicht erwarten konnte. Glücklich war die Republik, alsdann Männer am Ruder zu sehen, die das Vaterland liebten und die Plane seiner Feinde vereitelten.

Durch die Utrechter Union waren die sieben Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Oberyssel und Gröningen, ein Staatskörper verbundener Völker, so wie ehemals die griechischen und achäischen Republiken. Jede dieser Landschaften behielt außer dem, was die allgemeine Vertheidigung, Krieg, Frieden und Bündnisse betraf, alle ihre vorigen Rechte und Freiheiten, und blieb auf ihrem Grund und Boden in Betracht der innern Landesregierung eine unabhän-

gige, freie, souveräne Republik und besitzt alle dahingehörigen Majestätsrechte, so fern sie nicht durch die Union eingeschränkt sind. Wenn die Umstände es nöthig machten; so hielten die gesammten vereinigten Provinzen in Utrecht oder in einer andern Stadt, ihre Versammlungen oder Landtage, wozu eine jede ihre Abgesandten schickte, die sie vorstellen mußten, wie ehemals die griechischen Städte ihre Amphyktyonen. Hier wurde dann berathschlagt und Entschließungen gefaßt. Durch diese Regierungsform war die höchste Gewalt, in den wichtigsten Geschäften, unter viele getheilt, welches der Freiheit zwar zuträglich, aber der Eintracht oft nachtheilig war, besonders in Friedenszeiten, wo man keinen Feind zu fürchten hatte, gegen welchen sich die Rathschläge leichter vereinigten, wie der Erfolg in der Geschichte gezeigt hat.

Weil eine jede Landschaft ein für sich bestehendes gemeines Wesen war: so hatte sie auch ihre eigene Landesverfassung, welche größtentheils auf dem Adel und den Städten beruhete, diese zusammen machten die Stände oder Staaten der Provinz aus. In Holland und Seeland kam das meiste auf die Städte an, denn der Adel hatte in jeder dieser Provinzen nur eine Stimme; in den andern war sein Antheil an der Regierung größer.

Die Holländischen Städte wurden allein von ihrem Magistrat, mit Ausschließung der Bürger regiert, und 1581 machten die Staaten dieser Provinz den Schluß: „daß hinführo keine Städte, wie von einigen zuvor geschehen sey, mit der Bürgerschaft und den Zünften über die gemeinen Landessachen Berathschlagungen halten sollten, wofern sie nicht zuvor die Einwilligung der Staaten dazu erhalten hätten." Indessen hatte man damals und auch in den Streitigkeiten mit dem Grafen Leicester keine festen Begriffe von der Regierungsform der vereinigten Landschaften, und man war zweifelhaft, bei wem sich die höchste Gewalt befände. Hiervon werde ich weiter unten noch etwas sagen.

Die besondern Provinzen hielten, wie ich oben sagte, zu gewissen Zeiten besondere Landtage, und hier entstanden oft Streitigkeiten wegen des Stimmenrechts. Utrecht wurde besonders dadurch beunruhigt. Die Geistlichkeit war hier der erste Landstand gewesen. Als nun aber die reformirte Religion die herrschende wurde: so verlangten die Bürgerhauptleute im Jahre 1582, daß die Geistlichen von Sitz und Stimme auf dem Landtage ausgeschlossen werden möchten, so wie es schon in Brabant und andern Landschaften geschehen war. Der Staatsrath, an welchen Prinz Wilhelm die

Sache verwiesen hatte, machte darauf die Einrichtung, die auch für die neuern Zeiten merkwürdig ist, „daß die fünf Utrechter Kapitel, die bisher durch Abgeordnete auf dem Landtage erschienen waren, sich künftig in keine Regierungssachen mischen sollten, der Rath von Utrecht aber solle aus ihnen zwölf reformirte Domherren ernennen, aus welchen die Ritterschaft und Städte sechs bis acht wählen könnten, welche man als weltliche Herren ansehen wolle, die den ersten Landstand vorstellten.“ Man nannte diese die Geistlichkeit vorstellenden Personen die Gewählten.

Solche Streitigkeiten mußten vorfallen, weil der Staat noch zu neu war, und man mußte hoffen, daß mit der Zeit dies alles geordnet werden würde, wie es denn auch geschehen ist. Dahin gehört auch der Streit zwischen Holland und Seeland über die Gerichtsbarkeit. Diese beiden Landschaften hatten wegen ihrer besondern Vereinigung einen gemeinschaftlichen Gerichtshof in dem Haag, den man den Hof von Holland, Seeland und Westfriesland nannte, von welchem die Berufung an den hohen Rath ging. Weil dieser nun allein von Holland abhing: so wollten die Seeländer seine Gerichtsbarkeit nicht anerkennen. Im Jahr 1596 machten sie einen Vergleich untereinander, worin die Seeländer zwar in ihren

Rechtshändeln der Gerichtsbarkeit des hohen Raths unterworfen wurden, aber dagegen das Recht erhielten, drei Räthe in denselben zu ernennen, und gemeinschaftlich mit Holland zur Besetzung der Stelle des Präsidenten, Sekretärs und Fiskals dem Statthalter den gewöhnlichen Vorschlag dreier Personen zu thun. Wenn die Revision von den Aussprüchen des hohen Raths gesucht würde; so sollen in Seeländischen Sachen die Zugeordneten von den Staaten von Seeland, und in Holländischen Sachen, von den Staaten von Holland, ernannt werden. In diesem Verhältniß sind diese beiden Provinzen bis auf die neuesten Zeiten geblieben. Jetzt ist der hohe Rath in Holland aufgehoben und eine provisorische Commission dafür ernannt. —

Alle Provinzen sind eigentliche Freistaaten, die keine monarchische Regierungsform noch persönliche Majestät erkennen; sie sind aber dennoch in ihrer Regierungsverfassung von einander unterschieden. Sie haben aber insgesammt von ihrer alten Verfassung vor der Union, da die meisten unter fürstlicher Hoheit gestanden, vieles und besonders auch dieses beibehalten, daß verschiedene hohe und majestätsähnliche Gerechtsame, welche die königlichen Statthalter sonst zu verwalten pflegten, von einem Statthalter ausgeübt

wurden. Daher auch vor der Erbstatthalterschaft selten ein Statthalter über alle sieben Provinzen etwas zu sagen hatte, weil einige ihren eigenen Statthalter hatten.

Die Verfassung der besondern Provinzen ist nun folgende:

1) In der Republik Geldern bestehen die Provinzialstaaten oder Landesstände aus dem Adel (der keine Militärehrenstelle hat) und dreizehn Städten. Beide Stände sind in drei Quartiere getheilt, wovon jenes jährlich seine besondern Versammlungen hält, in welchen jedesmal drei vom Adel ernannte Deputirte Sitz und Stimme haben. Alle Jahr wird ein Landtag gehalten in Nimegen, Zütphen oder Arnheim, wo die gesammten Staaten in einem Kollegium zusammen kommen. Der Burggraf von Nimegen ist der beständige Präses der Staaten.

2) Holland und Westfriesland sind zwar ihrer innern Einrichtung nach verschiedene Republiken, machen aber durch ihre besondere Vereinigung, und in Betracht der Union nur eine Republik ans. Die Staaten bestehen ebenfalls aus dem Adel und den Städten, nämlich aus 11 holländischen und 7 westfriesischen Städten. Die ganze Ritterschaft

hat nur eine, und zwar die erste Stimme. Die ordentlichen Versammlungen werden alle Vierteljahr gehalten, und der Rathspensionär, den man als den Staatsminister der Republik betrachten muß, hat den Vortrag, und sammlet die Stimmen.

3) Seeland bildet seine Staaten aus 7 Stimmen, welche von dem Adel und 6 Städten geführt werden. Weil der Statthalter hier der einzige Edelmann ist, der Sitz in der Provinzialversammlung hat, so hat er auch allein die Stimme des Adels; und als Eigenthümer der Städte Veer und Vlissingen giebt er auch für diese zwei Stimmen ab. Zweimal im Jahre werden die Versammlungen zu Middelburg gehalten.

4) In Utrecht bestehen die Staaten aus den obengenannten Gewählten der fünf ehemaligen Kapitel des Bisthums, die in den neuesten Zeiten der Erbstatthälter zum Landtage ernannte, aus den Deputirten der Ritterschaft und der Stadt Utrecht nebst den vier andern Landstädten.

5) Die Staaten von Friesland bestehen aus eilf Städten und den Vollmachten, das heißt den Deputirten von 30 Grietenyen. Diese Grieteneien sind in 3 Quartiere abgetheilt,

die Eingesessenen eines jeden Dorfes (sie wählen jährlich einen Abgeordneten) dazu kommt einer von dem Adel, und noch ein anderer Landmann (Eigenerfde). Jede Grietenei hat zwei Vollmachten und eben so viel hat auch eine jede Stadt. Einmal im Jahre wird der Landtag gehalten.

6) Oberyssel hält jährlich dreimal Landtag, dazu kommt die Ritterschaft, die in drei Quartiere eingetheilt ist, Salland, Twenthe, Vollenhofen, mit den Deputirten der drei Städte, Deventer, Campen und Zwoll. Beide Körper haben gleichviel zu sagen. Das Präsidium führt der Drost von einem der drei Quartiere.

7) Die Staaten von Gröningen bestehen aus der Stadt Gröningen und den Deputirten der Ommelande, welche theils von dem Adel, theils von den Landleuten gewählt werden. Sie haben alle gleiche Rechte.

Das Ländchen Drenthe ist zwar auch ein unabhängiges Mitglied der Union, und regiert sich selbst, hat aber in der Generalversammlung der Union eben so wenig Sitz und Stimme, als die der ganzen Republik unterwürfigen Generalitätslande. Die Staaten bestehen in der Ritterschaft und den Eigenerfden, oder den Depu-

tirten der sechs Kreise, welche sich jährlich in Assen versammlen.

Die mehrsten Provinzen haben zur Besorgung der gewöhnlichen Landesgeschäfte zwei beständige Kollegia, eins für Regierungs- das andere für Justizsachen. Das erstere führt gemeiniglich den Namen der gecommitteerden Raaden. Die Generalitätslande stehen unter der ganzen Republik, und hier sind zwei Gerichtshöfe, nämlich der Rath und Lehnhof von Brabant in dem Haag, und der Rath und Lehnhof von Flandern in Middelburg. Das Oberquartier Geldern hat noch einen Gerichtshof in Venlo. Von allen dreien Gerichten kann an die Generalstaaten appellirt werden.

Die Verwaltung der Sachen, die die vereinigten Niederlande überhaupt betreffen, ist den allgemeinen oder Generalstaaten überlassen. Nach dem Schlusse der Utrechter Union blieben einige Gevollmächtigte der verbundenen Landschaften in Utrecht zurück, welche die vorfallenden gewöhnlichen Geschäfte besorgten. Waren dies Sachen von Wichtigkeit, so riefen sie die allgemeinen Staaten zusammen. In der folgenden Zeit that dies der Staatsrath.

Ihre Versammlung, welche erst in Utrecht, hernach aber auch in andern Städten gehalten

wurde, war damals nicht beständig, sondern sie ging aus einander, wenn sie die Sachen abgethan hatte, weswegen sie zusammen berufen war. Seit 1593 wurde sie aber beständig und blieb in dem Haag.

Diese Generalstaaten, oder wie man ihre Versammlung in Holland nennt, Vergadering der Staaten Generaal of Algemeene Staaten, bestehen aus den Deputirten aller verbundenen Provinzen, und stellen die Majestät des ganzen Staats vor, aber sie sind weder Herren noch Schiedsrichter. Sie können nichts beschließen ohne die Einwilligung ihrer Provinzialstaaten, denn jeder Deputirte bleibt ein bloßer Unterthan seiner Provinz und muß sich nach seiner Instruktion richten. Jede Provinz ernennt aus ihren Provinzialstaaten so viele Personen zu den Generalstaaten als sie will oder für nöthig hält. Diese Freiheit ziehet nichts unbequemes nach sich, weil die Geschäfte nicht nach den Stimmen der Personen geordnet werden, sondern nach den Stimmen der Provinzen. Indeß sind an der Versammlungstafel der Generalstaaten für jede Provinz sechs Plätze bestimmt. Die Dauer der Deputation ist nicht gleich. Einige Deputirte sind es nur auf ein Jahr, andere auf eine längere Zeit, einige sind es auch auf ihre ganze Lebenszeit.

Die Sitzungen der Generalstaaten werden alle Tage und selbst des Sonntags gehalten. Jede Provinz hat nur eine Stimme, und die Deputirten sitzen und votiren nach der Rangordnung ihrer Provinzen. Jede Provinz führt eine ganze Woche das Präsidium, und der Deputirte, dem man diese Ehre aufträgt, hat alsdann den Vorzug vor den übrigen seiner Provinz, und hält auch die Konferenzen mit den Gesandten fremder Höfe.

Die mehrsten Sachen werden vorläufig durch besondere Kommissionen behandelt, und diese bestehen aus einem Deputirten jeder Provinz, mit dem Rathspensionair von Holland, welcher der beständige Beisitzer aller Kommissionen ist, und zugleich in den Generalstaaten, im Namen seiner Provinz alle Vorträge macht, auch mehrentheils Zeitlebens diese Stelle behält, und daher als der erste Minister der Union, angesehen wird. Auch der Greffier der Generalstaaten, als Staatssekretair der Union, hat Sitz in dieser Versammlung und auch in allen Kommissionen, jedoch ohne Stimme. Weder der Statthalter noch irgend eine Militärperson hat Sitz in den Generalstaaten. Man hat zwar in der Folge dem Erbstatthalter erlaubt, persönlich in der Versammlung zu erscheinen, aber ohne das Recht, eine Stimme zu geben.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die Generalstaaten sind also eigentlich ein engerer Ausschuß der Staaten aller vereinigten Provinzen, und ein allgemeines Regierungskollegium der Union. Sie besorgen alle auswärtige Staatssachen, nebst vielen andern die Union überhaupt betreffenden Sachen, und haben die ganze Landesregierung der Generalitäts- und übrigen Nebenländer. Sie üben daher auch in ihrem eigenen Namen viele Majestätsrechte unabhängig aus. Sie fertigen Gesandte ab, und empfangen sie in allen Sachen, die die ganze Republik angehen. Das glänzende Aeußere der Souverainität ist bei den Generalstaaten; sie sind es, die die auswärtigen Mächte in ihren Unterhandlungen anerkennen, aber die wahre und gesetzgebende Autorität ist allein bei den Staaten der Provinzen. Jene repräsentiren nur die Souverainität ihrer Provinzen in Rücksicht fremder Mächte.

Gleich bei der Entstehung der Republik entstand auch die Streitfrage: „bei wem sich nun die Souverainität befände?" Der englische Staatsrath Thomas Wilkes behauptete 1587 in einer weitläuftigen Schrift, daß dieselbe nicht bei den Staaten, sondern bei dem Volke zu suchen wäre. Die Staaten von Holland ließen diese

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

für ihr Ansehen so nachtheiligen Grundsätze widerlegen. Indeß dauerten die verschiedenen Meinungen darüber lange, und noch jetzt scheinen sie nicht einmal bestimmt entschieden zu seyn, ob wir gleich ein paar große Begebenheiten erlebt haben, die zur Entscheidung dienen könnten. Damals wollten sie einige den Staaten der besondern Provinzen einräumen, andere aber den allgemeinen Staaten. Diese letztern scheinen sich auch bisweilen als Besitzer der Oberherrschaft betrachtet zu haben; denn nach Wilhelms Tode erklärten sie sich öffentlich für die höchste Obrigkeit des Landes. Einige besondere Provinzen hielten sie auch wirklich dafür, und daher kam es, daß sie ihren Statthaltern Bestallungen von den allgemeinen Staaten geben ließen. Andere Provinzen hingegen, und besonders Holland, behaupteten, daß nach der Absetzung Philipps die höchste Gewalt den besondern Provinzen heimgefallen wäre, und daß diese als so viele für sich bestehende Staaten angesehen werden müßten. Dies war vornämlich zu der Zeit der Leicesterschen Regierung. Die Gesandten, die im Jahr 1590 zu der Elisabeth geschickt wurden, um mit ihr ein Bündniß zu schließen, erklärten sich deutlich hierüber, indem sie sagten: „Wir sind ein Körper, zusammen„gesetzt aus den Deputirten der Provinzen,

„und folglich ein souveraines Kollegium, welches „keine andern Obern erkennt, als die Staaten „der Provinzen, denen allein wir Rechenschaft „schuldig sind. Alles, was Ew. Majestät mit „uns beschließen, hat volle Kraft, und wird von „den Provinzen so angenommen, weil wir autho„risirt sind, die Rechte, Freiheiten und Privile„gien des Landes im allgemeinen zu erhal„ten, und besonders die Allianz mit Ew. Ma„jestät zu beobachten. Wenn Sie diesen Rechten „entgegen laufende Vorschläge thun, so müssen „wir sogleich erklären, daß wir nicht beitreten „können, ohne vorher unsere Konstituenten zu „befragen.“

Hier siehet man den obigen Grundsatz der Provinz Holland ganz ausgedrückt, und den hernach Oldenbarneveld so eifrig und standhaft vertheidigte. In den Arminianischen Streitigkeiten sahen sich zwar die Generalstaaten wieder als Oberherren der vereinigten Landschaften an, allein in den neuern Zeiten hat man die höchste Gewalt einer jeden Provinz für unbezweifelt gehalten, und 1639 wurde entschieden in einer großen Versammlung: daß die Hoheit und Würde des Staats nicht in den Abgeordneten der Provinzen zu den Generalstaaten bestehe, sondern in den gesammten nieder-

ländischen Fürstenthümern, Grafschaften und Landschaften. Zugleich wurde hier der Titel und Rang der Generalstaaten bestimmt. Sie eigneten sich die nächste Stelle nach den Königen, und Venedig und den Vorgang vor allen Kurfürsten und Fürsten in der Christenheit zu. Sie verlangten den Titel: Hochmögende Herren, Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande, und Eure Hochmögenheiten. Besonders verlangten sie dies von den Kurfürsten und andern Reichsständen. — Die Staaten von Holland lassen sich den Titel geben: Edle und großmögende Herren, und die andern Staaten: Edle und Mögende Herren.

Nach den Generalstaaten war, so wie bis jetzt, der Staatsrath die ansehnlichste Versammlung. Dieser Staatsrath wurde nach Wilhelms Tode errichtet und Prinz Moritz an die Spitze desselben gestellt; er besorgte die wichtigsten Regierungsgeschäfte, Finanzen und Kriegssachen der Union, und hat übrigens die Ausübung der Schlüsse der Generalstaaten zu besorgen. Er ist also eigentlich das, was man jetzt exekutive Gewalt nennt, und hängt unmittelbar von den Generalstaaten ab. Der Staatsrath besteht aus zwölf Mitgliedern, nämlich Holland stellt dazu drei, Seeland, Friesland, Grönin-

gen, jede zwei, die übrigen Provinzen jede einen Deputirten. Diese Stellen werden ordentlich nur auf drei Jahre vergeben; den Vorsitz haben alle zwölf Mitglieder eine Woche nach der andern. Die Stimmen werden nach den Personen gesammlet.

Bei der Entstehung dieses Raths 1585 hatte sich auch Elisabeth von England vorbehalten, zwei Engländer zu Mitgliedern zu ernennen, aber 1598 wurde dies bis auf einen eingeschränkt und endlich diese Zudringlichkeit ganz abgewiesen.

In diesem Staatsrathe hat auch der Statthalter Sitz und Stimme, weil eigentlich in ihm die exekutive Gewalt vereinigt ist, und dies ist die Ursache, warum dies Kollegium jetzt aufgehoben ist. Zur Verwaltung der Seemacht wurden 5 Admiralitätsämter errichtet und eine Oberadmiralität unter dem Prinzen Moritz als Generaladmiral. Allein diese letztere wurde bald aufgehoben und das Ganze den Generalstaaten unterworfen, die seitdem das Recht ausüben, einen Generaladmiral und Generalkapitän zu ernennen.

Etwas sonderbares in der Verfassung der vereinigten Niederlande sind die Statthalterschaften. Ein Statthalter führt gewöhnlich die Regierung einer Provinz in dem Namen des abwesenden Oberherrn, und so wurden die Nieder-

lande unter der Burgundischen, Oesterreichischen und Spanischen Herrschaft regiert. Aber nachdem sie dem Könige den Gehorsam aufgekündigt hatten; so schienen in diesem veränderten Zustande keine Statthalter nöthig zu seyn, weil die Staaten der Provinzen sich als die höchste Obrigkeit und Regenten betrachteten. Allein eben diese Staaten fanden es aus staatsklugen Absichten für dienlich, die Statthalterschaften beizubehalten; ihre Gewalt war neu und noch nicht hinlänglich befestigt, und die Unterthanen waren an eine statthalterische Regierung gewöhnt. Man ließ ihnen also einen Gegenstand der Verehrung in dem Statthalter, um sie durch sein Ansehen besser im Gehorsam zu erhalten, und zur Bezahlung schwerer Auflagen williger zu machen. Daher wurde nach Wilhelms Tode der Graf Leicester zum allgemeinen Statthalter bestellt, so wie es in den spanischen Niederlanden gewöhnlich war; die besondern Provinzen aber hatten ihre eigenen Statthalter. Nach seinem Abgange hat man nie wieder einen Oberstatthalter gewählt; aber man ließ es geschehen, daß eine Person die Statthalterschaft in verschiedenen Provinzen übernahm. Auf diese Art wurde Moritz Statthalter von Holland und Seeland, und nach dem Tode des Grafen von Neuenaar, auch von Utrecht, Oberyssel und Geldern, die beiden an-

dern Provinzen wählten den Grafen Wilhelm Ludewig von Nassau, und ließen ihre Wahl von den allgemeinen Staaten bestätigen. Daher ist es auch schwer, die Gewalt der ersten Statthalter zu bestimmen, denn sie war nicht in allen Provinzen gleich; er erhielt seine Würde von jeder besonders mit mehr oder weniger Einschränkung.

Der Statthalter einer Provinz war nach alter Gewohnheit auch General-Kapitän und Admiral derselben. Außerdem aber bestellten die Generalstaaten noch einen General-Kapitän über die gesammte Kriegsmacht zu Lande, und einen Admiral über die gesammte Seemacht. Diese Würden hat Moritz zuerst bekleidet. Als General-Kapitän leisten ihm die Soldaten den Eid eben so als den Generalstaaten. Er vergibt viele Kriegsbedienungen, darf aber keinen Feldzug ohne Einwilligung der Staaten unternehmen, die ihm, nach dem Beispiel der Venetianer, Aufseher mitgeben. Als General-Admiral hat er den Vorsitz in den Admiralitäten, und erhält den zehnten Theil der Beute zur See. In den Zeiten von 1650 bis 1672 und von 1702 bis 1747, wo kein Statthalter war, eigneten sich die Generalstaaten seine Rechte zu, so wie sie es jetzt wieder thun. —

Die Rechte und Vorzüge des Statthalters sind folgende:

1) Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen;

2) Er ist Präsident aller Gerichtshöfe, und darf seinen Namen allen Urtheilen derselben vorsetzen;

3) Er wählt die Magistratspersonen in den Städten aus den Subjekten, die vorgeschlagen werden; in mehr als einem Orte hat er selbst die freie Disposition der Chargen.

4) In seinem Namen, und für sein Interesse kann er Gesandte an fremde Höfe schicken, und den fremden Gesandten bei den Generalstaaten Privataudienz geben.

5) Vollziehung der Dekrete der Republik.

6) Schiedsrichteramt in den Streitigkeiten, die zwischen den Gemeinheiten, den Städten oder Provinzen entstehen.

Zu diesen Vorzügen muß man noch den rechnen, daß er die Aufsicht hat, über das Justiz- Forst- Post- und Polizei-Wesen, und eine Menge Bedienungen, theils *unmittelbar*, theils auf den Vorschlag der Stände vergibt. Sein Ansehen und seine Gewalt ist also sehr groß, und es sind ihm Wege genug angeboten, dieselbe zu erweitern; wenn er will — zum Glück des Staats oder zu seinem eigenen Vortheil. Hierzu kommen noch die Vorzüge, die er als General-Kapitän und Admiral hat, und die ich schon oben genannt habe. Diese drei großen Würden sind in der Folge

unzertrennlich mit einander verbunden gewesen.

Die Gevollmächtigten in Utrecht glaubten ihre Einrichtungen damit endigen zu müssen, daß sie den Prinzen, Wilhelm von Oranien, zu der Erhaltung des Gebäudes, welches er selbst aufgeführt hatte, persönlich verpflichteten; er wurde zum Statthalter erwählt. — Der Zustand dieses neuen Staats war anfangs so schlecht, daß man sich ihn unter dem Bilde eines Schiffs ohne Seegel und Steuerruder, vom Zufall in die Wellen getrieben, mit der Inschrift: incertum quo fata ferant, vorstellen kann. Aber bald ging aus dem Sturm ein Freistaat hervor, mächtig und glücklich, und wächst in wenigen Jahren, selbst noch im Kampfe für die Freiheit, zu einer Größe und Stärke empor, die in Europa von Bedeutung, und in Asien von Uebergewicht war, die durch Reichthümer, von Norden und Süden zusammengetragen, England zittern machte. Lange und oft kämpfte dieser Staat mit sich selbst, und Uneinigkeiten zerrissen seinen Busen; auch jetzt hat er einen Kampf begonnen, dessen Ausgang die Erwartung der Zuschauer gespannt hat, und dem wir aufs neue die Inschrift geben müssen: incertum quo fata ferant.

Zweiter Theil.

Geschichte der Statthalterschaft in den vereinigten Niederlanden.

Wilhelm der Erste,

Statthalter, Generalkapitän und Admiral im Jahre 1579.

Wilhelm war unter Karl V. Statthalter in Holland und Seeland, und blieb es ohne Widerspruch in den unruhigen Zeiten unter Philipp. Die Union in Utrecht bekleidete ihn mit demselben Titel in andern Provinzen. Dies war aber kein leerer Ehrentitel; er fand darin vielmehr glänzende Vorzüge, die ich oben aufgezählt habe. Zugleich erhielt er auch die Würde eines Generalkapitäns und Admirals, wodurch ihm der Oberbefehl über die Armeen und Flotten der Republik aufgetragen wurde, und alle Vorzüge, die damit verbunden waren.

Kaum sahe sich Wilhelm mit diesen Würden bekleidet, und die Hälfte seiner Wünsche erfüllt; so eilte er, die letzte Hand an das große Werk zu legen, auf dessen Vollendung er so viele Jahre gedacht hatte. Die feierliche Absetzung Philipps sollte die ganze Revolution krönen. Philipp bereitete, wie gewöhnlich, diese Begebenheit selbst vor. Er schickte die Margarethe wieder, um ihrem Sohne Alexander die Statthalterschaft abzunehmen, allein der Verdruß nöthigte sie, nach Italien zu gehen. Nunmehr war ein Vergleich mit den Abgefallenen unmöglich, und Philipp ließ die berüchtigte Achtserklärung gegen Wilhelm ergehen,

„worin er für den Ruhestöhrer, Verläumder „und Ketzer, für die Pest der Christenheit und „Feind des Menschengeschlechts erklärt wurde. „Wer ihn lebendig überlieferte oder ermordete, „dem oder seinen Erben, wurden 25,000 goldene Kronen versprochen, die Freisprechung „von allen Missethaten, die er begangen haben „möchte, und der Adel, wenn er kein Edelmann wäre." Eine herrliche Bedingung, sich dadurch über andere ehrliche Menschen zu erheben! Den Adel für eine solche Handlung! sagt Montesquieu, das heißt alle Ideen von Ehre, Moral und Religion über den Haufen werfen. Der Erfolg zeigte, daß es nicht an Bewerbern um diesen Preis fehlte.

Wilhelm *ließ* durch seinen französischen Hofprediger Peter von Villers eine Schutzschrift *verfertigen*, und beantwortete darin jene Vorwürfe *mit* eben so vieler Bitterkeit; er nennt den König Philipp einen Mörder seiner Gemahlin und seines Sohns Don Karlos. In beiden Schriften herrscht die Sprache der heftigsten Leidenschaften, und beide enthalten Ausschweifungen, die nicht zur Sache gehören, aber doch ein helles Licht über die Geschichte jener Zeit verbreiten. Wilhelm ließ den vereinigten Staaten seine Vertheidigung vorlesen; sie erklärten die Achtserklärung für unrechtmäßig und hatten die Gefälligkeit, eine Anzahl Reuter zur Sicherheit Wilhelms zu unterhalten.

Nun schritt Wilhelm seinem Hauptzwecke näher. Er brachte es bei den Staaten dahin, daß man den Herzog von Anjou am 23 Januar 1581 aufs neue zum allgemeinen Statthalter erwählte, um unter seiner Autorität und der Hoffnung französischen Schutzes den König abzusetzen. Die Unterhandlung mit diesem Prinzen wurde Wilhelmen aufgetragen, und er spielte seine Rolle so gut, daß er durch diese anscheinende Herabsetzung und Aufopferung nichts von seinem Ansehen verlor, sondern dadurch gewann. Er selbst verzögerte die Huldigung und ließ erst den Herzog versprechen:

daß Holland, Seeland und Utrecht zu nichts verbunden seyn sollten, als zur Eintracht in Führung des Krieges und Aufbringung ihres Theils zu den Kosten, und zur gemeinschaftlichen Vertheidigung der Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten der Provinzen. Nun rieth er selbst zur Huldigung, denn er hatte für die Provinzen, und wieder von den Provinzen für sich erlangt, was er wünschte. Seine Freunde hatten für ihn in Holland und Seeland gearbeitet, er selbst hatte eine bedeutende Reise durch diese Länder gemacht, die die Folge hatte, daß sich die Staaten ihm unterwarfen und den Eid leisteten, als dem, der die hohe Obrigkeit und Regierung der Grafschaft Holland, Seeland und Friesland vorstellte. Diesen Titel führte er von der Zeit an beständig, und seine Schreiben an die Staaten beginnen mit: Liebe und Getreue! wie souveräne Herren ihre Unterthanen anzureden pflegen.

Nach diesen Vorbereitungen erklärten endlich die im Haag versammleten Generalstaaten, auf Wilhelms Antrieb, am 26sten Julius 1581, mit aller Feierlichkeit, Philipp den Zweiten für abgesetzt und seiner Souveränität verlustig, weil er, seinem Eide zuwider, die Landesprivilegien verletzt habe. In dem Eingange dieser merkwürdigen Urkunde heißt es:

„Die Völker sind nicht um der Könige willen „geschaffen, sondern Gott hat die Könige zum „Besten der Völker verordnet; es läßt sich kein „regierender Fürst ohne Volk gedenken, aber „ein Volk kann gar wohl ohne einen Fürsten „bestehen; es ist die Pflicht des Fürsten, seine „Unterthanen zu lieben, wie ein Vater seine „Kinder liebt, und sie mit vollkommener Bil„ligkeit zu beherrschen; thut er das nicht, so ist „er nicht mehr Fürst und Landesvater, sondern „ein Tyrann, dem das Volk weiter keinen Ge„horsam schuldig ist. Seit unendlich langer Zeit „hätten sie sich über eine grausame Behandlung „beklagt; ihre Klagen und Bittschriften wären „auch vor den Thron des Königs gebracht wor„den, aber sie hätten ihn dadurch nicht von „seinem Vorhaben abbringen können, sie, un„ter dem Vorwande, die katholische Religion, „die nie von ihnen wäre angetastet worden, zu „beschützen, mit einem unerträglichen Joche zu „beladen; die göttlichen und menschlichen Gesetze, „die so oft in Absicht auf sie wären verletzt wor„den, hätten ihnen nun wieder ihre natürliche „Freiheit verliehen, und gäben ihnen das „Recht, sich einen andern Fürsten zu erwählen, „um von ihm nach ihren Privilegien und Frei„heiten regiert zu werden.“

Merkwürdig ist es, daß mehrere Fürsten, besonders in Deutschland, den Eingang dieses Schlusses übelnahmen, und dadurch eine Rechtfertigung der Staaten von Holland auf dem Reichstage zu Augsburg verursachten. Aber eben so sehr verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß der König von Spanien in seinem Achtserklärungsedikt wider den Prinzen von Oranien gestehet, seinem Eide, welchen er den Niederländern geschworen habe, nicht treu geblieben zu seyn. Er beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf eine päbstliche Dispensation. Gab er nicht dadurch den Niederlanden einen gegründeten Vorwand, sich auch ihres Eides zu entledigen? Denn ihr Eid war nur unter Bedingungen, die sich auf des Königs Eid gründeten, verpflichtend für sie. —

Der Herzog von Anjou ging hierauf nach England, um eine Königin zur Frau zu nehmen. Elisabeth besaß mit den Talenten einer großen Königin auch die Schwachheiten ihres Geschlechts; sie schmeichelte sich durch acht und vierzig jährige Reize einen jungen Mann vvn 28 Jahren gefesselt zu haben. Ihre Zärtlichkeit gegen diesen Prinzen war kein Geheimniß mehr, sie gab ihm einen Ring, und dann ein Körbchen. Die Politik erhielt hierin von einer verliebten Königin ein großes Opfer. Der Herzog kam zurück, ging

nach

nach Frankreich und starb. Sein Bruder, König Heinrich III. hatte nicht Muth genug die angefangene Rolle fortzuspielen. Wilhelm von Oranien hatte jezt das Glück, sich allein an der Spitze der neuen Republik zu sehen; er genoß aber dies Glück nicht lange.

Es war vorauszusehen, daß der ansehnliche Preis, den Philipp auf Wilhelms Kopf gesetzt hatte, manchen Böswicht oder Schwärmer reizen würde ihn zu verdienen. Gaspar Anastro, ein verdorbener Bankier in Antwerpen, war der erste, der lüstern war nach 80000 Dukaten und einer Komthurei des Ordens von St. Jacob, die ihm in einem besondern königlichen Handschreiben nach vollbrachtem Morde versprochen wurden. Er selbst hatte nicht den Muth die That zu vollziehen, wußte aber seinen Handlungsdiener, Johann Jauregui, einen eigensinnigen, schwermüthigen jungen Menschen dazu zu bereden. Jauregui beichtete, erhielt vorläufig Absolution, nahm das Abendmahl und ging in die Wohnung Wilhelms, der eben Mittagstafel hielt, drängte sich zu ihm, überreichte ihm eine Bittschrift, und schoß ihm, indem er las, eine Pistolenkugel durch den Kopf. Der Mörder fand seinen Tod auf der Stelle. Wilhelm fiel in eine tiefe Ohnmacht. Das Gerücht von seinem Tode verursach-

te unter seiner Partei eben so viel Bestürzung als bei den Spaniern Freude. Anastro rühmte sich öffentlich, der Urheber dieses Mordes zu seyn, und der Herzog von Parma meldete diese frohe Nachricht dem Pabst, um ihn an dieser Freude Theil nehmen zu lassen, auch ermahnte er die Niederländer in Briefen, sich nun dem Könige wieder zu unterwerfen. Allein die Freude der Spanier war etwas zu voreilig; Wilhelm lebte, die Wunde war nicht tödtlich, und bald war er ganz wieder hergestellt.

Was dem einen Mörder mißlungen war, das gelang dem andern, der eben so wenig persönliche Beleidigungen zu rächen hatte, und der nur angereizt seyn konnte durch spanisches Geld und Versprechungen, oder durch Schwärmerei, die unglücklicherweise in jenen Zeiten sehr herrschend war. Balthasar Gerard hieß dieser Mensch, dem Mönche, Jesuiten und Politiker den Kopf erhizt hatten. Unter dem Namen Franz Guion hatte er sich bei dem Prinzen einzuschleichen gewußt und sich sogar einen Grad von Zutrauen erworben. Wilhelm bediente sich seiner in manchen Geschäften. Einst kam er von einem solchen Geschäfte aus Frankreich zurück, fand den Prinzen im Bette und hätte hier die schwarze That verrichtet, wenn er sein Messer bei sich ge-

habt hätte, er suchte in seinen Taschen, fand nichts und entfernte sich traurig. Bald darauf bat er um Geld zu Kleidungen; Wilhelm gab es ihm, und dafür kaufte er sich von einem Soldaten ein paar Pistolen, suchte Gelegenheit den Prinzen allein zu treffen, und schoß ihm, beim Herausgehen aus dem Speisezimmer, drei Kugeln aus einer Pistole in den Leib. Wilhelm sank dahin mit den Worten: „mein Gott, mein „Gott, erbarme dich meiner und deines armen „Volks." Der Todestag war der 10te Mai 1584; Wilhelm war beinahe 52 Jahr alt. Sein Mörder litt mit einer unglaublichen Standhaftigkeit die schrecklichste Todesstrafe. So endigte Wilhelm sein Leben zu einer Zeit, wo sich ihm die glänzendsten Aussichten eröfneten. Als Philipp die Nachricht von diesem Tode erhielt, sagte er mit einer anscheinenden Kälte: „zu seinem eigenen „und der Kirche Besten hätte dies vor zwölf Jahren geschehen müssen!" Wie sich der frömmelnde Heuchler zu verbergen wußte!

Wilhelm zählte Helden unter seinen Vorfahren, und er übertraf sie alle. Ohne Freistätte hatte er den Muth, sich dem Zorn eines grausamen und argwöhnischen Königs auszusetzen, den man durch den verhaßten Namen — der Teufel im Mittage — charakterisirte: ohne Stärke

hatte er die Entschlossenheit, die furchtbarste Macht die damals in Europa war, anzugreifen; ohne Erfahrung besaß er die Geschicklichkeit, über die größten Generale, die Spanien vielleicht jemals hervorgebracht hat, zu triumphiren; ohne einen Rath zur Seite, besaß er die Klugheit, die klügsten Nationen zu hintergehen und sich selbst niemals überraschen zu lassen; ohne Schätze besaß er das Geheimniß, seine Soldaten besser zu bezahlen als die Herren der neuen Welt, und dadurch oft ihre eigenen Truppen an sich zu ziehen; ohne Autorität hatte er das Glück, beinahe unumschränkt zu herrschen über stolze Herzen, die ihre Ruhe, ihr Vermögen und ihr Blut verschwendeten, um die Tyrannei zu vertilgen.

Wilhelm lebte zu einer Zeit eines politischen Sturms, der Reiche bis auf die Grundfeste erschüttert, und nur mit großen Revolutionen endigt; er stand an der Spitze eines Volks, das gegen seinen Tyrannen kämpfte, und Tyrannei und Fanatismus nöthigten ihn selbst, sich zu erheben und eine Rolle zu spielen, die die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Eine weitere Ausfüllung des oben angefangenen Gemähldes von ihm, mit glänzenden und schwarzen Farben, wird hier ihren rechten Platz finden.

Wilhelms Ehrgeiz und Herrschbegierde schien anfangs nur auf die allgemeine Statthalterschaft,

die er eifrig suchte, beschränkt zu seyn, da ihn aber diese Hoffnung betrog; so war er entschlossen sich zu rächen, und Philippen einen Theil seiner Länder zu nehmen, aber er war auch klug und vorsichtig genug, um nicht seiner Rache sein Glück aufzuopfern. Wenn nicht der Neid der Großen und ein ausschweifender Religionseifer ihn gehindert hätte; so würde er die gesammten Niederlande dem spanischen Scepter entrissen haben. Alle seine Schritte, wenn man ihnen mit Aufmerksamkeit folgt, verrathen deutlich seine Plane, seine Aussichten, seine Politik. Durch sein Genie allein erhob er sich zum Herrn eines nach Freiheit dürstenden, durch Zügellosigkeit bürgerlicher Kriege verwilderten Volks, und machte mit schlechten Truppen in einem stets unglücklichen Kriege die Herren von Amerika zittern. Er war ein Unterthan, aber ein so mächtiger, reicher und vornehmer Unterthan, daß er sich keinen andern Herrn geben konnte, ohne sich selbst zu erniedrigen.

Das Meisterstück Wilhelms war, daß er gewußt hatte die Völker zu überreden, daß er nur mit ihrer Freiheit beschäftigt sey, da er doch nur arbeitete ihr Herr zu werden. Er war es, der die Revolution von ferne zubereitete, indem er die neuen Meinungen einführte oder begünstigte,

wovon er wußte, daß sie dem Hofe in Madrid unangenehm, aber den Niederländern angenehm waren. Er war es, der dem Volke sein heiligstes Recht wieder gab, und sich ihm dadurch so lieb und achtungswürdig, als dem Könige verhaßt machte. Er war es, der die Fackel der Uneinigkeit von allen Seiten anzündete, und das Feuer des Bürgerkrieges auflodern machte, der Geister und Herzen unversöhnlich von einander trennte, indem er den Plan des grausamen Krieges anlegte und ausführte. Er war es, der abwechselnd als Katholik, Lutheraner, Kalvinist, und auch wohl ohne Religion, den römischen Gottesdienst verbannte, als das einzige Band, wodurch man noch an Spanien hängen konnte; aber dies wünschten die Völker, und ihre Wünsche schienen und waren gerecht; gar keine Religion, oder vielmehr gar kein System war immer besser als eine spanische Religion. Wilhelm war es, der durch seinen Stolz, durch seinen Rath, auch wohl Untreue, alle fremde Prinzen fortschickte, deren Glanz ihn in Schatten stellte. Er war es, der dreimal die schon weit gediehenen Unterhandlungen zerriß, die alle Unruhen hätten unterdrücken können; aber er war es auch, der die List und Intrigue der Spanier entdeckte, und weil das Glück des Volks jetzt mit dem seinigen genau verbunden war, für beides sorgte. Er war es, der in allen seinen Re-

den und Handlungen, die er um das Volk zu erbittern und das Mißvergnügen zu unterhalten, unternahm, die Hitze desselben nicht sowohl auf die Unabhängigkeit und Freiheit, als auf die Erhaltung der Privilegien lenkte — die doch so wenig einen republikanischen Statthalter erfordern, daß sie vielmehr einen beständigen Oberherrn voraussetzen.

Als die Revolution ausgebrochen war: so verband Wilhelm, als Statthalter des Königs von Holland, Seeland und Utrecht, mit den Vorzügen dieser Würde, auch die Rechte seines Oberherrn, dessen Unterthan zu seyn ihm nicht mehr beliebte. Er that ohne Widerspruch in den beiden ersten Provinzen, was bisher nur der König zu thun befugt war. Nur die großen Geldauflagen nöthigten ihn, von seinen Anmaßungen etwas nachzulassen. Weil er hierzu die Einwilligung der Staaten bedurfte; so erhoben sich diese und theilten die Souveränität mit ihm. Er mußte eine Verordnung machen, daß künftig die Soldaten auch den Staaten den Eid der Treue leisten sollten.

Wilhelm suchte auf einem andern Wege zu erlangen, was ihm diese gezwungene Herablassung nahm; er bestrebte sich die Macht der Edelleute mit der Macht der Städte in ein solches Gleich-

gewicht zu bringen, welches die Bestellung eines Schiedsrichters über sie nothwendig machte. Als er aber auch hier das Ziel verfehlte: so erregte er allerlei Zweifel bei wem sich nun die höchste Gewalt befände, da sich die Provinzen dem spanischen Könige entzogen hatten. Gleich als wäre er bereit, alles dem allgemeinen Besten aufzuopfern, stellte er sich, als wollte er die Ursach dieses Streites aufheben, indem er seine Gewalt in die Hände der Staaten niederlegte. Die Versammlung zu Delft (12 Nov. 1574) fürchtete, Wilhelm möchte sie in der größten Gefahr verlassen, und eilte ihm die Souveränität, unter dem Namen der Regierung eines freien Standes anzubieten; zwar machte man einige Einschränkungen; aber sie waren so beschaffen, daß sie sich Philipp selbst, zwanzig Jahre hernach, würde haben gefallen lassen.

Wilhelm schien gleichgültig bei diesem Anerbieten, wußte aber indeß durch den Schein eines reinen Patriotismus, durch Vorstellung einer schrecklichen Zukunft, durch Vorwürfe, Klagen und Drohungen, die Staaten in eine solche Bestürzung zu setzen, daß sie ihm selbst den Auftrag gaben, seine und ihre Verfassung einzurichten. Man machte die Vereinigungsformel für Holland und Seeland im Monat März 1575 unter der

Regierung und Gehorsam des Prinzen von Oranien, und verpflichtete sich ohne seine Einwilligung weder Krieg noch Frieden zu beschließen, erlaubte ihm Geldauflagen zur Fuhrung des Krieges zu machen. Man unterschrieb die Urkunde, Wilhelm nahm sie feierlich an und alles leistete ihm den Huldigungseid. Umsonst gaben ihm die Staaten hernach einen Rath, der aus ihren geschicktesten Deputirten bestand, um ihm die Mühe der Verwaltung zu erleichtern; er handelte in seinem eigenen Namen, und schien selbst der Pacifikation von Gent als völliger Souverän beizutreten. Don Juan sahe ihn auch dafür an, als er vorschlug, ihm namentlich den Krieg anzukündigen. Wilhelm mißbrauchte indeß jenen Titel nicht, den zu führen die Urkunde ihn berechtigte.

Als er hoffte die ganzen Niederlande zu vereinigen: so ließ er zum Schein etwas von seinen Anforderungen an die Souveränität nach, aber er bediente sich des Erzherzogs Matthias um die Staaten zu verhindern, daß sie nicht die alte Regierungsform aus dem Gesichtspunkte schieben möchten, und besonders wußte er Holland und Seeland dahin zu bestimmen, daß sie mit diesem Prinzen nicht dieselben Bedingungen eingingen, welchen die übrigen Provinzen sich unterwarfen. Als er hernach seinen ersten Plan,

die sieben nordischen Provinzen zu vereinigen, wieder vornahm, und in dem Utrechter Unionstraktat erkannte, daß der republikanische Geist in der Versammlung die Oberhand hatte; so schränkte er seine Einwilligung zu diesen Artikeln mit solchen Bedingungen ein, daß er immer den Provinzen vorrücken konnte: „er habe vorausgesetzt, daß sie von einem Oberhaupt abhingen, welches von den Statthaltern, deren in der Union Erwähnung geschehen, verschieden wäre.“ Matthias war nur sein Spielwerk, denn er handelte beinahe nach Willkühr. Ob er gleich diese Provinzen dem Könige Philipp entrissen hatte, so gebrauchte er doch noch den Namen desselben, wenn er es nöthig fand. Zum Beweis hierzu dienen die beiden Städte Veere und Vließingen, deren herrschaftliche Rechte er an sich gekauft hatte, und ihnen dann als Statthalter des Königs große Freiheiten, nebst dem Rechte, eine Stelle in der Versammlung der Staaten einzunehmen, verlieh. — Für die Zukunft ist dies von großer Wichtigkeit, denn diese Städte erklärten sich stets bei den großen Revolutionen für das Haus Oranien, oder sie waren es vielmehr, wo die Bewegungen den Anfang nahmen. —

Um das letzte Hinderniß, das seinem Ehrgeize entgegen stand, wegzuräumen, und den Kö-

nig zu entsetzen, fing er die Unterhandlung mit dem Herzog von Anjou an, wußte aber durch seinen Freund Aldegonde heimlich sich das sichere Versprechen zu verschaffen, daß er die höchste Gewalt in Holland und Seeland behalten sollte. Er rieth nicht eher zur Huldigung bis er der Erfüllung seiner Absichten gewiß war. Die beiden Provinzen legten sein Siegel zu dem ihrigen in die Stelle des Königlichen; in den übrigen Landschaften die noch mit dem Anjou unterhandelten, wurde dessen Siegel dem Staatensiegel zugefügt. Wilhelm, der den Platz des Herzogs einzunehmen hoffte, wenn die Umstände einer solchen Person nicht mehr bedürften, gewöhnte die Provinzen daran, daß sie unter ihnen keinen Unterschied machten. Er gieng noch weiter und ließ sich feierlich von jenen Provinzen die bürgerliche Regierung in ihrem ganzen Umfange, und die Besetzung der Aemter auftragen. Von dieser Zeit an bezeigte er dem Herzog keine Achtung mehr. Seine Freunde bewirkten endlich in der allgemeinen Versammlung der Staaten von Holland und Seeland den Entschluß, (im April 1581) ihm die beständige Souverainität aufzutragen, unter was für einer Benennung er sie wollte; man überließ es ihm selbst, sich mit dem Herzog von Anjou zu vergleichen. Ein wechselseitiger Eid bekräftigte diese Handlung. In einem Brie-

se vom 14ten August 1582 führt er den Titel, „Graf und Herr von Holland, Seeland und Friesland.

Wilhelm errichtete hierauf eigenmächtig das große Gericht, welches, ohne Appellation, bei allen Appellationen anderer Gerichtshöfe, das Endurtheil spricht, und ertheilte Statthalterschaften nach Belieben z. B. die von Geldern, dem Grafen von Mörs. Indeß war nun sein ganzes Bestreben dahin gerichtet, die feierliche Urkunde ausfertigen zu lassen, die ihn in seinem Ansehen bestätigen sollte. Er selbst durchlief die Provinzen, um die Einwohner zu gewinnen. Die Urkunde wurde von den Staaten aufgesetzt und von dem Adel und den Städten in Holland besiegelt. Der Herzog von Anjou kam aus England zurück, um die Sache zu hindern, aber es war zu spät, und sein geringes Ansehen über Holland, Seeland und Utrecht war ganz verlohren. Die Staaten riefen Wilhelmen nach dem Haag, und hier empfing er am 7. December 1583 die besiegelte Urkunde, die man seine Investitur nennen kann. Am 30ten wurden die Bedingungen des gegenseitigen Vertrags von Wilhelm und dem Großpensionair Buys unterzeichnet.

„Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, „sollte von Gottes Gnaden, und ohne

„es Jemandem zu verdanken, unabhängiger „Souverain der Länder seyn, die sich an ihn er„gaben. Er versprach die Union von Utrecht „zu halten, die Freiheiten der Provinzen, „Städte, Edelleute und der Gemeinen zu „schützen, die Münzen nicht zu verändern, die „Landeseinkünfte nicht zu veräußern, die Flüs„se nicht zu sperren, keine neuen Zölle anzule„gen, die Deputirten jährlich zu versammeln, „und weder Frieden noch Stillstand ohne die „Einwilligung der Staaten zu machen."

„Die Staaten der Provinzen machten sich „dagegen verbindlich, ihm die Kammergüter „der alten Grafen zu überlaßen, und sie noch „zu vermehren, wenn sie zur Unterhaltung „seines Hauses nicht hinreichten; sie erlaubten „ihm, Geldauflagen zur Nothdurft des Krieges „zu machen, und versprachen einen von seinen „Söhnen zu seinem Nachfolger zu erwählen. „Der Eid über diesen Vergleich sollte beider„seits gegen einander mit Rücksicht verbindlich „seyn; Willhelm wollte die Staaten von dem „ihrigen losgezählt haben, in dem Fall er den„selben auf seiner Seite bräche."

Alle diese Schritte zur Herrschaft gelangen ihm, und er berührte vielleicht schon die Grenze

seiner Wünsche, als mörderische Kugeln seine Tage kürzten, seinen Ehrgeiz und seine Hoffnungen vernichteten.

Wilhelm bleibt aber dennoch ein großer Mann; er machte Epoche in seinem Jahrhundert so wie Cromwel in dem folgenden. Beide Namen werden unsterblich bleiben, nur Wilhelms Name glänzt mit ewigem Ruhm, und Cromwels Namen drückt ewige Schande. Wilhelm ist der Stifter eines nachher so reich und mächtig gewordenen Freistaats; er gründete die Freiheit der Niederländer, wenn es auch wider seinen Willen geschah, mit eigenen Aufopferungen; er ließ sehr viel Schulden nach. Holland ist ihm Dank schuldig, und hat ihn reichlich gezollt; sein Andenken wird in Ehren bleiben und dem Undank trotzen, Hollands Schicksal sey auch welches es wolle. Welcher Mann von solchem Geiste hat nicht auch seine Fehler! sie sind ja das Loos aller Sterblichen und gehören in die Reihe der Dinge, welche das Menschengeschlecht einer höhern Vollkommenheit und dauerhaftem Glück entgegen führen. Wilhelm besann sich lange, die Krone anf das Haupt zu setzen, die er in den Händen hatte; und wenn er sie auch aufgesetzt hätte, so würden die Niederländer doch sicher mehr dabei gewonnen haben, als wenn sie Philipp trug. Wenn er sich zu

groß glaubte, ein Unterthan des Landes zu seyn, welches er aus der Tyrannei gerissen hatte, so war er deswegen noch nicht geneigt, ein neuer Tyrann zu werden; denn nicht alle Könige und Fürsten sind Tyrannen. Hätten die vereinigten Provinzen einen König haben wollen, wer hätte es mehr um sie verdient, und wer wäre dieses Vorzugs würdiger gewesen, als Wilhelm? —

Moritz, Prinz von Oranien,

zweiter Statthalter, Generalkapitän und Admiral, im Jahre 1584.

Bei dem Tode Wilhelms waren die Sachen in einer fürchterlichen Unordnung, worin er sie absichtlich gebracht zu haben scheint. Er hatte sich immer geschmeichelt, dies Chaos zu ordnen, wenn er einiges Interesse dabei finden würde. Die Staaten von Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Mecheln, und was noch von Brabant und Flandern der Vereinigung treu geblieben, waren gerade in Delft versammelt; sie beschlossen sogleich einen Staatsrath zu errichten, und den Prinzen Moritz an die Spitze desselben zu stellen. Ueberdem machten sie solche Einrichtungen, daß Spanien die gehofften Vortheile von Wilhelms Tode nicht genoß.

Philipp der II. glaubte aus dieser Bestürzung Nutzen ziehen zu müssen, und Vorschläge zu einer Annäherung schienen ihm bei der Trauer der Niederlän-

derländer, in welche sie die unerwartete Begebenheit versenkt hatte, ein sicheres Mittel zu seinem Zweck. Er hatte immer geglaubt, daß die Abneigung der vereinigten Provinzen gegen die spanische Herrschaft ein Werk des Prinzen von Oranien wäre, und es war nicht bloß aus Rache, sondern aus Politik, daß er einen Preis auf den Kopf eines so gefährlichen und hartnäckigen Feindes setzte. Er glaubte die Rebellion durch das Blut des Anführers vertilgen zu können; aber er bewies dadurch, daß die wahre Beschaffenheit der Gesinnungen seiner Einsicht und Klugheit entgangen war. Der Herzog von Parma hatte in wenigen Monaten schon solche Thaten gethan, die einen General berühmt machen und Stoff zu mehrern Kriegen hergeben konnten; aber die Unterhandlungen zu unterstützen, und die Langsamkeit abzukürzen, vermochten sie nicht. Die Staaten schienen entschlossen, eher zu sterben als ihre alten Herren wieder zu erkennen. Um diesem Joche zu entgehen, welches ihnen das schrecklichste von allen Uebeln schien, bestimmten sie, sich einer fremden Macht zu unterwerfen. Man schwankte einige Zeit zwischen Frankreich und England, aber endlich schien Frankreich, in der Zeit seiner größten Erniedrigung, England den Vorzug abzugewinnen, welches damals in dem höchsten Glanze seines Ruhms war.

Heinrich, der Dritte, wußte nicht ruhig über seine Völker zu regieren, und kannte nicht die Kunst Uneinigkeiten unter die Feinde auszubreiten; er verstand nicht, Begebenheiten vorzubereiten und war zu einfältig, um Gewinn aus denen zu ziehen, die sich darboten. Seine Verschwendung machte ihn unfähig zu Geschäften und seine Weichlichkeit verabscheuete die Gefahren und Unruhe des Krieges. Die Sechszehner und die Ligue kämpften um den Preis seiner Untüchtigkeit. Man war in den Niederlanden übereingekommen, sich ihm ganz zu unterwerfen, und ließ ihn durch eine Gesandschaft bitten, die Niederlande so anzunehmen wie sie Karl der Fünfte besessen hätte; nur die Bedingungen machte man, daß er ihre Vorrechte, und die reformirte Religion in dem gegenwärtigen Zustande erhalten, einen Prinzen von seinem Geblüte, oder sonst einen vornehmen Mann, zum Oberstatthalter ernennen, und ihm einen Staatsrath, der aus zwei Drittheilen Niederländer bestände, zuordnen möchte; daß er die Niederlande unzertrennlich mit Frankreich verbinden, aber das Haus Nassau ehren wolle, dem sich die Niederlande so sehr verbunden achten, daß sie ihm in allen Dingen dankbar seyn müßten.

Alle übrige Punkte waren eben so vortheilhaft als diese. Aber Heinrich ließ aus Trägheit und Kleinmüthigkeit, die, als Folgen seines Müßiggangs und seiner Wollüste, alle Ehrbegierde in ihm erstickten, dies Anerbieten fahren, und wollte lieber mit seinen Hunden und Affen spielen, als die Last seiner eigenen Krone, die ihn zu sehr drückte, vermehren. Er schlug es aus, Herr eines Landes zu werden, das sich ihm anbot, um ein Unding zu seyn in einem Lande, das sich ihm entzog. Die Wünsche aller guten Franzosen wurden erstickt durch das Geschrei der Schmeichler und das Ansehen der Guisen, die Spanien zu sehr in Paris dienten, als daß sie ihm in den Niederlanden hätten schaden sollen. Die Geschichte Heinrichs, des Dritten, ist nichts als ein Gewebe von Intriguen der Medizeer und Guisen, die sich durch spanische Politik so häufig irre führen ließen, und endlich Frankreichs Schande und menschliches Elend im Triumph über eigenes Bürgerblut aufführten. Mit Abscheu wirft man die Jahrbücher jener Zeit aus den Händen, und ist nicht abgeneigt, den Mördern mit Kreuzen und Marschalstäben zu fluchen, die es vermochten das Volk zu würgen, von dessen Schweiße sie lebten.

Die Niederländer verlohren alle Hoffnung von dieser Seite her, und wandten ihre Augen

auf England, und harrten um so mehr von diesem Reiche auf Hülfe, weil jetzt Antwerpen, Brüssel und mehrere Besitzungen wieder zu den Spaniern übertraten. Elisabeth, deren Aufführung selbst von denen stets bewundert wurde, die doch ein Interesse dabei hatten sie zu verschreien, regierte damals in dieser Insel. Diese Prinzessin, die man ihres Muthes wegen den König Elisabeth, so wie ihren Nachfolger Jacob, um seiner Schwäche willen, die Königin Jacob nannte, empfing anfangs die zwölf Abgesandten der Niederländer etwas kalt, sey es, daß man ihre Hülfe nicht gesucht hatte, ehe man sich an Frankreich wandte, oder daß sie überlegte, welche Partei sie ergreifen wollte, oder sey es, daß sie durch die mit Klugheit eingemischten Schwierigkeiten ihre Hülfe und Wohlthaten theuer verkaufen wollte, genug sie erklärte sehr spät ihre wahren Absichten.

Vor der Genter Pacifikation 1576 hatten die Niederländer schon ihre Hülfe gesucht, sie wandte sich aber so zweideutig heraus, daß die armen Geusen nicht wußten, woran sie waren. Die Königin hatte eine Politik, die bisher den übrigen Regenten in Europa unbekannt war, nämlich den Frieden und Ueberfluß in ihren Staaten zu unterhalten. Sie liebte keine kriegerischen Unternehmungen, vielleicht weil sie sahe, daß der Ruhm

derselben wohl nicht gut auf ein Weib fallen konnte; und dann schien es ihr gefährlich zu seyn, eine Souveränität anzunehmen, die sie vertheidigen mußte, und zwar gegen die ganze Stärke Spaniens, und selbst gegen den Ehrgeitz derer, die sie ihr anboten. „Wenn es auf weiter nichts „ankommt, sagte sie damals, als auf die Reli„gion, warum zeigt ihr euch so schwierig; ist es „nicht besser in die Messe zu gehen als euch so „viel Unglück zuzuziehen? Könnt ihr euch nicht „überwinden daran zu glauben, so bildet euch ein, „daß ihr bei einem Marionettenspiel seyd." Indem sie sich näher zu den Gesandten wandte, fuhr sie fort: „Ihr sehet, daß ich ganz offenherzig bin; „wenn ich jetzt Lust hätte die Kemödie zu spielen, „würdet ihr wohl glauben ein Verbrechen zu be„gehen, indem ihr meine Helfer wäret?" Wie sich doch Könige bisweilen, so gut wie andere Menschen, selbst zeichnen ohne daran zu denken! Diese große Prinzessin war oft Komödiantin in ihren politischen Spielen.

Da sich jetzt die Umstände in den Niederlanden geändert hatten; so änderte auch Elisabeth ihre Politik, denn sie mußte doch fürchten, daß Frankreich endlich die Beute davon tragen würde. Sie versprach Geld und Truppen zu geben, und um sich der Dankbarkeit der vereinigten Pro-

vinzen vorläufig zu versichern, forderte sie die drei ihr sehr vortheilhaften Hafen — Ramekens, Briel und Blissingen, und gab sie lange nachher für beinahe drei Millionen wieder heraus. Der Graf Leicester, Liebling der Königin, sollte diese Hülfe nach den Niederlanden führen, und Elisabeth hatte ihm den geheimen Befehl gegeben, sich genau nach dem Vermögen der Länder zu erkundigen, weil sie gesonnen war, die Oberherrschaft darüber anzunehmen, wenn sie mit ihren eigenen Mitteln vertheidigt werden könnte. Die Niederländer sollten sich das neue Joch mit ihrem eigenen Vermögen erkaufen.

Leicester erhielt am 6ten Februar 1586 den Titel: oberster Befehlshaber und eine Gewalt, die die Gewalt eines Statthalters noch übertraf. Er genoß aber wenig davon, weil er unfähig war, die Staaten verrieth, die Plätze von Wichtigkeit verkaufte, Verrätherei trieb, den Oldenbarneveld und Moritz haßte. Elisabeth erscheint selbst sehr zweideutig, bald wollte sie die angebotene Oberherrschaft übernehmen, und bald rieth sie wieder zum Frieden mit Spanien; Dännemark mußte sogar als Unterhändler auftreten.

Die Standhaftigkeit der Holländer allein rettete ihren Staat aus den Betrügereien des Leicester und seiner Königin. Der erste ging endlich

voll Verdruß über seine vereitelten Plane sich zum Herrn der Niederlande zu machen, nach England zurück. Auf die Niederlegung seiner Statthalterschaft, folgte bald das Ende seines Lebens. Die Holländer nannten ihn den treulosen und stolzen Engländer.

In Holland lebte damals ein Mann, der allein fähig war die Hoffnungen des englischen Kabinets zu vereiteln. Johann von Oldenbarneveld, Advokat von Holland, war es, der sich als einer der Gesandten den Inhalt der geheimen Befehle verschafft hatte, und nun eben so geheim den Maasregeln des Leicester entgegen arbeitete. Er wußte überall den Grafen verdächtig zu machen, und das Mißvergnügen in den Provinzen zu unterhalten, das über die Ungewißheit der Plane des englischeu Hofes entstand. Leicester selbst half ihm dazu, durch seine Unbedachtsamkeit und übereilten Schritte, mehr als der Pensionarius erwartete. Als er endlich sah, daß die Provinzen in dem Vertrauen zu ihm erkalten würden; so wußte er die Elisabeth selbst verdächtig zu machen, als hätte sie einen einseitigen Frieden schließen und die Provinzen mit dem Philipp theilen wollen. Hierdurch erhielt die Hoffnung der Königin den letzten Stoß; Leicester hatte dies selbst wieder vorbereitet durch die un-

bestimmte Wahl zwischen Frieden und Krieg, die er vorgeschlagen hatte.

Oldenbarneveld ging noch weiter; er drohete seinen Abschied zu nehmen, wenn die Provinzen sich nicht durch ihn warnen lassen wollten. Diese Drohung begleitete er mit solchen Ausdrücken, die in dem herrschenden Mißtrauen gegen die Engländer ihren vollen Nachdruck erhielten und die Staaten bestürzt machten, die sich für verlohren glaubten, wenn sie ein solcher Mann in diesem Zeitpunkte verließe. Von diesem Augenblick an war Barneveld das Orakel der beiden Provinzen Holland und Seeland. Er war die Seele der Dortdrechtschen Versammlung (im August 1587), er war es, der hier den Leicester unterschreiben ließ: „daß die Staaten bei seiner Berufung zum Generalstatthalter der Union nicht „willens gewesen wären, sich ihrer Souveränität „zu begeben." Er war es, der, als ein untrügliches Mittel die Unabhängigkeit zu behaupten, den Staaten vorschlug, den Prinzen Moritz zu erheben, um dadurch den Engländer zu erniedrigen. Holland und Seeland folgten ihm und ernannten diesen jungen Prinzen zu ihrem besondern Statthalter. Leicester wurde beruhigt durch die Vorstellung der Nothwendigkeit dieses Verfahrens, durch die Ver-

sprechung, daß Moritz ihm untergeben seyn sollte, und übersahe es, daß alle Vollziehungsgewalt in die Hände dieses Untergebenen überging.

Die Bestallung für Moritzen ist merkwürdig, weil er der erste Statthalter ist, der sie von den Staaten dieser Landschaften empfing, die dadurch zeigten, daß sie die höchste Gewalt hätten und sie auch ausüben wollten. Er wird darin angewiesen:

„Die Hoheit, Vorrechte und Wohlfahrt der „Länder, die Uebung der christlichen Religion, „zu erhalten und zu vertheidigen, jedermann „Recht zu schaffen, und alle Verordnungen „und Urtheile, nach dem Gutachten des Raths „von Holland und Seeland vollstrecken zu las„sen. Hiernächst wird ihm aufgetragen — mit „den abgeordneten Räthen, die Obrigkeiten „in den Städten, wo es sich gebühre und die „Nothwendigkeit es erfordere, zu verändern, „auch bis auf weitere Verfügung alle Gnaden„und Begnadigungsbriefe, jedoch vorsetzliche „Todtschläger ausgenommen, zu ertheilen, und „endlich mit den abgeordneten Räthen „für die Sicherheit und Schutz der Lande als „Statthalter, Generalkapitän und Admiral zu „sorgen.“

Weil die Versammlung sich vorbehielt diese Gewalt zu verringern oder zu vermehren, so muß man diesen ersten Auftrag nicht so ansehen, als wenn dadurch die Rechte und Gewalt seiner Statthalterschaft festgesetzt worden wäre; 1597 erweiterten sie in der That diese Gewalt dadurch, daß sie ihm vielmehr Ansehen über die Truppen gaben. Alles dies war das Werk Oldenbarnevelds, der endlich auch Utrecht, Oberyssel, Geldern und Zütphen zu überreden wußte, daß sie den Prinzen zu ihrem besondern Statthalter annahmen, und ihm eine ähnliche Vollmacht gaben, wie es die beiden andern Provinzen gethan hatten.

Moritz war jetzt zu dem Grade seiner Größe gekommen, die er nach Oldenbarnevelds Meinung zum Besten der Republik haben mußte, die aber nun auch dafür sorgen müßte daß er nicht größer würde. Als man nachher bei den Staaten darauf antrug, seine Gewalt der des Leicester noch mehr gleich zu machen: so widerstand der Pensionär mit Nachdruck dieser gefährlichen Berathschlagung, und mit Mühe erhielt man seine Einwilligung, daß Moritz zum Haupt einiger Ausschüsse ernannt wurde. Dies war damals die Beschaffenheit der Statthalterschaft, und darin sollte sie auch nur in der Folge bestehen. Aber hierin liegt der Grund der nachherigen innern

Unruhen, die dem erlauchten Republikaner das Leben raubten. Jezt nun einen Blick auf das Verhältniß der Niederlande gegen Spanien.

Der Herzog von Parma war in diesen Unruhen nicht unthätig gewesen, aber der Tod übereilte ihn sehr unvermuthet. Albrecht von Oesterreich erhielt die Statthalterschaft, und Philipp gab ihm seine Tochter Isabella Clara Eugenia zur Gemahlin, und trat ihr die Niederlande ab. Aber auch diese Abtretung, als der lezte Versuch die verlohrnen Provinzen wieder zu erlangen, erfüllte nicht die Hoffnungen des Königs. Er starb 1598, und nahm den Verdruß über seine vereitelten Plane mit in das Grab. Moritz kämpfte mit Ruhm und Sieg, und führte das Schiff der Republik in einen sichern Hafen. Man war aufmerksam auf die Feinde, aber auch auf die Freunde, besonders auf die Elisabeth. Eine zahlreiche Armee und eine ansehnliche Flotte standen bereit, jeden Versuch gegen die Freiheit zu vereiteln.

Zu dem Glück der Waffen gesellte sich ein blühender Handel. Schon 1587 waren über 800 Schiffe aus Holland und Seeland allein nach der Ostsee gegangen, und die Zahl der Kauffahrer in den westlichen Meeren war nicht geringer. Die sonst so verächtlichen Meergeusen schwammen nach

Brasilien, St. Domingo, Guinea, Batavia, Celebes und den Moluckischen Inseln. Die Schätze dieser Länder machten Amsterdam zur Haupthandelsstadt in der Welt. Der Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ist auch das Ende der spanischen und portugiesischen Oberherrschaft im Orient. Lissabon, sonst so glänzend, seufzte unter spanischem Joche. Die kühnen Republikaner wagten eine Durchfahrt durch den Waizats — Straße Nassau — um von Norden her nach Ostindien zu kommen, und Hemskerk lag in dreimonatlicher Nacht auf Nova Zembla. Diese kühnen Versuche hatten andere zur Folge in der Südsee und Ostindien. Bündnisse mit indischen Fürsten sicherten ihre Eroberungen; die ostindische Gesellschaft entstand, und mit ihr kommt Reichthum und Ueberfluß in die Niederlande, während deß in den spanischen Provinzen Hunger und Elend herrschte.

Mit einer Standhaftigkeit, die in Erstaunen setzt, und die ein guter Erfolg krönt, widerstanden diese Republikaner allen Lockungen der Spanier und schlossen endlich am 9ten April 1609 den zwölfjährigen Stillstand, worin sie Spanien als freie Staaten anerkennen und ihnen so gar den Handel nach spanischen Ländern erlauben mußte.

An diesem letztern Glücke hat Moritz den entschiedensten Antheil. In sehr gefährlichen Umständen war er an die Spitze der Geschäfte gestellt, und nach Leicesters Abreise waren aller Augen auf ihn gerichtet. Anfangs vergaß man aus Zärtlichkeit, und bald machte er selbst durch seine Dienste vergessen daß er erst siebzehn Jahr alt war. Seine Fortschritte waren alle ehrenvoll, weil sie alle schwer waren. Er siegte über den Herzog von Parma, der eben so klug im Treffen als im Rückzuge den Ruhm großer Talente behauptete, der durch Erfahrung gewann, was ihm an Lebhaftigkeit des Alters abging. Er hatte die Vortheile über einen Erzherzog Albrecht von Oesterreich, der mit einer zärtlichen Frömmigkeit, gefälligen Herablassung und strenger Billigkeit, die ihm alle Herzen gewann, eine mehr als mittelmäßige Fähigkeit, einen Heldenmuth und vollendete Klugheit verband; über einen Spinola, der einzige General seit Lucullus, der den Krieg kannte, ohne ihn selbst geführt zu haben, der Schlachten gewann, ohne bei irgend einer zugegen zu seyn, der bewundernswürdig Belagerungen anordnete, ohne eine gesehen zu haben, der in der Anführung der Armeen glänzte, ohne selbst gedient zu haben.

Das Leben Moritzens ist eine Kette von Streit, Belagerungen und Siegen die selten un-

terbrochen wurden. Man fragte einst Moritzen, welches der größte General in Europa wäre? Er antwortete. „Spinola ist der Zweite.“ Diese bescheidene Antwort schließt zwei Urtheile in sich, die ich beide für wahr halte. Heinrich IV. in Frankreich war nicht so bescheiden, ließ aber doch dem Moritz Gerechtigkeit wiederfahren, indem er gewöhnlich zu sagen pflegte: „nach mir ist Moritz der größte General in der Welt.“ Mittelmäßig in allen übrigen Dingen war er im Kriege ein großer Meister und führte ihn immer als Held. Er disciplinirte seine Armee, und war ohne einen Lehrer in der Kriegskunst selbst Lehrer. Sein Lager war die allgemeine Schule Europens, und seine Zöglinge erhielten und vermehrten vielleicht seine Ehre. Graf Wilhelm Ludewig von Nassau half ihm treulich, indem er alles, was er bei Griechen und Römern gefunden hatte, anzuwenden suchte. Der Erfolg verwandelte den unzeitigen Spott über die Versuche in Ruhm und Ehre. Gleich dem Montecuculi verstand Moritz die so wenig bekannte Kunst zu Marschiren und Kampiren (dies sind Ausdrücke, die mehr bezeichnen, als ich in einer Umschreibung sagen könnte); gleich dem Vauban hatte er die tiefe Kenntniß Plätze fest und unbezwingbar zu machen; gleich dem Eugen besaß er die Geschicklichkeit, zahlreiche Armeen in den unfruchtbarsten und ganz verheer-

ten Ländern zu erhalten; gleich dem Vendome hatte er das Glück zur passensten Zeit mehr von den Soldaten geleistet zu sehen, als man mit Recht erwarten kann; gleich Condé zeigte er den untrüglichen scharfen Blick, der über den Ausgang der Schlachten entscheidet; gleich Karl dem XII. kannte er das Mittel, die Soldaten beinahe unempfindbar zu machen gegen Hunger, Witterung und andere Beschwerlichkeiten; gleich dem Türenne besaß er das Geheimniß, welches jetzt verlohren zu seyn scheint, das Leben der Menschen zu schonen. Nach dem Urtheil des Ritter Folard war Moritz der größte General der Infanterie, der seit der Römer Zeiten, bis dahin und wohl noch später, aufgetreten war.

Der Ehrgeiz war in dem oranischen Blute nicht weniger erblich als das Verdienst. Moritz wollte, wie Wilhelm, mehr für sich als für das Vaterland siegen; der Thron schien ihm glänzend und er entschloß sich, hinauf zu steigen. Er entdeckte seine Gedanken dem Großpensionär, welches der einzige Mann war, der sein Vorhaben vernichten oder gelingen machen konnte. Oldenbarneveld besaß ein großes Ansehen, das eine edle Gestalt, Beredsamkeit, außerordentliche Fähigkeiten, eine unbestechliche Rechtschaffenheit, ausgezeichnete Verdienste und eine vollendete Er-

fahrung überall geben müssen. Er war ein Feind der Ungerechtigkeit, der Ränke sich empor zu schwingen, der Parteisucht, selbst der nützlichen Neuerungen. Er war ein Römer in welchem man die Tugend der Fabricier und Catonen erkannte. Er liebte den Prinzen, erhob ihn bis zu der Stufe des Ansehens, die er heilsam für die Republik hielt, aber er liebte noch mehr sein Vaterland, und glaubte den Ehrgeiz eines Helden unterdrükken zu müssen, dessen Talente er sonst angefeuert hatte. Er faßte den Entschluß, heimlich dem Prinzen entgegen zu arbeiten, ohne deswegen sein Zutrauen zu verliehren. Die Sache verdient wegen ihres tragischen Ausgangs eine genauere Darstellung.

Das Glück Moritzens in den zehn ersten Jahren seiner Statthalterschaft bewies, daß die Staaten ihm so viele Gewalt gegeben, als die Wohlfahrt der Republik erforderte. Als er sich nun aber durch die Waffen einen solchen Ruhm erworben hatte, der die Ueberlegenheit seiner vorzüglichen Gaben außer Zweifel setzte; so glaubte er, da die Republik ihm nicht weniger als seinem Vater zu danken hätte, berechtigt zu seyn, eben dieselbe Erkenntlichkeit von ihr zu erwarten. Nach dem Siege bei Nieuport merkte man seine Forderungen. Dieser Sieg hatte die Spanier

dahin

dahin gebracht, daß sie sich nun bloß auf ihre Vertheidigung einschränken mußten; Moritz glaubte daher, daß eben dieser Sieg auch der Republik ihre völlige Einrichtung geben würde, und daß es Zeit sey, die Belohnung der neuen Bemühungen zu fordern, die er noch würde anwenden müssen, sie darin zu befestigen. Seine Freunde bei der Armee mußten den Anfang machen. Man sprach von nichts als von den vielen Gefahren, welche der Prinz für das Vaterland übernehme; man bedauerte ihn, daß ein paar Deputirte, die der Gefahr selbst immer auswichen, ihn in steter Unterwürfigkeit hielten; man verglich mit Unwillen jene friedliebende Männer, die sich während dem Treffen von dem Donner der Kanonen entfernt hatten und in Ostende den Ausgang erwarteten, mit dem unerschrockenen General, der mitten im Feuer dem Tode trotzte; man behauptete öffentlich, daß die Theilung des Ansehens eine Ungerechtigkeit sey, die man durchaus abschaffen müsse. Noorda, ein friesländischer Edelmann und angesehener Republikaner, war der Erste, der einigen Städten diese bedenkliche Stimmung bei der Armee anzeigte, und diese unterrichteten gar bald die Staaten. Oldenbarneveld und seine Mitstände erkannten nur zu wohl, daß diese Furcht gegründet sey, aber sie sahen auch sehr gut ein, wie schwer es sey, dem Uebel vorzu-

beugen, wenn man es bei der Wurzel anfassen wollte. Sie stellten sich also voll Vertrauen auf Moritzens gute Gesinnungen gegen die Republik, und hofften daß der Friede, der dem Prinzen den Beistand einer Armee raubte, den völligen Ausbruch des Feuers, das sie unter der Asche glimmen ließen, weniger gefährlich machen würde. Man ging so weit, daß man den Noorda und seine Freunde für Verläumder ausgab. Die Staaten vertheidigten den Statthalter selbst; und da sie seine Tugenden und Verdienste so sehr erhoben, zu eben der Zeit, da sie sich nicht getraueten, ihn wegen eines Vorhabens, das sie würde Lügen gestraft haben, in Verdacht zu ziehen: so legten sie ihm dadurch die Nothwendigkeit auf, sich so zu stellen, als wenn er ihre Lobsprüche verdiente. Moritz mußte also sein Beginnen, das ihm in der Ausführung Unehre zeigte, überaus geheim halten. Indeß keimte der erste Verdacht auf, und er selbst trug viel dazu bei, ihn zur Reife zu bringen. Er würde das Mißtrauen und die Vorsicht der Staaten lieber gesehen haben, als ihre Zweifel, die seine Maaßregeln aufhielten. Unvermerkt wurde aber doch das Mißverständniß ruchtbar. Elisabeth, die es bisher noch zurück gehalten hatte, war todt, und jede Partei verband sich enger und versicherte sich Anhänger.

Der Friede oder Stillstand, worauf die Staaten ihre Hoffnung gründeten, war noch nicht geschlossen, und man mußte besorgt seyn wegen Moritzens Einwilligung, der im Kriege gerade seine Stärke und Gewalt zeigen, der ihn am besten zu seinen Absichten nutzen konnte. Hier zeigte sich nun Oldenbarneveld als Politiker, der den Kriegsheld übersahe. Der erste wollte den Frieden, der Andere den Krieg. Moritz trauete es sich zu, vorsichtig genug gegen den Republikaner, der ihm hätte verdächtig seyn sollen, gewesen zu seyn; er glaubte ihn ausgeforscht zu haben, indem er ihn um Rath fragte, und vergaß, daß er sich selbst verrathen hatte. Barnevelds vorzüglichste Geschicklichkeit bestand darin, die Herzen so zu bearbeiten, daß er sie nach seinem Willen lenken konnte. Moritz überredete sich bald, daß dieser feste Republikaner die Fortsetzung des Krieges eben so sehr, als er selbst wünsche, und was man kaum glauben sollte, seine Hoheit überließ sich gänzlich dessen Rathschlägen in der Wahl der dazu dienlichsten Mittel.

Auf das Wort seines gefährlichsten Feindes zweifelte der Statthalter nicht, daß er den König Heinrich IV. zu einer engern Verbindung mit der Republik, um den Krieg fortzusetzen, würde bringen können, wenn er sich stellte, der Friedens-

unterhandlung beitreten zu wollen. Er nahm Theil an den Zusammenkünften und Berathschlagungen. Barneveld gab ihm zu verstehen, daß man von dem Könige beträchtlichere Hülfsgelder würde ziehen können, wenn man eine sehr große Berechnung der Kriegskosten machte. Moritz ließ dem Monarchen eine so übermäßig starke Rechnung überreichen, daß dieser über die Kosten erschrak, worin ihn der Krieg bringen würde, und nun alles mögliche anwandte, den Stillstand zu befördern.

Der Statthalter merkte zu spät, daß ihn sein Rathgeber betrogen hatte, und suchte sich zu rächen durch falsche Beschuldigungen, durch anzügliche Predigten einiger Geistlichen von seiner Parthei, durch den Verdacht der Verrätherei, worin er ihn bei dem Volke zu bringen trachtete. Barneveld forderte seinen Abschied, wie zur Zeit des Leicesters, ohne ihn ernstlich zu wünschen, und indem er sich das Ansehen gab als thäte er seiner Neigung Gewalt an, wenn er sein Amt behielte: so knüpfte er dadurch das Band des Vertrauens, welches die Provinz auf ihn setzte, noch enger. Endlich wußte Barneveld den König Heinrich, den er eben so, wie den Statthalter betrogen hatte, dahin zu bringen, daß er an Moritzen schrieb, und sich erklärte, daß seine Gunst gegen

die Provinzen nicht weiter gehe, als ihnen in ihrer Unterhandlung wegen eines Friedens oder Stillstandes zu helfen.

Der Stillstand wurde geschlossen am 9ten April 1609, und Moritz konnte auf weiter nichts mehr hoffen, als auf das Versprechen, welches seine Stiefmutter dem Pensionair abgedrungen hatte, nach der Abdankung der übrigen Truppen, noch dreißig tausend Mann unterhalten zu dürfen. Ohne Zweifel sahe Barneveld Gefahr für die Republik, wenn man einem Generale alles abschlagen wollte, den die Liebe der Armee in den Stand setzte, alles durchzuführen, was er wollte; er gab also hierin nach, und hoffte, zu rechter Zeit ein richtiges Gleichgewicht zwischen der Macht des Prinzen und der Staaten zu finden, zugleich aber glaubte er auch, daß die Republik sich durch diese Wohlthat von der Schuld frei machen, und dem Statthalter die Forderung einer übermäßigen Erkenntlichkeit benehmen würde. In dieser Meinung ließ er auch seinen Gehalt um 80,000 Gulden vermehren, ließ ihm die 25,000 Gulden Revenüen, die ihm auf die Zeit, wenn er sich vermählen würde, zugedacht waren, ohne weitere Bedingung bestätigen, ließ ihm ein Geschenk von 80,000 Gulden machen, zur Vergütung des Nutzens, den ihm der Krieg würde ge-

bracht haben, und den ihm nun der Stillstand raubte; er verschaffte ihm 300,000 Gulden von Seiten des Erzherzogs unter dem Namen einer Schadloshaltung wegen seiner Güter in Flandern und Brabant. Endlich ließ er auch seinen Bruder Friedrich Heinrich und seine Söhne für seine Nachfolger in allen seinen Bedienungen erkennen. —

Bei einer Macht, die ihren gehörigen Grad nicht erreicht hat, kann die Mäßigung nicht bestehen. Wenn ein Staatsmann über das Ziel, wo er seyn sollte, zu weit hinaus ist, als daß er wieder heruntersteigen wollte, so wird er gewiß nicht unter dem Ziel bleiben, wohin es ihm zu gelangen möglich ist. An der Spitze von 30,000 Mann, die zu seinem Befehl standen, in einer Republik, die ein nahes Ende des Stillstandes nöthigte, große Mäßigung gegen die Soldaten zu gebrauchen, mußte Moritz wohl müde werden, bloß der vornehmste Beamte dieser Republik zu seyn, sobald als er eine Möglichkeit vor sich sah, ihr Souverain zu werden. So lange sich England und Frankreich weigerten, seine Ehrbegierde zu befriedigen, war sein Vorhaben ungereimt, und er ließ es fahren. Als aber Heinrich durch die List Barnevelds selbst klüger gemacht, seinen Fehler wieder gut machen wollte, und dem Prä-

sidenten Jeannin den genauen Verhaltungsbefehl ertheilt hatte, alle Kunstgriffe aufzubieten, um den Einfluß des Prinzen in die Regierung zu vergrößern; so schöpfte Moritz wieder Hoffnung, und suchte seine Plane wieder hervor.

Man bemerkte Fehler in der Regierung, die in dem unordentlichen Verfahren, bei der ersten Einrichtung derselben, ihren Grund hatten, und suchte von Zeit zu Zeit zu bessern. Da nun die Freiheit von den Spaniern anerkannt war, so glaubten einige, daß man auf das Innere der Verfassung jetzt vorzüglich bedacht seyn müsse, wozu auch die englischen und französischen Gesandten riethen. Seitdem die Versammlung der allgemeinen Staaten beständig geworden war, hatte sie die oberste Gewalt in Kriegs- und Friedenssachen, mit allem, was damit verbunden war, an sich gezogen, und dadurch die vormals sehr große Gewalt des Staatsraths beträchtlich vermindert. Dies hatte Barneveld um desto leichter bewirken können, weil Moritz, als das Haupt dieses Staatsraths, zu sehr mit dem Kriege beschäftigt und abwesend war. Dies schmerzte Moritzen, und er forderte die gänzliche Wiederherstellung der Rechte und des Ansehens des Staatsraths.

Hierzu kam, daß man unter den Hauptfehlern der Regierung, die sich schon oft geäußert

hatten, den Mangel eines festgesetzten Mittels bemerkte. — Die Streitigkeiten zwischen den Provinzen und zwischen den Städten einer jeden besondern Provinz vollkommen und rechtlich zu entscheiden. In der Utrechter Union war dies zwar in Sachen, die den Krieg, Frieden und Steuern betrafen, den Statthaltern überlassen, aber nur bis auf weitere Verfügung, und wie es schien, auch nur dem damaligen Statthalter allein. Diejenigen nun, die diese Gebrechen heben wollten, brachten in Vorschlag:

„Daß die Sachen, die Krieg, Frieden, Bündnisse beträfen, den allgemeinen Staaten zu „überlassen wären, daß man aber hiernächst „einen Regierungsrath, von welchem Moritz das Haupt, und die Grafen, Wilhelm „Ludewig und Friedrich Heinrich, beständige „Mitglieder seyn sollten, errichten, und demselben nicht allein die Entscheidung der Streitigkeiten zwischen den Landschaften, und die „Vollziehung der von den Generalstaaten gemachten Schlüße auftragen, sondern ihm auch „die Gewalt, in allen Regierungssachen Berathschlagungen zu halten und Schlüße zu machen, „verleihen müsse."

Man hoffte dadurch die Langsamkeit der Berathschlagungen der Generalstaaten zu verhüten,

und den Gang einiger Geschäfte zu beschleunigen. Die Errichtung eines solchen Raths würde dem Statthalter eine große Gewalt in der Regierung der vereinigten Niederlande gegeben haben, und dies beabsichtigten auch eigentlich seine Freunde. Frankreich unterstützte sie, weil Heinrich sich hierdurch einen Anhang zu verschaffen hoffte, um seine Absichten besser erreichen zu können, die oft über das Genie dieses Königs hinausreichten und sich in Chimären verloren. Seine Gesandten mußten thätig zu der vorhabenden Veränderung der oranischen Partheien mitwirken.

Die Staaten mußten den Vorschlag anhören, der den Statthalter zum Haupt der neuen Regierung setzte und eine Gewalt für ihn forderte, die er auch wohl bisweilen mit gewaffneter Hand ausüben müßte. Die Weigerung Seelands, dem Stillstande beizutreten, mußte der Nothwendigkeit dieser halben Diktatur zum Vorwande dienen, da indessen die meisten Städte, die der Prinz zu gewinnen gewußt hatte, behaupteten, daß man sich mit ihm auf eben die Art, wie mit seinem Vater, vertragen müsse. Oldenbarneveld sah die nachtheiligen Folgen, und brachte durch sein großes Ansehen und durch seine Politik den Vorschlag in Vergessenheit.

Moritz versuchte einen neuen Weg seine Absichten zu erreichen. Er suchte die Einwürfe Leice-

sters gegen die Souveränität der Provinzen zum Vortheil der Generalstaaten wieder hervor. Wenn er zurück gedacht hätte, wer die waren, die ihm seine Ehrenstellen aufgetragen hatten, so würde er haben befürchten müssen, seine Rechte und Ansprüche selbst umzustoßen. Aber er sahe, daß er der Stärkste war, und wollte schlechterdings Unruhen stiften. Ehe es aber auf das äußerste kam, versuchte er es durch seine Stiefmutter, den Barneveld zu erweichen; da er aber auch dies häufige Ansuchen dieser Prinzessin standhaft ausgehalten hatte; so traten ein paar andere Anhänger des Statthalters auf, Pauw, Bürgermeister von Amsterdam, und Franke, Mitglied des großen Gerichtshofes, und suchten durch den Prediger Uytenbogard, der Barnevelds Freund war, ihn zu überreden, daß er die Staaten mit dem Sohne eben den Vertrag machen lassen sollte, den sie mit dem Vater gemacht hatten. Aber auch dieser Versuch war vergebens.

Moritz, beschämt unnützerweise ehrgeizig und in den Augen eines uneigennützigen Bürgers ein Verräther zu scheinen, dachte nun auf nichts als ihn zu verderben. Er schüttete seine Klagen in den Schooß seiner Stiefmutter aus, und schloß mit den Worten: „nun müssen die Waffen zwischen

dem Pensionarius und mir entscheiden." Dieser Schritt war gefährlich, aber er war jetzt für ihn nothwendig geworden. Er suchte die Neider des Verdienstes und des Ansehens dieses großen Mannes auf, und die Gelegenheit seine Kabale in Bewegung zu setzen bot sich bald an, auf eine Art, wie er sie wünschen konnte.

Zwei Theologen der Universität Leiden theilten damals die Niederlande durch die Dreistigkeit oder Neuheit ihrer Meinungen. Gomar vernichtete das Recht der Freiheit, und Arminius schwächte das Recht der Gnade. Der erste machte Gott zum Urheber der Sünde, und der andere gab dem Menschen alles Verdienst der guten Werke. Der eine behauptete, was er für die reinste Meinung Calvins hielt, und der andere vertheidigte das, was er der Vernunft am angemessensten glaubte. Beide waren lebhaft, enthusiastisch und streitsüchtig, beide wollten sich den Ruhm erwerben, Häupter der Parteien zu werden, und es gelang ihnen. Ihre Meinungen, anfangs im Schulstaube vergraben, theilten bald die Kirchen, Kollegien und Konsistorien. Die Ansteckung wurde allgemein. Das Volk, wenig oder gar nicht in diesen Dingen unterrichtet, folgte blindlings der Partei des Predigers, den es am besten kannte oder am meisten liebte. Da nun aber die

Prediger beinahe alle Gomaristen waren, der die höchste geistliche Gewalt den Synoden beilegte; so hing auch das Volk an ihm; die Obrigkeiten und die klügsten Männer hielten es mit dem Arminius, der die höchste Gewalt in Kirchensachen der weltlichen Obrigkeit einräumte.

Es gibt Gelegenheiten, wo auch die gemäßigsten Menschen genöthigt sind eine Partei zu ergreifen, um nicht der Gegenstand der Kabale beider Parteien zu seyn. In diese traurige Nothwendigkeit versetzt, erklärte sich Oldenbarneveld, entweder aus Ueberzeugung und Gründen oder aus Neigung, für die Arminianer, welche toleranter waren. Moritz, dem im Grunde alle Religionssachen gleichgültig waren, der aber nicht von der Partei des Großpensionärs seyn wollte, wandte sich zu den Gomaristen, die am unruhigsten waren, weil sie Dogmatiker waren. Unter Moritzens Schutze wurden diese Menschen (die man nun Kontraremonstranten nannte, von der Schrift, die sie der Remonstranz der Arminianer, die ihnen auch den Namen gegeben hat, entgegensetzten,) kühner, und machten hin und wieder Veränderungen in den Stadtobrigkeiten. Kluge Männer sahen schon, daß hier die Religion nur zum Deckmantel der Absichten des Prinzen diente, der wohl wußte was

Barneveld von ihm hielt. Man hatte ihn sagen gehört: „ich halte die Kontraremonstranten für „die alten Reformirten, die meinen Vater auf „den Stuhl gesetzt haben, und ich werde nie et„was gegen sie unternehmen." Wahrer Eifer kann nicht mehr Thätigkeit einflößen, als der Ehrgeiz dem Statthalter mittheilte. Schmeicheleien, Aemter, Versprechungen, Gnadengelder, alles wurde an die Professoren verschwendet, den Predigern und Magistratspersonen geschenkt, die sich für ihn erklärten. Dies waren die Beweise, die die andere Partei schwächten. Der bekannte niederländische Dichter Vondel sagt hiervon sehr artig: „Als Gomar und Armin ihre Gründe auf die Waagschale brachten, und der Leztere Barnevelds Rock dazu legte, da war Gomars Schale zu leicht, als aber der Prinz seinen Degen in dieselbe warf, da war sie viel zu schwer." —

Die Generalstaaten, die die Denkungsart der Theologen kannten, fürchteten die Folgen dieser Schwärmerei, und weil mehrere heftige Streitschriften die Erbitterung der Parteien aufs äußerste trieben: so machten sie 1614 den Schluß: „Gott habe keine Menschen zur Verdammniß ge„schaffen, nöthige auch keine zur Sünde, lade „auch keine zur Seeligkeit ein, wenn er nicht be-

„ſchloßen hätte ſie ihnen zu geben, die Prediger „ſollten ruhig ſeyn, und die Prädeſtination nicht „auf die Kanzel bringen, ſondern ſich vielmehr „in Liebe und Einigkeit gegen einander betragen." Aber wie können Religionsſchwärmer ruhig ſeyn! Moritz wußte dieſe Stimmung vortreflich zu ſeinem Vortheil zu nutzen; unter ſeinem Anſehen gehorchte man dieſem Schluſſe nicht, das Feuer brannte heftiger auf und brachte eine völlige Trennung hervor. Die verhaßten Namen der Gomariſten und Arminianer wurden das Zeichen eines allgemeinen und unverſöhnlichen Haßes. Man ſagt alles, um die Gewalt dieſer Leidenſchaft zu beurtheilen, wenn man erinnert, daß die Religion die Quelle derſelben war.

Moritz forderte eine Nationalſynode, König Jacob in England rieth ſie, und einige gewonnene Provinzen drangen darauf. Bei dieſer Gelegenheit trat ein Mann auf, der aus einem Freunde Barnevelds ſein Feind geworden, und, wie gewöhnlich unter den Menſchenkindern, ihn um deſto mehr haßte, je vertrauter er vorher mit ihm geweſen war, der die Gaben des Geiſtes, die Barneveld ſelbſt gebildet, gegen ihn gebrauchte, und ihn bei dem Umſturz des Gebäudes, das er beinahe vierzig Jahre erhalten hatte, mit darnieder riß.

Franz Aersens von Sommerdyk, Abgesandter der Republik in Frankreich, verband ganz widerwärtige Dinge mit einander in seinem Charakter. Er hatte einen lebhaften Verstand, war feurig und flüchtig, ein listiger Staatsmann und in der Verstellungskunst so erfahren, daß Richelieu vielleicht selbst nie einen größern Meister in dieser Kunst gekannt hat. Unter der holländischen Freimüthigkeit verbarg er die Eigenschaften und Fehler eines italienischen Staatsmanns, und unter einer außerordentlichen Einfalt der Sitten die listigsten Streiche des feinsten Höflings. Heinrich der Vierte fürchtete und schäzte ihn zugleich. Man weiß nicht, warum er sich so plötzlich gegen seinen Freund und Gönner änderte, und dessen schalkhafte Wendung bei den Unterhandlungen wegen des Stillstandes, dem Könige entdeckte. Genug Barneveld wollte ihn nicht länger an einem Hofe lassen, wo er ihm schaden konnte, und den er am meisten schonen wollte. Er rief ihn zurück. Aersens kam, aber mit dem festen Vorsatz, den Urheber seiner Zurückrufung zu stürzen. Es mag nun seyn, daß ihn die Begierde, sich zu rächen, unbesonnen machte, oder daß er seiner Rache schon so gewiß versichert war, daß er es nicht der Mühe werth hielt, sich zu verstellen, kurz er drohete so sehr, daß Barneveld in Unruhe gerieth. Ein Mensch, sagte

er, so stark er auch ist, kann zertreten werden. Dieser Mann war jetzt der Rathgeber des Statthalters geworden. Er war es, der ihm den Nutzen zeigte, den er aus der Kirchenzänkerei ziehen könnte, wenn sie sich in allen Provinzen ausbreitete; er war es, der ihm begreiflich machte, daß eine Nationalsynode das beste Mittel sey, den Pensionär zu stürzen und sich durch seinen Fall zu erheben; er war es, der ihn belehrte, daß, wenn diese Versammlung zu Stande käme, welches unter dem Ansehen der Generalstaaten geschehen müsse, die dann auch darauf sehen müßten, daß die Schlüsse derselben angenommen würden, — ihm als Statthalter die Vollziehung obliege, wobei es sehr leicht sey, seine Feinde mit in das Schicksal der Ketzer zu verwickeln, welche die Synode verdammen müßte.

Barneveld glaubte die Gefahr sehr nahe, wie sie es denn auch war. Weil fast alle Bürger Gomaristen waren, die nicht viel auf eigene Tugenden rechneten, und weil die remonstrantischen Obrigkeiten den Unterthanen nicht mehr traueten; so brachte er die Staaten von Holland und Utrecht dahin, daß sie Soldaten warben, welche allein unter den beiden Provinzen stehen sollten. Er machte kein Geheimniß daraus, daß dies auf die Sicherheit der Staaten und der Obrigkeiten abgesehen sey.

Moritz,

Moritz, der gleich bei dem Anfange seiner Verrichtungen den Vorsatz hatte, die alten Magistratspersonen abzusetzen, widersprach im Namen der Generalstaaten der Errichtung dieser Miliz, als einem Eingriffe in seine General-Kapitänsrechte. Er wollte sie abgeschaft wissen, aber die Staaten von Holland suchten es zu hintertreiben, so wie auch die Nationalsynode, die indeß von den Generalstaaten ausgeschrieben war, und worauf Moritz gewiß zu siegen hoffte. Er gab jezt vor, daß Barneveld die Soldaten anwerbe, um sich mit gewaffneter Hand der Haltung dieser Kirchenversammlung zu widersetzen, und reiste in der Nacht ab, um die Städte zu besuchen, wo er dann in einigen seine Anhänger ermunterte, in andern die Besatzungen verstärkte, und überall mancherlei Verdacht ausstreuete wegen eines Verständnisses Barnevelds mit Spanien. Die Freiheiten und Privilegien wurden durch die geheimen Verbindungen der Oranischen Partei schon so sehr gekränkt, daß der von Wilhelm errichtete Gerichtshof Verordnungen wider die Schlüsse der Generalstaaten ausgehen ließ. Moritz klagte öffentlich den Barneveld an, daß er sich von den Spaniern habe erkaufen lassen, um die Uneinigkeit in der Republik zu unterhalten. Die Geistlichen predigten heftig gegen diesen weisen Republikaner, der beständig den geistlichen Stand im

Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit erhalten hatte. Geldern und Oberyssel willigten in die Synode. Von allen Seiten her zog sich ein Ungewitter über Barneveld zusammen.

Barneveld suchte dem Streiche auszuweichen und forderte seinen Abschied aufs neue, aber die Staaten verweigerten denselben, und nahmen ihn unter ihren besondern Schutz. In Utrecht sollte nun die Sache entschieden werden. Hierher hatte sich Moritz als das Haupt einer Deputation begeben, die nach seinem Vorgeben von den Generalstaaten beschlossen seyn sollte, obgleich weder Utrecht noch Holland Theil daran genommen hatten; er forderte die Abdankung der Soldaten. Barneveld schickte auch eine Deputation der Staaten von Holland dahin, und der berühmte Grotius war das Haupt derselben. Hier fiel eine merkwürdige Unterredung vor zwischen diesem Gelehrten und dem Prinzen. Moritz fuhr in seiner heftigen und oft groben Sprache heraus. „Man will die Obrigkeiten beschützen, aber man „will erst wissen wie sie regieren sollen; man hat „fünf falsche Artikel in die Religion einzuführen „gesucht; man hat mich der Statthalterschaft entsetzen und aus dem Lande jagen wollen, aber ich habe „meine Maßregeln dagegen genommen; die Stadtsoldaten sind ärger als die spanischen Schlösser, sie „müssen abgeschaft werden; der Advokat ist an

„allem Schuld. — Grotius antwortete ihm „darauf." Wenn der Advokat todt wäre: so „würden wir uns alle verbunden achten, die „Rechte des Landes zu vertheidigen; es scheint „als wenn man Holland verachten und den Ge„neralstaaten unterwerfen will. Moritz erwieder„te mit vieler Bitterkeit." Nein! im Gegentheil „scheint es, als wenn der Advokat aus Holland „die allgemeinen Staaten ausmachen will."

Wer verkennt hier Moritzens Haß gegen Barneveld! Hätte Grotius die Standhaftigkeit Barnevelds gehabt, so würde des Statthalters erste Unternehmung fehlgeschlagen seyn. Aber dieser Gelehrte hatte kaum gehört, daß der Prinz seiner Besatzung den Befehl ertheilte, des andern Morgens um 4 Uhr gerüstet zu seyn, als ihm schon seine Einbildungskraft ein Blutbad vorstellte; er überließ die Stadt dem Statthalter. Seiner Flucht folgten die Deputirten und Magistratspersonen nach. Moritz veränderte nun die Obrigkeiten, ließ die Militz aufheben, die Synode von seinen neuen Magisträten annehmen, und in der Provinz die Oberherrschaft der Generalstaaten anerkennen.

Als Moritz nun seine Parthei groß genug sahe, so ließ er eine feierliche Verdammung der Arminianer durch den König von England for-

dern. Jacob, der Erste, der selten einen Fehler in der lateinischen Sprache machte, aber unendliche in der Regierung, der lieber die Welt aufklären als besiegen wollte, der den Theologen spielte, wo es auf Politik ankam, den König Heinrich, der Vierte, zum Spaß — den Magister Jacob nannte; dieser Monarch glaubte in seinen alten Autoren genug gefunden zu haben, um diese Verdammung zu wünschen und zu fordern. Leider war man damals in der Lage sich nicht ungestraft weigern zu können. Jacob machte sich eine Freude daraus, seinem Geschmack an theologischen Streitigkeiten das Ansehen einer Politik zu geben. Er hatte ein ganz besonders Vergnügen über den Ruhm, die Synode in Dordrecht veranstaltet zu haben, wo die Gomaristen, als die Stärksten, ihre Gegner mit dem Bann belegten. Er schickte selbst entscheidende Abhandlungen wider den Arminius ein, und bewies Gomars Lehre; zum Unglück wagte es kein Arminianer nach dem Beispiel Luthers einen gekrönten Schriftsteller zu widerlegen. Auf diese Art hatte er an dem Untergange Barnevelds einen größern Antheil, als er daran zu nehmen glaubte. Einige haben diesen schwachen König hierbei einer Rache gegen den steifen Republikaner beschuldigt, und ganz frei davon kann man ihn auch nicht sprechen. Barneveld hatte mit ihm unterhandelt,

um die Plätze wieder einzulösen, die der Elisabeth verpfändet waren, und war so glücklich die Sache mit eben so vielem Vortheil für die Niederlande, als Schande für Jacob zu Stande zu bringen; anstatt acht Millionen, die er forderte, erhielt er nicht einmal drei. Die Spöttereien von ganz Europa, und besonders der Franzosen kamen bis zu den Ohren des schwachen Königs, und erfüllten ihn mit Verdruß über seinen Fehler, und mit dem lebhaftesten Unwillen gegen den, der ihn dazu verleitet hatte.

Die Bannstrahlen, von Dordrecht ausgeschleudert über die Arminianer, brachten ihnen zwar an und für sich selbst kein großes Uebel, aber sie gaben Gelegenheit sie mit Unglück zu überhäufen. Unter dem Vorwande die Dekrete der Versammlung zu vollziehen, durchlief der Statthalter mit dem Degen in der Hand die sieben Provinzen, setzte ab, kerkerte ein, vertrieb alle, wobei er ein Interesse fand, sie für Arminianer zu halten. Barneveld war das letzte aber das Hauptopfer, welches er opferte; der Vater des Vaterlandes sollte den Tod eines Verräthers und Vernichters der Religion sterben.

Es war am 29sten August 1618 als der Statthalter die vier Männer Oldenbarneveld, Grotius, Hogerbeets und Ledenberg, als sie eben

in die Generalstaaten gehen wollten, gefangen nahm. — Der Schluß der Generalstaaten, welcher diese Gewaltthätigkeit billigte, war von drei Männern, die von der Deputation des Prinzen in Utrecht waren, geschmiedet worden. Die Versammlung wußte nichts davon, bis der Streich geschehen war. Man streute Schmähschriften und üble Gerüchte gegen Barneveld aus, um ihn verdächtig zu machen, und Unwahrheit wurde als Wahrheit geglaubt von der gomaristischen oder prinzlichen Parthei. Nach dieser öffentlichen Handlung einer unumschränkten Macht verbreitete sich Schrecken in alle Provinzen, und alles schmiegte sich unter dem Statthalter. Die Generalstaaten billigten die Verordnung, die von ihrer Seite, ohne ihre Theilnehmung, gemacht war, und die Provinz Holland, die sich seit der gewaltsamen Veränderung ihrer Magistratspersonen selbst nicht mehr kannte, überließ die Gefangenen der Willkühr des Prinzen. Die Niederträchtigkeit ging so weit, daß die Generalstaaten feierliche Dankfeste wegen der Entdeckung der vorgegebenen Verschwörung anordneten, und niemand wagte es, über das unordentliche Verfahren mit den Beklagten zu murren. Es wurden gewisse Personen, die Moritz selbst erwählt hatte, verordnet, den Vortrag in Barnevelds Sache zu thun, und Aersens erröthete nicht

selbst unter diesen zu seyn, und schämte sich nicht, als er verworfen wurde. Die Richter ließen sich das Verdammungsurtheil theuer bezahlen; jeder erhielt 2400 Gulden aus der Kasse der Generalstaaten und 150 aus der Kasse einer jeden Provinz!

Mit Erstaunen siehet man unter den Beschuldigungen, die den Greis auf die Blutbühne brachten: „daß er den Prinzen beschuldigt habe, er „trachte nach der Souveränität, und daß er die „Truppen ermahnt habe, den Provinzen treu zu „seyn, denen sie geschworen hätten.“ Mit Bedauren lies't man: „daß er überführt sey, ei„nem der Ketzerei wegen verdächtigen Lehrer eine „Professorstelle gegeben zu haben.“— Moritz ließ Gnade anbieten, wenn seine Familie für ihn bitten, und wenn er selbst seine Verbrechen erkennen und um Vergebung flehen wollte. Aber sowohl die Familie als der Greis selbst weigerte sich, sein Leben durch ein Bekenntniß zu erkaufen, welches ihn entehrt, seinen Feind aber gerechtfertigt haben würde. Diese Standhaftigkeit kostete ihm den Kopf, sie nahm aber auch Moritzen die Frucht seiner Verfolgung.

Als die Generalstaaten das Urtheil an die Provinzen schickten, sagten sie: „es sey wahr„scheinlich, daß Barneveld ein sträfliches Ver-

„ständniß mit auswärtigen Mächten unterhalten „hätte, daß ihn aber die Richter wegen seines „Alters nicht bis zur Ueberzeugung hätten „verhören wollen." Nach dieser Erklärung sahe man an ihm kein wirkliches Verbrechen, sondern nur die Verläumdung des Statthalters, und da dessen Empfindlichkeit und Mißvergnügen eine neue Gewährleistung der öffentlichen Freiheit zu seyn schien, so ließ man sich das Urtheil aus Achtung gegen ihn gefallen. Moritz genoß also das Vergnügen einer Rache, die ihn um den Beifall der Nachwelt gebracht hat.

Es ist so sehr interessant bei den letzten Stunden großer Männer zu verweilen, daß ich mir auch hier dies Vergnügen nicht versagen kann.

Am 10ten Mai 1619, des Morgens um 5 Uhr, kam der Fiskal Lorenz Sylla in das Gefängniß, und kündigte ihm das Todesurtheil an. Dies Urtheil setzte Oldenbarneveld in Erstaunen, aber nicht in Schrecken. Das Todesurtheil, rief der ehrwürdige Greis, das Todesurtheil! Warum hat man mich so lange in der Ungewißheit gelassen? Ist das eure Sitte, einen Mann zu verdammen ohne ihn zu hören? Die Richter werden es vor Gottes Richterstuhl zu verantworten haben. Wenn ich nur wüßte, warum man mich hinrichten will? Sylla antwor-

tete: „Sie haben es genug gehört, das Urtheil ist auf Ihre Geständnisse gegründet.“ Sylla, Sylla! rief der Greis mit Unwillen aus, wenn Ihr Vater hätte vorhersehen können, daß sein Sohn heute ein solches Amt übernehmen würde, er würde gewünscht haben, daß Sie nie gebohren wären.

Bald darauf kam der Prediger Anton Waläus, den ihm die Dordrechter Synode zum Tröster schickte. Barneveld schätzte diesen Mann und schüttete seine Klagen in seinen Busen; er schickte ihn zum Prinzen und ließ ihm sagen: „Er „hätte ihm stets aufrichtig und so weit es sein „Amt verstattete, gedient, wenn er aber gegen „ihn gefehlt haben sollte, so möchte er es ihm ver„geben und es nicht seine Kinder entgelten las„sen.“ Moritz antwortete mit heuchlerischen Thränen: „das Unglück des Mannes gehet mir nahe, „ich habe ihn immer geliebt und ihn oft ermahnt, „anders zu handeln, allein zwei Stücke verdrie„ßen mich sehr, daß er gesagt hat, ich trachte „nach der Oberherrschaft, und daß er mich in „Utrecht in Gefahr gebracht hat, ich vergebe ihm „aber alles und will es seine Kinder nicht em„pfinden lassen, so lange sie sich gut betragen.“ Hierauf fragte er neugierig: spricht er nicht von Gnade? Nein, erwiederte Waläus, und Moritz verstellte seinen Verdruß.

Oldenbarneveld hörte die Worte des Prinzen ganz ruhig an und antwortete seinem Freunde Waläus nur wenig: in Absicht der Begebenheiten in Utrecht irrt Moritz, aber wahr ist es, daß ich seit 1600 gefürchtet habe, daß er nach der Oberherrschaft trachtet. Mir geschiehet Unrecht — alle meine vierundzwanzig Richter sind meine Feinde. Hierauf brach er ab und fragte; wie stehet es mit den Remonstranten? Auf die Antwort „sie sind verdammt und in den Bann gethan" sagte er: das ist wunderbar! man will vielleicht die alte Gewohnheit der Pfaffen wieder einführen.

Man brachte ihm auf seine Bitte Schreibzeug um seinen letzten Willen für seine Gemahlin niederzuschreiben. Er schrieb mit einer Ruhe, die nur ein gutes Gewissen geben kann; man bemerkte nicht die mindeste Veränderung auf seinem Gesicht. Sylla erinnerte ihn, nichts zu schreiben was verursachen könnte, daß der Brief nicht übergeben würde; Barneveld sahe ihn mit einem mittleidigen Blick an, der ihn tief beschämen konnte. Nach einiger Zeit rief er, wie aus tiefen Gedanken erweckt: „Ach mein lieber Grotius! wird er auch sterben? Hogerbeets, wird der nicht davon kommen? Sie sind beide noch jung, und können dem Vaterlande große Dienste leisten; ich bin zu alt und zu schwach um ihm ferner zu dienen; wenn

doch mein Blut alle Unruhen ersäufen könnte, die seinen Schooß zerreißen!"

Mit der größten Ruhe bereitete er sich am andern Morgen den herben Streich zu empfangen. Man führte ihn vor die Richter; hier hörte er sein Urtheil, bezeugte nochmals seine Unschuld und bestieg die Trauerbühne, wo sich der glänzende und schmerzhafte Traum seines Lebens unter dem Beile endigen sollte. Er erhob seine Augen zum Himmel und rief: „O Gott, was ist der Mensch!" Hierauf kehrte er sich zu den Zuschauern und sprach: „Meine Mitbürger! glaubt nicht „daß ich ein Verräther bin, ich bin ein redlicher „Mann und ein guter Patriot, und will als ein „solcher sterben."

So starb ein Greis von zwei und siebenzig Jahren aus Ammersfort in Utrecht, wie ein Cato von Utica. Das Volk tunkte aus Haß und Liebe die Schnupftücher in sein Blut, einige sammleten den blutigen Sand auf und verkauften ihn, andere schnitten blutige Späne aus den Brettern zum Andenken dieses Trauerspiels. — Jetzt erhält vielleicht seine Asche ein Monument. Der bekannte Dichter Vondel stellte diese Hinrichtung in einem allegorischen Trauerspiele vor unter dem Titel Palamedes. Das Stück ist charakteristisch für jene Zeiten; es wurde zwar da-

mals unterdrückt, aber hernach oft auf die Bühne gebracht, um das Haus Oranien verhaßt zu machen.

Moritz benahm sich bei diesem schauderhaften Auftritte wie ein Mensch, der kein gut Gewissen hat. Er sahe den Barneveld und glaubte er zittere. „Sehet, sagte er in seinem prinzlichen Ausdrucke, sehet den Hondsvot, er zittert und fürchtet den Hieb; ein Schriftsteller fügt noch hinzu, er habe den Anblick nicht ertragen können und sey bei der Nachricht des Todes, die er mit äußerster Unruhe im Hause erwartete, in Ohnmacht gefallen. Als ihm in der Folge der Landgraf von Hessen bittere Vorwürfe machte, daß es nicht rühmlich sey, einen Greis von 72 Jahren, ohnerachtet der Bitten des französischen Hofes, hinrichten zu lassen: so schob er die Schuld auf die Richter. Der Landgraf antwortete ihm, wie er es verdiente, „die haben Sie aber ernannt und bezahlt." Auch erzählt man als sichere Wahrheit, daß er, einige Tage nach dieser Begebenheit, als ihm Fische auf die Tafel gesetzt wurden, die Augen des weißen Haupts Barnevelds zu sehen glaubte, und mehrmals zu dem Pagen sagte: „nimm den Kopf weg, in Gottes Namen, siehest du den Kopf nicht, nimm ihn weg, sag ich dir." Ich schließe dieses ganze Trauerspiel mit den Worten des Tacitus:

Tyrannorum est potentes de Republica bene meritos, multis odiis, per veteres inimicos a se excitatos, evertere, et sceleribus suis honestos tamen praetextus, et vetera jura praetexere.

Die drei andern Mitgefangenen wurden zum ewigen Gefängniß im Löwenstein verdammt. Ledenberg entleibte sich selbst; Hogerbeets erhielt sieben Jahre hernach seine Freiheit wieder, und Hugo Grotius, den die Welt als einen der ersten Gelehrten kennt und schätzt, dankte seine Errettung seiner Gattin Maria, gebohrne Reigersbergern. Sie befreiete ihn in einem Bücherkasten, und half ihm, daß er als Maurer verkleidet nach Frankreich kam. Richelieu gab ihm eine Pension. In der Folge spielte er am Hofe der Königin Christina in Schweden eine ziemlich glänzende Rolle, er starb zu Rostock am 28sten August 1645. Moritz fürchtete diesen Mann und war daher bei der Nachricht von seiner Flucht sehr unruhig; ich habe es immer gedacht, sagte er, daß uns dies schwarze Schwein noch betrügen würde. Solche Ausdrücke sind überhaupt, und besonders auch bei Moritzen, sehr characteristisch. — Barnevelds Söhne suchten den Tod ihres Vaters zu rächen und machten eine Verschwörung gegen Moritz; sie wurden verrathen, der eine verlohr den Kopf, der andere rettete sich durch die Flucht.

In der Geschichte ist nichts gemeiner als Ehrgeizige zu sehen, die die Religion zu ihrer Vergrößerung gebrauchen, und über den Altar hin sich auf den Thron erheben. Indeß, Moritz genoß nicht die Früchte seines Eifers, die er erwartete, denn gar bald triumphirte das Andenken an Barneveld. Jeder schämte sich die Tage verkürzt geholfen zu haben, die nur für das Wohl des Vaterlandes dahin flossen. Die Urheber eines so schwarzen Komplots wurden allgemein verabscheuet und man sahe nur in dem Schirmherrn der Republik den Mörder des tugendhaften Barneveld. Die hitzigsten Anhänger des Prinzen unterstanden sich nicht mehr den Vorschlag zu thun, daß man ihm die Souveränität auftragen sollte, und er selbst war genöthigt, dieselbe nicht weiter zu begehren, um sich nicht völlig dadurch überführen zu lassen, daß er den Barneveld ungerechter Weise unterdrückt habe. In den sechs Jahren, die er noch lebte, wagte er es nicht die letzte Hand an das Werk zu legen. Der Stillstand mit Spanien ging zu Ende, und er mußte seine Aufmerksamkeit wieder auf den Krieg richten.

Folgende drei Gründe vereinigten sich zum öffentlichen Unwillen, um den Prinzen von der Souveränität zu entfernen:

1) Die Gomaristen, auf welche er gerechnet hatte, zeigten wenig Dankbarkeit; sie wußten

daß Moritz, indem er sie schützte, nur auf sein Interesse gedacht hatte. Er diente ihrer Erhebung, und sie dienten seiner Rache; sie hielten es für dienlich, nur so lange an ihm zu hangen, als es ihr Interesse erforderte.

2) Frankreich, das immer eine gewisse Neigung für die Republik hatte, die es als sein Werk ansahe, wollte die Uneinigkeiten endigen, die sie zerrissen. Es hatte für den Barneveld gesprochen, dessen Unbescholtenheit, Fähigkeit und patriotischer Eifer ihm bekannt war. Moritz verwarf mit Stolz die Vermittelung dieser Krone, und Ludewig — den man den Gerechten nannte — der den Bewegungsgrund eines so verhaßten Verfahrens begriff, ließ ihn nicht in der Ungewißheit, daß, wenn er sich an der öffentlichen Freiheit vergriffe, diese in ihm einen Unterstützer finden würde.

3) Der Statthalter hoffte viel, und beinahe alles, von dem Kurfürsten von der Pfalz, seinem Neffen, den die Böhmen auf den Thron gerufen hatten. Dieser Schneekönig — so nannte man ihn, weil sein Reich nur einen Winter dauerte — sahe sich aus seinen Erbländern gejagt und mußte selbst um eine Freistatt bei Moritz bitten, den er einstens krönen sollte. Die übrigen protestantischen

Fürsten Deutschlands, von demselben Schlage getroffen, der Friedrichen gestürzt hatte, nahmen nicht Rücksicht auf einige Versprechen, die sie gethan hatten, und bezeigten keine Lust, sich, zum Vortheil eines ehrgeizigen Statthalters, von ihrer Macht zu entblößen, die vereinigt kaum zu ihrer eigenen Erhaltung hinreichte.

So viel Hindernisse brachten Moritzen zur Verzweifelung, er rechnete auf nichts mehr als auf traurige, verdrießliche Tage. Er hatte sich mit der Idee, eine Krone zu tragen, so vertraut gemacht, daß er es nicht über sich vermochte sich davon zu befreien. Der Tod allein machte seiner Unruhe ein Ende. Er starb am 23. April 1625, in dem 59. Jahre seines Lebens und in dem 41. seiner Statthalterschaft. Er liebte keine Vergnügen; das Schachspiel allein spielte er gern, war aber immer mürrisch und ärgerlich, wenn dem Könige Schach geboten wurde.

Fried-

Friedrich Heinrich,

dritter Statthalter, Generalkapitän und Admiral im Jahre 1625,

Moritz hatte sich nie verheirathet, und ließ also seinen Bruder, Friedrich Heinrich, zum Erben seiner Güter und seiner Titel. Die Republik bestätigte ihn sogleich in diesen hohen Würden, worauf man ihm schon in dem zwölfjährigen Stillstande die Anwartschaft gegeben hatte. Der einige Jahre vorher ausgebrochene dreißigjährige Krieg erforderte auch einen Anführer, wie Friedrich Heinrich war, der sich schon so vielen Ruhm als General der Kavallerie erworben hatte. Gröningen, Friesland und Drenthe wählten den Grafen, Ernst Casimir von Nassau, zu ihrem Statthalter.

Das Volk, das sich noch nicht von den eben empfundenen Leiden, die die innern Unruhen zur Quelle hatten, zu erholen wußte, studirte mit Aufmerksamkeit den Charakter des neuen Statt-

halters, um zu wissen, was die Republik zu hoffen oder zu fürchten hätte. Der Prinz war nicht verstellt; man merkte bald, daß er weder mit großen Neigungen zu Lastern noch zu Tugenden geboren war. Arminianer, Gomaristen, Katholiken und Kalvinisten, alle waren ihm gleich, weil er ein mehr edler als bigotter Mann war. Er hatte einen mehr richtigen als lebhaften Verstand, einen mehr ruhigen als unruhigen Humor, ein mehr gemäßigtes als ehrgeiziges Herz. Moritz hatte, wie man glaubt, es unmöglich gemacht, dieser Seele einen freien Flug zu geben, und es war ihm hierin nur zu gut geglückt. Weder Tugend noch Laster machen da große Fortschritte, wo man sie einflößen muß.

Friedrich Heinrich hatte die Ideen seines Bruders angenommen, aber doch nur in Beziehung auf seine natürlichen Fähigkeiten. Er wünschte auf den Thron zu steigen; aber er wollte lieber die Gelegenheit abwarten, darauf gesetzt zu werden. Nie verlor er die Projekte seines Hauses aus den Augen, aber er war nicht geneigt, ihnen seine eigene Ruhe aufzuopfern. Er war zu klug oder zu träge, um einer ungewissen Souverainität ein angenehmes Leben oder ein Glück aufzuopfern, das ganz gemacht war, um es zu geniessen. Er hatte nur eine Leidenschaft, und viel-

leicht auch nur ein Talent, nämlich das des Krieges. Dies war der Republik auch am nützlichsten. Die Beispiele von Tapferkeit, die er von seinen Vorfahren hatte, vermehrte er durch sein eigenes für seine Nachkommen. Lange Zeit Nebenbuhler Moritzens wurde er endlich sein Nachfolger, und machte die Feinde der Republik zweifeln, ob sie durch den Tod jenes großen Anführers etwas gewonnen hätten.

Diese beiden berühmten Brüder, die zu ihrer Zeit mehr Aufsehen machten als alle Könige in Europa zusammen, vereinigten beide seltene Dinge in sich, eine Geburt, die sie zu den ersten Stellen rief, Umstände, die sie dahin brachten, ein Verdienst, welches sie auszeichnete, ein Glück, das selten ist, und einen Charakter, der machte, daß sie wechselsweise gefürchtet und angebetet wurden, eine Veränderung des Glücks endlich, welche am Ende ihrer Tage ihre Standhaftigkeit bewies, und ihre ganze Seele enthüllte. Sie spielte beinahe eine Rolle, aber mit verschiedenen Talenten. Moritz war als großer Anführer geboren und Friedrich Heinrich wurde es. Der erste war stolz, aber von einem größtentheils edlen und nützlichen Stolz; er gefiel sich selbst im Kriege, weil er versichert war, daß er niemals darin verdunkelt oder verdrängt werden konnte; der andere

war bescheiden, aber von einer niedrigen und schädlichen Bescheidenheit; er betrachtete sehr leicht Menschen, die unter ihm waren, als Nebenbuhler, und entfernte sie. Der eine hatte einen grossen Geist, einen erhabenen und durchdringenden Verstand; der andere zeichnete sich mehr aus durch ein sanftes Wesen, durch Güte der Gesinnungen, als durch die Richtigkeit und Regelmässigkeit seiner Ideen. Der Aelteste war unruhig aus Ehrgeiz, und suchte alles uneinig zu machen, um sich leichter alles zu unterwerfen; der Jüngste war zufrieden mit seiner Lage, und arbeitete, um alles zu vereinigen, damit er ruhig genießen könnte, was er hatte. Moritz strebte darnach, die ganze Autorität in sich zu vereinigen, selbst seine Bitten waren Befehl; Friedrich Heinrich wollte lieber sich gefällig machen und dadurch erlangen, was er wollte; er befahl nicht, er bat. Bei dem Aeltern sah man ein unruhiges Gesicht, einen feurigen Blick, starke und heftige Leidenschaften; bei dem Jüngsten aber eine Heiterkeit, die nichts trübte, Arbeit ohne eifrige Begierde und Ruhe bis zum Augenblick der Handlung. Man ist genöthigt in jenem alle Talente eines Eroberers zu bewundern, und lobt in diesem die Tugenden eines feinen Gesellschafters. Nach dem Urtheil der ganzen Welt war Moritz ein großer, Friedrich Heinrich aber ein viel liebenswürdigerer Mann.

Der König von Frankreich, der sich in dem Kriege wider Oestreich der treuen Dienste des Statthalters gegen Spanien bedienen wollte, ließ durch seinen Gesandten, Charnace, den Generalstaaten anzeigen, daß er dem Prinzen den Titel: Hoheit, Altesse, beigelegt habe. Die Generalstaaten nahmen dies sehr gut auf, und weil sie ihm, so wie seinen Vorfahren, nur die Excellenz gegeben hatten, so beschlossen sie nunmehr, ihm auch die Hoheit zu geben. Die Ritterschaft von Holland nahm ihn unter sich auf, und erklärte ihn zum ersten Edeln von Holland, wodurch er das ganze Ansehen dieses ersten Gliedes der Staaten dieser Provinz an sich zog.

Dieser Statthalter hat ein doppeltes Verdienst um die Republik; einmal durch die Siege seiner Waffen, und dann durch die Grundlegung einer religiösen Toleranz. Von der letztern will ich zuerst reden.

Es ist sonderbar, daß die christliche Religion als eine Religion des Friedens und der Duldung, hier als die Quelle der Unruhen, des Hasses und der Verfolgung angesehen werden muß. Bei dem Polytheismus findet man die strengste Toleranz, und keine Verschiedenheit der Meinungen über einen Gott oder über die Verehrung desselben störte die innere Ruhe der Menschen, oder die bür-

gerliche Ruhe im Staate. Obgleich die Menge der Gottheiten erstaunlich groß, und die Mannigfaltigkeit der Ceremonien unendlich war, so herrschte doch in der heidnischen Welt ein gesellschaftlicher und duldender Geist fast überall. Das Christenthum lehret nur ein allerhöchstes Wesen und schreibt die Verehrung, die ihm angenehm ist, vor. Nothwendig mußte der, welcher diese Religion annahm, alle andern als thörigt und gottlos verwerfen. Hierin liegt der Grund des Eifers und der hitzigen Begierde, womit die Christen alle andere Arten der gottesdienstlichen Verehrungen zu stürzen suchten. Anfangs gebrauchten sie dazu die Mittel, die der Natur der Religion gemäß waren; sie überzeugten den Verstand durch die Stärke mächtiger Beweise, und überwanden die Herzen durch die Reizungen einer erhabenen Tugend. Aber dies blieb nicht so; die Diener der Religion vergaßen ihren Beruf, und Eigensinn und Rache trat in die Stelle der Sanftmuth und Duldung. Sie forderten den weltlichen Arm auf, die Hartnäckigen zu bekehren, die sie nicht mehr durch ihre Weisheit überzeugen und durch ihr Beispiel reizen konnten. Unglücklicherweise vervielfältigten sich gar bald die Streitigkeiten über Glaubensartikel selbst unter den Christen, und auch sie griffen zu den Waffen und mordeten sich untereinander, um mit Bruderblut

das confirmatur articulus niederzuschreiben. Europa hatte sich mehrere Jahrhunderte hindurch gewöhnt, spekulative Meinungen mit Gewalt ausgebreitet oder vertheidigt zu sehen; die Bruderliebe und gegenseitige Duldung, die das Christenthum so herzlich empfiehlt, war vergessen; man hörte nichts mehr von den heiligen Rechten des Verstandes und des Gewissens, und das Wort Toleranz in dem Sinne, wie es jezt gebraucht wird, war unbekannt. Jede Partei unter den Christen bildete sich ein, in dem Besitze der Wahrheit zu seyn, und also auch in dem Besitze des Rechts sie Andern aufzudringen. Katholiken und Protestanten sind hier in gleicher Verdammniß. Luther, Calvin, Cranmer, Knox, übten, eben so wie die Päbste, harte Strafen gegen die aus, die einige ihrer Glaubensartikel in Zweifel zogen. Ihre Nachfolger würden es als einen Beweis des Mißtrauens auf die Güte ihrer eigenen Sache, oder als ein Geständniß, daß sie dieselbe nicht wohl gegründet hielten, angesehen haben, wenn sie zur Vertheidigung derselben nicht alle Mittel gebraucht hätten, die, ihrer Meinung nach, die Wahrheit anzuwenden berechtigt war. Männer mit starken Leidenschaften und großen politischen Planen wußten diesen Starrsinn der Lehrer zu ihrem eigenen Vortheil und zum Unglück der Völker zu gebrauchen. So war es unter Moritz mit

den Gomaristen und Arminianern. Holland wurde schrecklich zerrüttet und seinem Untergange nahe gebracht, aber Holland war es auch, wo die Toleranz ihren Ursprung nahm, und Friedrich Heinrich war es, der den Grund dazu legte.

Friedrich Heinrich hielt es mit keiner Partei, die Holland zerrütteten, und suchte sie auf diese Art einander näher zu bringen. Der Verfolgungsgeist verlohr seine Kraft, und wüthete nicht mehr so heftig, denn die Eiferer der Dordrechter Synode lernten durch sein Beispiel Mäßigung. Die Remonstranten bekamen mehr Freiheit, und nach und nach kam man zu den Grundsätzen zurück, die der Staat seit seinem Ursprunge angenommen hatte, und hernach beständig und zu seinem Vortheil in Ausübung gebracht hat. Hieran hat der Statthalter einen sehr großen Antheil, und die Nachwelt muß ihn dafür segnen. In der großen Versammlung der Staaten, einige Jahre nach Friedrichs Tode (1651) wurde zwar beschlossen: „der die reformirte Religion nach Dordrechtischen Synode zu erhalten, und so gar mit der Macht des Landes zu schützen, aber doch mit dem Zusatz: andere Religionen in guter Ordnung und Stille zu dulden. Wilhelm III. erklärte bei seinen Absichten auf England 1688: er verabscheue alle Religionsverfolgung, und wünsche, daß alle Se-

cten freie Religionsübung haben möchten. Eben dieser Wilhelm war es, der die Sätze seines Großvaters in eine weitere Ausübung brachte. Bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts dauerte es also, bis die Toleranz in ihrer gegenwärtigen Gestalt zuerst in der Republik Holland angenommen und von da in England eingeführt wurde. Eine lange Erfahrung der Drangsalen, die aus gegenseitigen Verfolgungen entstehen, der Einfluß einer freien Regierungsform, das Licht und die Menschlichkeit, die durch die Wissenschaften ausgebreitet werden, die Klugheit und das Ansehen der bürgerlichen Obrigkeit, alles dies wurde erfordert, eine Einrichtung festzusetzen, welche den Begriffen widersprach, die die verschiedenen Sekten aus unrichtigen Vorstellungen von der Natur der Religion und der Rechte der Wahrheit angenommen, oder die sie alle von den irrigen Maximen der römischen Kirche erborgt hatten.

Durch Friedrichs Duldungsgeist gewannen die Niederlande an innerer Ruhe, und durch seine kriegerischen Talente an Ruhm von außen. Er kämpfte gegen die Spanier mit Muth und Glück, und sicherte die Unabhängigkeit des Staats durch seine Heldenthaten. Es ist nicht meine Absicht, hier alle Belagerungen und Schlachten aufzuzählen, die er lieferte, und die seinen Ruhm glän-

zend machten; es ist genug wenn ich sage, daß er die Republik dem Frieden entgegenführte, daß er den Spaniern und Oestreichern in diesem langen Kriege ihre Plane verrückte und so auch die deutsche Freiheit sichern half, daß er die Portugiesen von dem Spanischen Joche befreien, und das Haus Braganza auf den Thron erheben half, daß er den Ruhm des Volkes, welches er vertheidigte, vermehrte, und auch dadurch das Ansehen und die Reichthümer seines Vaterlandes beförderte; denn während seine Waffen siegten, arbeiteten die Generalstaaten getrost und sicher durch den Charakter des Prinzen, und voll Vertrauen auf ihn, ihrem blühenden Handel eine Festigkeit zu geben, die ihm die innerlichen Uneinigkeiten bisher noch geraubt hatten.

Ihre erste Sorge fiel *auf die* ostindische Handelsgesellschaft. Bisher *waren* die Portugiesen durch ihre Klugheit, Muth und Beständigkeit, Herren von *Indien* gewesen, da sie aber unglücklicher Weise *gerade zu* der Zeit spanische Unterthanen geworden waren, als sich die Niederlande dem Scepter desselben entzogen, und mit einem Muth auftraten, den nur die Freiheit geben kann, so wurden die Portugiesen von ihnen in Indien angegriffen. Die sonst tapfern Portugiesen glaubten nur für ihre Herren und Tyrannen zu streiten,

die Holländer stritten für sich selbst; man kann daher leicht urtheilen, auf welche Seite sich der Sieg neigte. Mehrere Völker Indiens, die das Portugiesische Joch nicht mehr tragen wollten, und unter den Holländern ein besseres Schicksal hofften, traten zu ihrer Partei und halfen sich ein neues Joch erkämpfen, das sie eben so stark drückt. Seit dem hat sich die Kompagnie durch ihre weisen Maasregeln, die sie damals ergriff, in dem Besitz der besten Etablissements in Asien, des ganzen Handels in Japan erhalten und gesichert, und dadurch in dem Orient einen Grad von Macht und Ansehen erworben, den man sich kaum vorstellen oder glauben kann. Sie treiben einen bequemen und vortheilhaften Handel in Batavia, Banda Amboina und auf allen Inseln Westpolynesiens; ihre Specereien, die sie dort besitzen, vertreten bei ihnen die Schätze von Amerika, die die Engländer und Franzosen dorthin tragen müssen. Hätte die Kompagnie nicht so viele deutsche und andere Abentheuerer in ihrem Solde, die eben so viel kleine Tyrannen sind, und durch ihre Handlungen die Menschheit empören: so würde sie unendlich mehrere Vortheile haben, und mehr Ansprüche auf die Achtung der Menschen machen können, die Redlichkeit und Treue schätzen. —

Nachdem die Staaten die Wunden geheilt hatten, die die Kompagnie in Ostindien empfan-

gen hatte: so wandten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Westindische Gesellschaft. Diese Gesellschaft hatte damit angefangen, den Portugiesen den Handel in Afrika zu entziehen; der glückliche Fortgang hauchte ihr den Ehrgeiz ein und gab ihr die Stärke, dies Volk auch aus Brasilien zu vertreiben. Sie kam beinahe der Ostindischen Gesellschaft gleich. Die Unkosten und Vertheilung derselben waren außerordentlich, und schwächten sie allmählig. Man rettete sie, indem man sie nöthigte auf ihre Eroberungen in Amerika Verzicht zu thun, die sie selbst nicht mehr vertheidigen konnte, und sich auf ihren Handel in Guinea einzuschränken, der immer blühend gewesen war.

Ein anderer wesentlicher Punkt erforderte noch eine ernstliche Aufmerksamkeit. Der Häringsfang hatte lange für die Goldgruben der Republik gegolten. Er beschäftigte 150000 Menschen und 3000 Schiffe, Johann van Witt wandte zu dieser Fischerei alle Mittel an, welche die Holländer gefunden hatten, um das spanische Joch zu zerreißen, um Indien zu erobern und um sich Ansehen in Europa zu verschaffen. Die Engländer sahen mit Verdruß, daß sich dieser ungeheure Vortheil der Fischerei allein auf holländische Seite wandte, und behaupteten das Recht zu haben, sich zu widersetzen, als Herren der Meere,

welche ihre Insel bespülen. Die Holländer hielten sich sehr lustig über diese Forderung auf, und nachdem Blut genug geflossen war, fuhren sie fort, sich durch ihre Fischerei zu bereichern.

Nichts entging der Wachsamkeit der Staaten. Der Handel in der Levante, im baltischen Meere, in Frankreich, alles wurde untersucht, und mit einer Geduld und Einsicht geordnet, wovon der Erfolg Beweise gibt.

Des Statthalters Verstand hatte, während dieser friedlichen Sorgen der Staaten, die Reichthum und Ueberfluß herbei führten, allmählig abgenommen. Es war nicht mehr Friedrich Heinrich, der nur Streit athmete, es war ein schwacher Mann, zitternd bei dem Anblick der Gefahr, ein Sclave des Willens seiner Gemahlin, eifersüchtig auf seinen eigenen Sohn, kalt gegen Frankreich so sehr, daß er sogar einen Abscheu gegen den Namen Franzosen bezeigte, eingenommen für die Spanier, seine unversöhnlichsten Feinde, weinend bei dem bloßen Gedanken an den Tod, dessen Schrecken er so oft verachtet hatte. — Er starb am 14ten März 1647, nachdem er 63 Jahre gelebt hatte. Man führt seine Statthalterschaft an, als die glänzendste Zeit dieser Würde. Wenn er nicht immer zufrieden war mit dem Ansehen, welches ihm die Republik gab; so

schafte er sich dafür Recht durch eine gelinde und einnehmende Staatskunst. Seine natürliche Gutmüthigkeit gewann ihm das Volk und viele alte Feinde seines Hauses wieder, die sein Bruder von sich entfernt hatte. Indeß raubte ihm eigener Mangel an natürlicher Lebhaftigkeit die Frucht der Neigung des Volks. Die Staaten bequemten sich oft nach ihm, aber oft nöthigten sie ihn auch, sich nach ihrem Gefallen zu richten. Er forderte nicht mehr, als man ihm zugestehen konnte, ohne die Freiheit in Gefahr zu setzen; aber er hinterließ seinem Prinzen einige Zubereitungen, wovon er sich selbst nicht getrauete Gebrauch zu machen. Die letzte Handlung seiner Autorität war die Einwilligung zu einem Separatfrieden mit Spanien zu Münster, worüber ihn die Franzosen sehr tadeln.

Dieser berühmte Friedensschluß verdient hier um so mehr eine kurze Geschichte, weil dadurch die Republik feierlich anerkannt, und in die Reihe der Europäischen Staaten aufgenommen wurde, und weil dieser und der folgende Statthalter einen großen Antheil daran hatte.

Die Generalstaaten der sieben vereinigten Provinzen waren immer in der Meinung gewesen, daß ein allgemeiner Friede, der Europa eine neue

Einrichtung geben sollte, auch ihre Republik am besten befestigen, und ihr die völlige Souveränität ertheilen würde, die um so mehr eine rechtsbeständige Kraft haben würde, wenn sie, als ein für sich unterhandelnder Theil, für ihre Verfassung dieselbe Gewährleistung erhalten könnte, worauf die neue Einrichtung der Dinge in Europa beruhen sollte. Sie hatte daher, seit dem Ende des Stillstandes alle Gelegenheiten ergriffen, sich mit den Feinden des Hauses Oesterreich zu verbinden; sie hatten gesucht, gemeine Sache wider die beiden Linien und ihre Bundesgenossen zu machen, um es dahin zu bringen, daß man sie als eine Hauptpartei bei einer künftigen Friedenshandlung betrachten müßte. Sie schienen nichts mehr zu fürchten, als daß andere Mächte ihre Sache als eine bloße Privatstreitigkeit mit Spanien ansehen möchten. Man sahe sie daher an den Clevischen Successionshändeln Antheil nehmen, nicht um etwas dadurch zu gewinnen, sondern nur um mit dem Kaiser und dem Reiche etwas zu thun zu haben. Nach dem Unglück der Dänen bei Lutter am Barenberge trugen sie in London und Paris auf eine Allianz zur Unterstützung der bedrängten Deutschen an, und betrieben dies so eifrig, als wenn ihre ganze Wohlfahrt darauf beruhete. Sie sahen indeß wohl ein, daß diese ihre Bemühungen ihnen weiter nichts als die Sicher-

heit eines entfernten Traktats verschaffen würden, weil Karl I. gleich nach der Kriegserklärung gegen Spanien schon wieder mit ihnen zu unterhandeln anfing, Richelieu aber gar nicht einmal öffentlich den Krieg erklären wollte, und beschlossen daher, keine Gelegenheit vorbei gehen zu lassen, wo sie sich mit ihrem Feinde vergleichen könnten. Indeß theilte nun wieder die Furcht Bundesgenossen zu verliehren, und die Hoffnung einen besondern Frieden schließen zu können, ihre Aufmerksamkeit, und sie mußten sich vorsehen, daß sie nicht das eine dem andern aufopferten.

Schon 1626 schickte der König von Spanien, der über das inständige Anhalten der Staaten in Paris und London um eine Allianz unruhig geworden war, einen gewissen Marquette mit Friedens Vorschlägen nach den Niederlanden. Man unterhandelte mit ihm, aber man beschloß nichts. Drei Jahre hernach kam eben dieser Unterhändler zu Friedrich Heinrich und that Vorschläge zu einem 34 jährigen Stillstande, wobei die Hauptbedingung die Freiheit der Schelde war. Der Statthalter, aufgebracht auf den Richelieu, der ihm den Titel Hoheit versagte, empfahl diesen Vorschlag sehr als das sicherste Mittel zum Frieden. Allein die Generalstaaten, die hierbei auf den Grund gesehen hatten, und zugleich die Versicherung

sicherung eines engern Traktats mit Frankreich empfingen, dankten ihm in unbestimmten Ausdrücken, und trennten die Unterhandlung mit dem Marquette.

Als Gustav Adolph in Deutschland auftrat, den die Staaten durch einige Hülfsgelder in ihre Sache verwickelt hatten, weil sie hofften, daß dieser große König den Spaniern eben so viel Furcht als ihnen selbst Vertrauen einflößen würde, so fingen sie die Unterhandlungen wieder an. Friedrich Heinrich wollte aber jetzt keinen Frieden, weil er mit einer Armee vor Mastricht stand, und weil er den unglücklichen Pfalzgrafen gern emporheben wollte. Er ließ durch diesen gegen jeden Vergleich mit Spanien Vorstellungen machen; der Pöbel schrie dagegen und die Prediger predigten dawider. Da dies alles seinen Wünschen noch nicht entsprach, so suchte er Uneinigkeiten in der Versammlung auszubreiten, indem er die vornehmsten Mitglieder verdächtig machte. Aber man verwarf diese Anklage und erklärte, daß man mit Spanien unterhandeln wolle; das ganze Geschäft wäre sicher weit gediehen, wenn nicht Frankreich jetzt erklärt hätte, daß es mit einer Armee die spanischen Niederlande angreifen wolle. Diesem Reize konnten die Staaten nicht widerstehen; sie brachen die Unterhandlung ab, schlossen mit

Frankreich einen Allianztraktat auf sieben Jahre, und machten sich verbindlich, nicht ohne Einwilligung dieser Krone mit Spanien zu unterhandeln. Die Franzosen rückten heran und schlugen die Spanier bei Avein. Die holländischen Politiker dachten nun schon auf die Wegräumung der Schwierigkeiten bei der Theilung dieser Provinzen zwischen der Republik und Frankreich. Allein, da der übrige Theil des Feldzugs nicht nach Wunsche ausfiel, so gelang es dem Statthalter, der sich noch immer von seinem Unwillen gegen Richelieu leiten ließ, die Staaten wegen der künftigen Nachbarschaft der Franzosen in Schrecken zu setzen. Sie kehrten zu ihren friedlichen Grundsätzen zurück, und fiengen die Unterhandlung wieder an. Richelieu gab dem Statthalter den so sehr gewünschten Titel „Hoheit" und nun waren die Staaten nicht mehr so unbeständig. — Als die Spanier 1645 ihren letzten Versuch machten, so ließ der Statthalter den französischen Gesandten, Grafen von Estrades, in das Kabinet führen, welches nahe an dem Zimmer war, in welchem er den Kapuziner empfing, der als Officier verkleidet aus Madrit geschickt war.*) Nachdem der Kapuziner sein Creditiv vorgezeigt, und seine Vorschläge und Anerbietungen aufgezählt hatte, so ließ Fried-

*) Briefe des Grafen Estrades.

rich den Grafen hereintreten, gleich als wollte er ihn über seine Antwort um Rath fragen. Spanien war sehr gedemüthigt. Die Generalstaaten erklärten, daß sie nicht anders als zu Münster unterhandeln wollten. Und doch schlossen sie einen Separatfrieden? Die Ursache davon war vorzüglich die Unvorsichtigkeit des neuen französischen Ministers Mazarin. Die Staaten wären in der Unzertrennlichkeit ihrer Allianz mit Frankreich geblieben, wenn dieser Minister sie nur einen Schein der Sicherheit für die Republik würde haben sehen lassen. Diesen Umstand wußte der spanische Gesandte, Anton Brün, ein sehr feiner, einnehmender und listiger Mann, sehr zum Vortheil seines Herrn zu nutzen. Er machte die Staaten mißtrauisch gegen ihren Alliirten, und Mazarin that nichts, dies Mißtrauen zu heben, er vermehrte es noch. Brün verbreitete in Münster sehr geschickt das Gerücht, daß sich Spanien und Frankreich bald vereinigen würden, und die junge Infantin würde das Unterpfand für Ludewig XIV. seyn. Was sollte dann aus der Republik werden? Brün ließ sich sogar merken, daß wohl die Niederlande das Heirathsgut seyn könnten. Diese Lockspeise wirkte gewaltig. Der listige, aber betrogene Mazarin wurde in diesen Plan so verliebt, daß er so gar selbst einen Aufsatz darüber schrieb, und um den Statthalter mit

in die Vollziehung seines Entwurfs zu ziehen, so erhielt Estrades den Auftrag, ihm die Markgrafschaft Antwerpen mit völliger Oberherrschaft oder als Lehn anzubieten. Obgleich Friedrich Heinrich dies hernach von sich ablehnte, obgleich mehrere Schriftsteller diese geheime Nachricht für falsch erklären, so ist es doch gegründet, daß er dies Anerbieten annahm. *) Er äußerte gegen die Generalstaaten, daß Ludewig die spanischen Niederlande zum Heirathsgut erhalten sollte, und daß die Königin Mutter hierüber die Gedanken der Staaten zu vernehmen wünschte; er empfahl die Sache als etwas der Republik sehr Vortheilhaftes, wofern nur das Heirathsgut dem Theilungstraktat von 1635 gemäß wäre.

Die Bewegung in den Provinzen wurde sehr groß, weil man sich den Heyrathstraktat als schon geschlossen vorstellte. Man gab dies alles dem Statthalter und seinen geheimen Anschlägen Schuld, man schrie gegen die münsterschen Gesandten, daß sie so behutsam mit Frankreich umgingen, man fürchtete diese Nachbarschaft mehr als die Spanische. Daher kam nun der größere Eifer mit dieser letztern Macht zu unterhandeln. Ma-

*) Vaderlandische Hist. II Theil. Negoc. secret. 3 Th. Aitzema hist. pac. p. 687. und Basnage's Jahrbücher I Th.

zarin versuchte nochmals alle seine Kräfte um dies zu hindern, und da ihm nichts gelingen wollte: so läugnete er die Unterhandlung mit dem Statthalter durch den Servien, der noch unverschämt genug war, zu behaupten, daß der am Körper und Geiste kranke Friedrich Heinrich den Kardinal nicht verstanden, oder wohl gar alles selbst erdichtet habe. Der Statthalter, über diese Begegnung aufgebracht, gab nun nicht nur seine Einwilligung zu einem besondern Frieden, sondern er rieth sehr inständig dazu. Man hatte schon 70 Artikel ins reine gebracht, und Mazarin wußte keine Maaßregeln entgegen zu setzen, als üble Ausbrüche eines lebhaften Verdrußes. Servien mußte nach dem Haag reisen, um durch Drohungen zu erhalten, was er durch List nicht erhalten konnte. Die Staaten forderten von ihren Gesandten die verhandelten Artikel, Pauw brachte sie selbst und vereitelte dadurch alle Bewegungen die Servien in seiner Abwesenheit hätte machen können. Servien fürchtete diesen Pauw und den Knuyt, die seine Absichten offenbar hinderten, und ließ in seinem Ungestüm in voller Versammlung die Worte hören: „dies sind die schimpflichen Glieder der Republik," der spanische Gesandte Brün antwortete sogleich: der Herr Gesandte hat es besser getroffen als er dachte, diese beiden Männer sind wirklich die männlichen Glie-

der des Staats, die er gern beschneiden möchte, um sie ohnmächtig zu machen. Brün gewann hierdurch die ganze Versammlung, und nutzte diese Stimmung um das ganze Werk zu vollenden.

Unterdeß war Friedrich Heinrich gestorben und sein Sohn Wilhelm II. sahe mit Verdruß, daß der Friede geschlossen werden würde, der ihm die militärische Laufbahn verschloß, er suchte also Unterstützung um die Unterhandlung zu hintertreiben. Servien schloß sich an ihn, und seine Kreaturen mußten in den Provinzen Unruhen anfangen. Wilhelm durchlief selbst die Städte um seine Partei zu vergrößern. Weil er glaubte an der Spitze der Armee die Unterhandlungen nach eigenem Gefallen einrichten zu können; so ließ er den Staaten anzeigen: „er hielte es für dienlich, die Truppen wenigstens zur Vertheidigung ins Feld zu stellen." Man antwortete ihm mit einem kaltsinnigen Dank; nun ließ er aus eigener Macht ein Korps von 4000 Mann gegen Hulst rücken, und schrieb den Generalstaaten: „er müsse als Statthalter für die Sicherheit der Republik sorgen." Die Staaten befahlen ihm, die Truppen zurückzuziehen, er aber antwortete, daß er die Rechte und Pflichten des Statthalters wohl kenne, und jetzt Ursach habe, wegen der Bewegungen der Spanier in Sorgen zu seyn. Die Generalstaaten lie-

ßen sich in aller Eile von den Spaniern die genaueste Versicherung geben, daß sie gar nichts unternehmen wollten, und theilten sie dem Statthalter mit. Wilhelm mußte also wider seinen Willen den Generalstaaten gehorsam seyn. Unterdeß waren in Seeland Unruhen ausgebrochen, die sich bald über mehrere Provinzen ausbreiteten; der Pöbel schimpfte auf den Pauw, und auf die Artikel des Separatfriedens. Holland allein blieb standhaft, denn hier weckten die großen Auflagen die Liebe zum Frieden besonders auf. Diese Provinz war 137 Millionen Gulden schuldig, wovon Zinsen bezahlt werden mußten, und überdem mußte sie einen großen Beitrag zu den 22 Millionen geben, die der Krieg jährlich kostete. Andere Provinzen fühlten die Last auch, und so unterzeichneten sie am 30sten Januar 1648 den Frieden mit Spanien. Dies Reich war so gedemüthigt, daß es die Erlaubniß, die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen anzuerkennen, als eine Gnade ansehen mußte. Mit Spanien und dem Statthalter wurde noch ein besonderer Traktat geschlossen, worin dieser die Herrlichkeit Montfort, Zevenbergen und Turnhout erhielt. — Die übrigen Mächte Europens garantirten die Niederländische Verfassung.

Wilhelm der Zweite.

Vierter Statthalter, Generalkapitän und Admiral
1647.

Friedrich Heinrich war kaum entschlafen, als sein Sohn Wilhelm, ein und zwanzig Jahre alt, mit allen seinen Würden, worauf er schon lange die Anwartschaft gehabt hatte, bekleidet wurde. Dieser junge Prinz vereinigte in seiner Person alles was nöthig war, um den Ruhm seines Hauses zu erweitern: angenehme, regelmäßige, majestätische Gesichtszüge, einen starken, behenden und abgehärteten Körper, leichte, gefällige und reizende Sitten, Kenntnisse in Sprachen, Dichtkunst, Geschichte und Mathematik, eine Erfahrung, welche sein Genie und Aufmerksamkeit über seine Jahre hinaus erweitert hatte. Seinem Verstande fehlte etwas mehr Ebenmaaß, seinem Herzen Mäßigung, seiner Politik etwas mehr Redlichkeit, seinem Ehrgeize ein stärkerer Zügel, seiner Tapferkeit etwas mehr Klugheit und seiner Seele Vestigkeit.

Gebohren mit einer unüberwindlichen Neigung zum wahren oder scheinbaren Heroismus, glaubte er in der Unterdrückung seines Vaterlandes eine Größe zu finden, die er wahrscheinlich in der Vertheidigung desselben gesucht haben würde, wenn ihm nicht der Friede die Mittel dazu geraubt hätte. Sein hitziger und heftiger Charakter, für den die Unthätigkeit das größte Uebel war; die unruhigen Forderungen und Reizungen seiner Gemahlin, einer Königstochter, die es für eine Schande hielt nicht Königin zu seyn; die Gunst des Volks, die nicht erklärter seyn konnte; die Wuth einiger Prediger, die den Untergang der Arminianer hofften, die Friedrich Heinrichs Nachsicht und Duldsamkeit wieder hatte aufleben lassen; diese und einige andere weniger entscheidende Gründe machten ihn glaubend, daß jezt die Zeit der Erhebung gekommen sey, wozu seine Väter den Plan schon vorbereitet hatten. In der That schien alles zusammen zu treffen, um ihn ohne Hinderniß auf den Thron zu setzen. Alle Mächte Europens waren entweder gleichgültig bei dem Schicksaale der Republik oder interessirt bei ihrer Herabwürdigung.

Der Norden war erschüttert durch einen blutigen Krieg, der nach und nach Schweden, Preussen, Pohlen und Dänemark erschöpft hatte; die-

se Staaten waren zu sehr mit ihrem Unglück beschäftigt, als daß sie an das Schicksal einer Republik denken sollten, die eben erst gebohren war. Der Kaiser, durch den westphälischen Frieden der willkührlichen Gewalt beraubt, die sich das Oesterreichische Haus in Deutschland angemaßt hatte, schmiedete, in der Muße eines erzwungenen Friedens neue Fesseln für das Reich. Spanien sahe sich erniedrigt die Unabhängigkeit der Niederlande anzuerkennen, und würde eher gesucht haben das Feuer des Bürgerkrieges darin anzublasen als zu löschen. England war Sklavin eines Usurpators, und vereinigte seinen Haß gegen die Niederlande, die es gewagt hatten, sich für des unglücklichen Karls Schicksal zu interessiren. Frankreich mußte unzufrieden seyn über die undankbaren Republikaner, die ihre alten Tyrannen der Verbindung mit einer Krone vorzogen, der sie einen großen Theil ihres Glücks zu verdanken hatten.

Der junge und feurige Wilhelm war zu weitsehend um diese günstigen Umstände nicht zu bemerken, und zu ehrgeizig um nicht Nutzen daraus ziehen zu wollen. Er sahe keinen bessern Weg vor sich, diese Ehrbegierde, die um desto größer war, weil er seinem Verstande keine Beschäftigung gab, die die Begriffe und Vorstellungen,

welche sie ihm reichlich darbot, hätten zerstreuen oder berichtigen können, besser zu befriedigen als durch die Waffen. Zugleich glaubte er auch hierin das sicherste Mittel zu finden, sich der Unterwürfigkeit unter die Staaten, die ihm seine Gemahlin spöttisch vorwarf, zu entziehen. Er hatte sich viel zu offenbar gegen den Frieden erklärt, als daß er nicht auf die Provinz Holland hätte unwillig seyn müssen, deren eifrige Bemühungen denselben beschleunigt hatten. Er hatte nachgeben müssen, um die Republikaner nicht verdrüßlich zu machen, aber er verband sich genauer mit dem Mazarin, und hoffte dadurch seiner Partei in den Provinzen das Uebergewicht zu verschaffen und die Staaten dahin zu bringen, daß sie sich aufs neue in den Krieg einlassen sollten. Er wußte durch seine Freunde das Gerücht zu verstärken, daß Spanien und Frankreich eine Verbindung wider die Republik gemacht hätten. Mazarin that von seiner Seite auch alles mögliche, dies Gerücht glaubhaft zu machen. Was Wilhelm hierdurch nicht erlangen konnte, das hoffte er in den Streitigkeiten der Lütticher mit ihrem Bischofe zu erhalten. Er wollte aus eigener Macht seine Truppen dahin marschiren lassen, allein die Staaten beschlossen, den Lüttichern auf keine andere Art zu helfen, als daß sie eine An-

zahl ihrer Truppen abdanken und behülflich seyn wollten, daß diese in die Dienste der belagerten Stadt treten könnten. Wilhelm mußte also seine Plane die Republik in einen neuen Krieg zu verwickeln, und sich dadurch zu erheben, aufgeben, und hatte noch obendrein den Verdruß, daß die Staaten ihre Truppen abzudanken beschlossen. Diese Abdankung aber gab dem Statthalter eben die Gelegenheit, die er wünschte, um sich an Holland rächen zu können; sie gehört wesentlich zur Geschichte der folgenden Auftritte, und verdient also hier eine kurze Darstellung.

Kaum war der Friede mit Spanien geschlossen: so dachten die Holländer schon auf Mittel die Schuldenlast, die sie drückte, zu erleichtern, und die bis jetzt nothwendigen Uebel zu entfernen. Diese Provinz hatte sich den Neid der übrigen zugezogen durch die Forderung eines größern Ansehens in den Generalstaaten nach dem Verhältniß ihrer Größe und ihres Beitrags zu den allgemeinen Ausgaben, *sie schien sich eine gewisse Herrschaft über die andern Provinzen anmaaßen zu wollen*, und *strebte daher dem Ansehen des Statthalters entgegen, das ihren Absichten im Wege stand*. Dies ist das Verhältniß dieser Provinz zu den Uebrigen bis auf die neuesten Zeiten

gewesen. Man wies sie in ihre Schranken zurück, aber sie wollte sich das nicht gefallen lassen. Ihre Register bewiesen ihnen, daß sie allein mehr als die Hälfte zu den 22 Millionen bezahlten, welche die Unterhaltung der Generalität jährlich kostete, sie sahen darin, daß sie den Truppen noch 3,660,116 Gulden schuldig waren, und daß sich ihre übrigen zinsbaren Schulden bis auf 150 Millionen vermehrt hatten. Andere Provinzen fühlten sich auch mit Schulden überhäuft, und wollten Holland keine Erkenntlichkeit zugestehen. Man kam endlich überein, eine neue Austheilung der öffentlichen Aemter zu machen, aber nun berief sich wieder jede Stadt und jedes Gericht auf die Privilegien und Bedingungen, unter welchen man der Union beigetreten war. Das Mittel, welches die öffentlichen Einkünfte verbessern sollte, drohete die Unordnung zu vermehren; man sahe sich also nach einem andern um.

Nach dem Grundsatz der meisten Republiken, waren die Provinzen nach dem Friedensschluß von der Furcht zur Sicherheit übergegangen, und die Soldaten, die wirklich überflüßig waren, dünkten sie eine Last zu seyn, deren sie sich entledigen müßten. Besonders betrachtete der eigentliche Holländer, der ganz Kaufmann ist, die Soldaten und Officiere so wie er seine Comtoirdiener

oder Fabrikanten betrachtete. Man brachte die Abdankung eines Theils der Truppen in Vorschlag als nothwendig für die Ruhe und den Handel, und die meisten Beisitzer, deren Oekonomie, Habsucht und Mißtrauen ihre ganze Politik ausmachte, nahmen den Vorschlag mit Beifall auf. Kornelius Bikker, Magistratsperson dieser Versammlung, der das meiste Ansehen und Autorität hatte, unterstützte den Vorschlag mit so viel Wärme, und durch so starke Gründe, daß die Reform so gleich beschlossen und ein förmliches Edikt darüber gegeben wurde. — Die übrigen Provinzen sahen zwar auch für sich diese Nothwendigkeit ein, und beschlossen 20,000 Mann abzudanken, wodurch man zwei und eine halbe Million jährlich ersparte. Holland aber, in der Meinung daß man immer Soldaten genug finden würde, wenn man sie gebrauchte, wollte alle diejenigen abgeschaft wissen, die man nicht mehr beschäftigen könnte, und forderte dies schlechterdings, ohne auf sonst etwas zu sehen als auf das Geld, welches es wieder in die gemeine Kasse zu bringen wünschte. Man hatte damals 12 Regimenter Reuter, 2 Kompanien Leibwache des Prinzen und 30 Regimenter Infanterie von Engländern, Schotten, Deutschen, Franzosen und Niederländern. Holland wollte besonders diese fremden Truppen abgedankt wissen. Hierüber entstanden

Zänkereien zwischen den Provinzen selbst, und Holland blieb nicht nur bei seinem Entschluß, sondern es wollte nun auch einige hohe Kriegsämter abgeschafft und die Besoldungen der Befehlshaber in den Vestungen vermindert haben, und machte dem Statthalter diesen Entschluß bekannt.

Wilhelm verbarg die Freude, die ihm dieser Entschluß verursachte, unter dem äußern Schein eines offenbaren und übertriebenen Mißvergnügens. Er widersetzte sich lebhaft einem Projekte, das seinen Einsichten nach nützlich war, und das auf seinen Befehl seine geheimen Vertrauten durch ihr ganzes Ansehen unterstützten. Er sahe die Truppen, und besonders die Fremden, bestürzt über ihre Bestimmung, und indem sie sich der Reform widersetzten, zog er sie nothwendig in sein Interesse, und zu dem Untergange der Deputirten. Mit der ihm eigenen männlichen und hinreißenden Beredtsamkeit stellte er die Gefahr vor, welcher sich die Republik aussetzte, wenn sie sich ohne Vertheidiger dem geheimen spanischen Haß und der Eroberungssucht der Franzosen Preis gäbe. Man antwortete ihm: „daß man nothwendig einen sehr großen Theil der Truppen abdanken müsse, wenn nicht die Finanzen in eine „gänzliche Unordnung kommen sollten; von Spanien habe man nichts zu fürchten, das durch

„die auswärtigen Kriege so sehr erschöpft sey,
„und von Frankreich wäre auch nichts zu besor-
„gen, das durch Bürgerkriege unter einem un-
„mündigen Könige zerrissen werde.“

Wilhelm glaubte zu bemerken, daß die Hartnäckigkeit der Provinz Holland wegen der Abdankung der fremden Truppen, und besonders der hohen Officiere derselben, von einer festen Entschließung zeuge, ihn seiner Freunde und Kreaturen zu berauben. Zugleich aber machten seine Bemühungen, dieselben beizubehalten, ihn diesen Republikanern verdächtig, als wenn er die Werkzeuge zur Unterdrückung der Republik an sich ziehen wollte.

Wilhelm wandte sich auf eine andere Seite; er beredete die Prinzessin, seine Gemahlin, die wegen ihres Stolzes zu Niemand gegangen war, daß sie einige Besuche bei Bürgerinnen machte, die in dem Rufe waren, daß sie ihre Männer beherrschten. Dies Unternehmen gelang anfangs so gut, daß es den Prinzen selbst beunruhigte, aber der unerschütterliche Bikker zeigte sich so fest, sprach so stark, wiederholte so oft die bedeutenden Worte, Sparta, Rom, Bürger, Patriot, öffentliches und noch mehr Privatwohl, daß die ehrlichen Holländer sich wegen ihrer Schwäche Vorwürfe machten, und die Zärtlichkeit, Lieb-

kosungen und Eitelkeit ihrer Weiber, der Begierde sich unsterblich zu machen oder zu bereichern aufopferten.

Die Generalstaaten und die Staaten der andern Provinzen waren mit Holland unzufrieden, das zu weit ging, und zu wenig Gefälligkeit gegen ihre Vorstellungen bewies; sie hatte die Soldaten verabschiedet, und den Officieren ein Danksagungsschreiben mit auf den Weg gegeben. Wilhelm klagte sie an, daß sie die Union gebrochen hätte. Am ersten Pfingsttage erschien er mit dem Grafen Wilhelm Friedrich von Nassau und dem Staatsrathe in der Versammlung der Generalstaaten und zeigte an: „daß sie, auf die Nachricht „von der von Holland geschehenen Abdankung, „an die Hauptleute, zu folge eines Schlusses der „allgemeinen Staaten, geschrieben hätten, daß „sie sich in Erinnerung ihres den ganzen „Staaten geleisteten Eides, ohne derselben „Befehl nicht abdanken lassen sollten." Der Statthalter machte die Gefahr einer nahen Spaltung in der Republik sehr groß, und forderte von der Versammlung, daß sie ihm die Sorge, für die Befestigung oder Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu wachen, auftragen sollte.

Die Sitzung fiel für ihn sehr günstig aus. Weil die Deputirten von Friesland, Gröningen

und Oberyssel nicht zugegen waren: so hatte er nur drei Stimmen zu gewinnen. Holland verlangte, daß ein völliger Schluß aufgeschoben würde, aber Seeland, Geldern und Utrecht machten die Mehrheit der Stimmen aus, die nach dem Gesetze hinreichend war, einen allgemeinen Schluß gültig zu machen, der auch abgefaßt wurde in der Formel, die von der der Römer wenig verschieden war: videat ne quid respublica detrimenti capiat. Es wird darin gesagt: „man wolle Holland bewegen, die besondere Abdankung zu unterlassen; dem Prinzen wird überlassen, die Personen zu dieser Gesandschaft zu ernennen, und zugleich wird er ersucht und bevollmächtigt — alle nöthige Verfügungen zu machen, daß alles in Friede und Ruhe bewahrt, insonderheit aber die Vereinigung erhalten und befestigt, und alles, was dagegen unternommen werden möchte, verhindert und abgewandt würde.

So bestimmt dieser Auftrag würde gewesen seyn, wenn es einen auswärtigen Feind betroffen hätte, gegen welchen sich jedermann würde vereinigt haben: so unbestimmt und übel ausgedrückt schien er zu seyn, da es gegen eine Provinz gehen sollte, welche einen Theil der Republik ausmachte, die ihre besondere Souveränität, unwidersprechliche

Privilegien, und streitige Anforderungen hatte. Der Prinz, welcher auf eben die Art davon geurtheilt haben würde, wenn er die zu einem Schiedsrichter nöthige Unparteilichkeit gehabt hätte, schätzte sich bei der mangelhaften Beschaffenheit dieses Auftrags glücklich, vermöge welches er alles thun konnte, um sich zu rächen, und alles, was er thun würde, zu rechtfertigen vermochte.

Wilhelm hatte von Jugend auf den Haß gegen Holland und besonders gegen Amsterdam eingesogen, weil diese Stadt wegen ihrer Reichthümer den größten Einfluß in die Schlüße der Provinz hatte. Im Jahre 1628 hatten die Amsterdamer ein solches Zutrauen zu dem guten Friedrich Heinrich gezeigt, daß sie ihn baten, eine Besatzung in ihre Stadt zu legen. Er hatte sich durch seine Sorgfalt, die Feindseligkeiten wegen der Lehre des Arminius zu stillen, bei der Obrigkeit und den Bürgern verehrungswürdig gemacht; beide Stände dankten ihm auch die Erhaltung der Stadt, welche durch die Streitigkeiten der Matrosen, über die auf den gefangenen Kriegsschiffen gemachte Beute, beinahe der Plünderung ausgesetzt war. Aber demunerachtet konnte er ihre Erkenntlichkeit nie erlangen. Sie waren stets wachsam über ihre Privilegien, welche sie mit

ihrer Freiheit vermischten, und immer bereit, sich dem Prinzen zu widersetzen, sobald er sich etwas mehr über sie herausnehmen wollte. Hierin ist diese Stadt beinahe immer zu weit gegangen, und hierin liegt auch der Grund so vieler Ungerechtigkeiten, die sie sich in neuern Zeiten gegen den Statthalter erlaubt hat. —

Als Friedrich Heinrich seinem Sohne die Anwartschaft auf seine Würden ertheilen wollte, so machten die Deputirten von Holland die meisten Schwierigkeiten; und als die Edelleute von allen Provinzen den Vorschlag thaten, die Statthalterschaft erblich zu machen, so machten jene Deputirten, daß der Vorschlag verworfen wurde. Friedrich gab den schlechten Fortgang seiner Unternehmungen gegen Antwerpen den Amsterdamern Schuld, und weil ihm der Besitz dieses Markgrafthums vorzüglich am Herzen lag, so konnte er, so sehr er sich sonst zu verstellen wußte, es doch nicht verbergen, daß er es denen nie verzeihen würde, welche ihn an dieser Erwerbung gehindert hatten. Meine größten Feinde, sagte er einst zum Grafen von Estrades, wie dieser in seinen Briefen erzählt, sind die Amsterdamer, aber wenn ich jemals Antwerpen bekomme, so will ich sie so klein machen, daß sie sich nimmermehr erholen sollen. — Dies konnte durch die Schelde geschehen.

Wilhelm hatte mehr Ehrbegierde als sein Vater, und war auch empfindlicher. Seine jezzigen Beschwerden gegen Holland erinnerten ihn wieder an die erstern, und auch an das, was sein Vater über sie zu klagen gehabt hatte. Es fiel ihm ein, daß die holländischen Deputirten sich vorzüglich dem Marsche seiner Truppen nach Hulst widersetzt, daß sie den größten Antheil an dem ihm angethanen Schimpf — die Truppen zurückzuziehen, hatten, und daß sie die Generalstaaten abhielten, sich öffentlich für das Haus Stuart in England zu erklären. Er schrieb ihnen sein ganzes Mißvergnügen zu, und versprach sich, sie außer Stand zu setzen, ihm neuen Verdruß zu machen. Dies war die Rache, die er ausüben wollte.

Wilhelm, der den Ausgang des Schauspiels, welches er spielte, sich allmählig nähern sah, ergriff die Partei, von jeder Stadt insbesondere zu erlangen, was er von den Staaten nicht erhalten konnte. Er machte sich selbst zum Haupt einer Gesandtschaft an die holländischen Städte, und hoffte sich Ehrfurcht und Gehorsam in der Provinz zu verschaffen, wenn er dieselbe mit dem Gefolge, welches ihm die neue Vollmacht zu führen erlaubte, durchlaufen würde. Auf die Hartnäckigkeit Amsterdams rechnete er, aber er glaubte

auch, wenn er die übrigen Städte von ihr würde abgewandt haben, das Vergnügen zu genießen, diese stolzen Bürger seinen Unwillen, mit Beistimmung des übrigen Theils der Republik, desto härter empfinden zu lassen. Auf die Ergebenheit der andern Städte rechnete er sicher, weil fast alle Magistratspersonen seiner oder seines Vaters Wahl ihre Stellen zu verdanken hatten, die übrigen glaubte er durch Drohungen zwingen zu können. Die Widerrufung des Dekrets der Staaten von Holland wegen der Abdankung der Soldaten war das Schild, welches er vor sich hertrug. Allein, es ging ganz anders als er gehofft hatte; überall wurde er kalt aufgenommen.

Die Stadt Dordrecht, welche er zuerst besuchte, kapitulirte mit ihm wegen der Audienz, und bewilligte sie nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalt der Rechte der Staaten, der Provinz, und der Freiheit der Stimmen auf dem Rathhause. Die Audienz selbst war ihm nicht günstiger als die Vorbereitungen dazu. Der Redner der Gesandschaft las eine Abhandlung vor; der Bürgermeister hörte sie kaltsinnig an, und antwortete mündlich und ernsthaft, daß er seine Meinung in der nächsten Sitzung der Staaten von Holland sagen wolle. Der Redner hielt um eine bestimmtere Antwort an, und unterstützte seine

Forderung mit den stärksten Drohungen. Aber der kalte Bürgermeister ließ die Stimmen geben, ohne ihn einer weitern Antwort zu würdigen. Die Rathsversammlung endigte, nach einigen Klagen über den unrechtmäßigen Eingriff in die Rechte der Provinz, mit dem Verbot, sich nicht mit dem Statthalter oder den andern Deputirten in Unterhandlung einzulassen. Delft, Harlem, Medemblik, und die meisten andern Städte folgten dem Beispiele Dordrechts.

Unterdeß kam nun die Deputation immer näher nach Amsterdam. Zwei Bürgermeister kamen dem Prinzen nach Tergu entgegen und erklärten ihm, daß sich die Stadt weigern würde, ihn unter dem Titel eines Deputirten der Generalstaaten einzulassen. Die Amsterdamer hielten ihr Wort, welches sie durch ihre Bürgermeister gegeben hatten. Die Audienz wurde der Deputation abgeschlagen und ihrem Haupte keine Ehrenbezeugungen erwiesen.

Es ist wahrscheinlich, daß Wilhelm damals, als er sich in seinen ersten Maaßregeln betrogen sahe, seinen Entwurf geändert habe. Bis dahin legen ihm seine Feinde keinen andern Vorsatz bei, als sich zu rächen, und die Republik wieder in einen Krieg zu verwickeln. Als er aber die Nothwendigkeit sah, ganz Holland in seinen Unwillen ge-

gen Amsterdam zu verwickeln; so versprach er sich, wie man sagt, durch die Demüthigung dieser mächtigen Provinz, eine völlige Freiheit, seine Macht über alle Provinzen zu vermehren, und die Statthalterschaft der Souveränität näher zu bringen. Er mag nun wirklich seine Absichten so weit hinaus gedehnt, oder sich mit seinen ersten Vorstellungen begnügt haben: so ist es doch wahr, daß seine Aufführung bei seiner Zurückkunft in den Haag so beschaffen war, wie sie der zweite Entwurf erfordert hätte.

Wilhelm ging in die Versammlung der Staaten von Holland und klagte über die Beleidigung, die der Rath in Amsterdam ihm, der den Souverän des Landes vorstelle, erwiesen habe. Die Staaten erstaunten, da sie hörten, daß er die einzige Stadt Amsterdam anklage, und zwar wegen Mangels der Ehrfurcht gegen seine Person, worin sie mit vielen andern Städten der Provinz zugleich gefehlt hatte, noch mehr aber waren sie darüber bestürzt, daß er sie zu seinen Richtern machte. Sie ernannten indeß gewisse Kommissarien, die die Beschwerden untersuchen sollten. Dies geschahe nun auf eine gute Art ihn zu entfernen und ihm die Schande zu ersparen, Zeuge bei einer Erklärung zu seyn, die sie wenige Tage darauf abfaßten. Der Rath in Amsterdam rechtfertigte sich nachdrücklich und er-

klärte: „er habe den Prinzen nur als Gesandten „der Generalstaaten ansehen können und nicht „als Statthalter; einen solchen Gesandten, der „die Schlüsse der Staaten von Holland hinter„treiben wolle, hätte er, ohne Genehmigung die„ser Staaten, nicht annehmen können; auch ge„höre das nicht zu den Rechten des Statthalters, „nach seinem Gefallen in die Versammlung des „Magistrats der Städte zu kommen, welche „mit dem Adel die Oberherrschaft des Landes aus„machten."

Die Staaten von Holland billigten dies vollkommen, und erklärten die ganze Gesandschaft für unrechtmäßig, wozu die Generalstaaten in Absicht auf die Städte in Holland kein Recht hätten. Auf dieses Dekret folgte ein Rechtfertigungsschreiben an die sechs andern Provinzen, und mehrere Schriften, die nicht unbeantwortet blieben.

Die Anhänger des Prinzen versuchten, so gut es gehen wollte, die Religion mit in die Beschwerden seiner Hoheit zu mischen, weil sie sahen, daß eine bloße ökonomische Angelegenheit wenig Mittel an die Hand geben würde. Die Staaten von Holland aber sahen die möglichen Folgen dieses Streites ein; sie legten den Predigern Stillschweigen auf, und bestraften den ärgsten Schreyer — Stermond — sehr hart. Sie

thaten endlich Vorschläge zu einem Vergleich. Allein Wilhelm hatte seinen Entschluß schon gefaßt. Er hatte die Edelleute, die sich ohnerachtet vielen Widerspruchs für die Stellvertreter des ebenen Landes ausgegeben hatten, auf seine Seite gebracht — rechnete auf die Beistimmung der sechs andern Provinzen, und besonders auf die Liebe der Soldaten. —

Die Truppen, betrogen durch den Eifer, den Wilhelm für ihr Interesse vorgab, und gerührt wegen der Erniedrigung, die er erfahren hatte, indem er ihre Sache vertheidigte, ließen ihm anbieten, daß er ganz über sie beschließen, und ihre Stärke dazu anwenden könnte, wozu es ihm gefiele. Der Prinz erwartete dies Anerbieten mit Ungeduld, und sogleich beschloß er Gebrauch davon zu machen. Er verwarf den Vergleich und wollte es nicht einmal wagen, sich wegen einer Genugthuung zu erklären, aus Furcht, man möchte ihm dieselbe sogleich zugestehen. Als er nun seine Maaßregeln genommen hatte: so that er einen Schritt, der in und außerhalb Landes ein großes Aufsehen machte, und sehr wichtige Folgen hatte.

Es war gewöhnlich, daß der Statthalter den Rathspensionär oder einige Abgeordnete zu den Staaten von Holland zu sich rufen ließ, um ihnen

Sachen zu empfehlen, worüber er gern einen Schluß gefaßt wissen wollte. Er ließ also auch am 30sten Julius 1650 sechs Abgeordnete zu sich einladen, und — nahm sie gefangen. Hierauf zeigte er es den Staaten an und sagte: „er habe es nicht länger ungeahndet laßen können, daß diese Deputirten den Samen der Zwietracht zwischen den Städten und den Provinzen ausstreueten, er habe sie in Verhaft nehmen, Truppen in den Haag einrücken und die Wachen verstärken lassen." Auch den Generalstaaten zeigte er es an und versprach die wichtigen Ursachen, die ihn dazu bewogen hätten, schriftlich anzugeben. Die Staaten von Holland wurden bestürzt über die Truppen in dem Haag, und über die Nachricht, daß die Gefangenen unter militärischem Kommando nach dem Schlosse Löwenstein gebracht würden.

Den Auftrag an die Generalstaaten übertrug er dem Großpensionär Kats; er äußerte gegen ihn, daß die üble Aufführung dieser Deputirten ihn zu dieser Ausübung seiner Gewalt genöthigt habe, und daß die Vorsicht, die er gebraucht, Truppen in den Haag einrücken zu lassen, die Generalstaaten wegen der Folgen beruhigen könnte. Kats entschuldigte sich mit seinem schwachen Gedächtniß und bat sich den Auftrag schrift-

lich aus. Wilhelm, der ihn unter die, welche wenigstens in Absicht auf ihn neutral wären, gerechnet hatte, fing nun an, an einem glücklichen Fortgange zu zweifeln, und es reuete ihn, daß er diesem Manne gesagt hatte, daß der Graf Statthalter von Friesland auf seinen Befehl heute noch mit einem Korps Truppen in Amsterdam einrücken würde. Unterdeß gab er ihm die Schrift, welche die Generalstaaten in eine große Bestürzung setzte. Die Deputirten verschoben die Sitzung auf acht Tage, und jeder reis'te von dem Haag ab, um seinen Prinzipalen Bericht abzustatten.

Wilhelm wollte in dem ersten Schrecken Amsterdam überrumpeln, und an demselben Tage, am 30 Julius, vereinigten sich auf seinen Befehl die auf mehrern Posten vertheilten Truppen um die Stadt, wo seine Rache oder seine Politik den Anfang der ernstlichsten Unternehmungen machen wollte. Die Anstalten waren gut angelegt, aber Wilhelms Unstern verfolgte ihn, er hatte vergessen die beiden Brüder Bikker, Bürgermeister in dieser Stadt, in seinem Netze mit den andern sechs Herren zu fangen, und doch konnte er nur auf einen glücklichen Erfolg rechnen, wie er selbst sagte, wenn er diese Männer in seiner Gewalt hätte.

Der Major Gentillot, ein Franzose, in Diensten der Republik, sollte sich am Abend in die Stadt begeben, und bei anbrechendem Tage die Wache niedermachen, das Thor den Truppen öffnen, welche der Graf von Nassau, die Hauptleute Dohna und Aersens, Freunde des Statthalters, anführten. Das Rufen: „wir sind Freunde und kommen als Freunde" sollte das Volk beruhigen. Der Graf würde dann den Magistrat versammlen und ihm ein Schreiben des Statthalters übergeben, der bald selbst ankommen würde die Antwort zu holen, oder den Inhalt zu vollziehen.

Der allgemeine Sammelplatz war um Mitternacht zu Abkude. Unerachtet der Dunkelheit der Nacht fehlte es an nichts mehr, als an der Reuterei von Nimwegen und Arnheim. Man wartete auf sie. Diese Kavallerie hatte sich verirrt, und ihr Anführer, der von dieser geheimen Unternehmung nichts wußte, hatte unvorsichtiger Weise den Hamburger Kourier, der auf seine größte Schaar gestoßen war, seinen Weg fortsetzen lassen. Amsterdam wäre ohne Rettung unterjocht, vielleicht gar ohne Schonung geplündert worden, wenn nicht dieser Kourier die erste Nachricht von der nahen Gefahr in die Stadt gebracht hätte. Er erzählte, daß er unterwegs Truppen angetroffen,

die auf Amsterdam marschirten, und setzte dadurch alles in Schrecken. Vielleicht erinnerte sich der Magistrat, daß man schon vor drei Wochen von London, Danzig, Hamburg und andern Orten von einer bevorstehenden Belagerung Amsterdams geschrieben hatte, und rieth also auf den Feind. Aber das Volk, das sich eine solche Gewaltthätigkeit von Seiten des Statthalters nicht einbilden konnte, fiel mit seinen Muthmaßungen bald auf die Lothringischen Truppen, die wegen ihrer Streifereien berüchtigt waren, bald auf die abgedankten schwedischen Regimenter; er lief zu den Waffen, und wollte die Schleusen öffnen, um den Feind zu ersäufen, ehe er ihn noch kannte. Bikker stellte sich an die Spitze der Bürger, ließ die Thore schließen, die Brücken aufziehen, Kanonen in die Schanzen bringen, die Matrosen in dem Hafen vertheilen, und eine Schleuse öffnen. Selbst die Mennoniten, unerachtet ihres friedlichen Lehrbegriffs, fanden sich auf ihrem Posten ein, so gut gerüstet als die andern Bürger.

Als der Graf von Nassau diese Anstalten am Morgen sahe: so überzeugte er sich auch sogleich, daß seine Unternehmung fehlgeschlagen sey. Indeß wollte er doch versuchen ob die Furcht vor einer Belagerung etwas vermöchte; er vergaß,

daß nur eine Stunde nöthig war um ihn mit seiner ganzen Armee zu ersäufen, und anstatt sich zurückzuziehen, schickte er einen Trompeter mit dem Schreiben des Prinzen, welches er auf dem Rathhause übergeben zu können gehofft hatte, in die Stadt. Der Rath schickte eins von seinen Mitgliedern, Huydekooper, an ihn ab, um die mündliche Antwort zu überbringen. Dieser Mann sprach mit einer solchen Mäßigung, die man unter diesen Umständen als eine bewundernswürdige Weisheit ansehen muß, aber er stellte ihm auch mit aller Stärke und Pünktlichkeit die Verwegenheit dieser Unternehmung vor, welche jezt einer aufgebrachten Stadt die Gewalt über das Leben aller ihrer Feinde gegeben habe. Zugleich ließ er sich die Möglichkeit einer Aussöhnung des Statthalters mit Amsterdam merken, und zwar mit einer solchen Anständigkeit, die fähig war dem Prinzen den ganzen Werth dieser Wohlthat zu erkennen zu geben, ohne jedoch seiner Unbesonnenheit zu spotten.

Wilhelm erhielt noch an demselben Abend Nachricht von dem unglücklichen Unternehmen. Er war eben bei dem Abendessen; er stand auf, ging in sein Schlafzimmer, schmiß den Hut auf die Erde, und stampfte vor Aerger mit dem Fuße darauf. Endlich entschloß er sich selbst zur Armee

zu gehen, und zu versuchen, ob er nicht durch seine Gegenwart, und durch eine Belagerung sich aus diesem verhaßten Schritte heraushelfen könnte. Im Grunde wußte er gar nicht wozu er sich entschließen sollte, und als er unterwegs von dem Grafen von Nassau die Unmöglichkeit etwas weiter vorzunehmen hörte: so schickte er nach dem Haag, um die Generalstaaten zu bitten, daß sie die Nothwendigkeit seines Abzugs durch eine Deputation, verhüllen möchten — welcher er seinen Unwillen und die Fortsetzung der Belagerung aufzuopfern, sich stellen wollte. Sein Glück wollte indeß, daß der Magistrat, der sich noch nicht ganz von seinem Schrecken erholt hatte, ihm selbst aus der Verlegenheit half, indem er ihm einen Vergleich und eine Art von Genugthuung anboth. Ich muß von diesem Vergleiche etwas sagen, weil er beide Theile sehr charakterisirt.

Der Magistrat hatte sich, genau genommen, der Willkühr des Statthalters überlassen, indem er sich geweigert hatte, der ersten Wuth des Volks nachzugeben, welches die Truppen durch die Eröffnung aller Schleusen ersäufen wollte. Ob sie ihm gleich noch damit droheten: so war es doch nicht mehr Zeit dieses schreckliche Vorhaben zu vollziehen, welches jezt, da die Gefahr vorüber war, Amsterdam zum Abscheu aller Provinzen

gemacht

gemacht haben würde. Wilhelm, der sich von seiner Bestürzung wieder erholt hatte, merkte wohl, wie sehr die Mäßigung der Amsterdamer, die Sache zu seinem Vortheil änderte; er erkannte, daß dies das größte Uebel wäre, welches sie ihm nun weiter zufügen könnten, wenn sie ihn zum Rückzuge nöthigten, und ihn also um die Frucht seines Anschlags brächten. Um sie dahin zu bringen, daß sie ihm diesen Schimpf ersparten, stellte er sich, als wenn er entschlossen wäre, die Stadt zu bloquiren. Er zog die übrigen Truppen aus ihren Besatzungen, machte mit einigen Städten Kontrakte wegen Lebensmittel, Geschütz u. s. w. Diese Zubereitungen erschreckten die Amsterdamer. Sie dachten nicht mehr an ihre Schleusen, die durch die Ueberschwemmung mehr Schaden verursachen konnten, als die jetzige Gefahr erforderte. Sie zitterten bei der Vorstellung, daß diese unruhigen Zeiten ihrem Credit schaden und ihre Handlungsgeschäfte in Unordnung bringen möchten. Der Magistrat war bereit, die erste Eröffnung eines Vergleichs, die man ihm machen würde, anzunehmen.

Wilhelm erfuhr durch einige Freunde in der Stadt diese Anstalten, und schrieb an seine Feinde in dem Ton eines Generals, der durch seine Menschlichkeit bewogen, die Belagerten einladet, ihrem gänzlichen Verderben zuvor zu kommen.

Er meldete ihnen, daß sich sein Herz der Strenge widersetze, daß er verzeihen wolle, wenn man ihn mit Ehrenbezeugungen in die Stadt aufnehmen wollte. Der Rath schickte darauf vier Deputirte ins Lager, und weil beide Partheien einen baldigen glücklichen Ausgang wünschten: so wurden sie bald einig. Wilhelm versprach seine Armee aus einander gehen zu lassen, und ließ sich gefallen, daß ihm die Aufnahme in die Rathsversammlungen als Staatsrath zugestanden wurde. Die Stadt versprach ihm alle Ehrenbezeugungen der Statthalterschaft, und die Bezahlung des rückständigen Soldes der Truppen, welche sie abgedankt hatte, die Vergessenheit des Vergangenen, und ihre Vermittelung bei den Staaten von Holland zu einer vollkommenen Aussöhnung. Ueber die Absetzung der beiden Bikker, welche der Prinz verlangte, stritten sich die Deputirten, allein diese beiden Republikaner hatten unterdeß ihre Aemter schon selbst niedergelegt, und daher ließ die Stadt den Artikel durchgehen, der sie für unfähig zu obrigkeitlichen Aemtern erklärte. Auf dieselbe Bedingung kamen auch die Löwensteinschen Gefangenen wieder frei. Jacob de Witt, Bürgermeister von Dordrecht, war der Vornehmste; er verzieh dem Prinzen diese Beleidigung nicht, und sein Sohn Johann de Witt, diente ihm sehr treulich bei seiner Rache.

Der Statthalter, die Generalstaaten, die Städte und die Staaten von Holland, welche sich in gleichem Grade wegen ihrer Aufführung schämten, hielten die Vernichtung des Andenkens an diese Begebenheit für das allerschätzbarste. Die Generalstaaten waren so niederträchtig, dem Prinzen zu danken und ihm die Ehre zu geben, daß er die Union und die öffentliche Ruhe wieder hergestellt habe. Holland schwieg stille aus Furcht vor nachtheiligen Auslegungen. Die Partheien blieben aber desto mehr von einander getrennt, je sorgfältiger sie ihr Mißtrauen verbargen. —

Wilhelm hatte indeß seinen alten Plan, die Republik in einen neuen Krieg mit Spanien zu verwickeln, wieder aufgefaßt, und sich deswegen mit dem Kardinal Mazarin sehr weit eingelassen. Wenigstens war ein Anschlag vorhanden von einem besondern mit Frankreich geschlossenen Traktat, worin er in seinem eigenen Namen handelte. *) Die vornehmsten Artikel waren, daß der Statthalter Antwerpen belagern wollte, für dessen erbliche Souveränität Ludewig XIV. die Gewährleistung übernahm, und daß seine Hoheit 50 Schiffe wider Spanien und die Anhänger des Par-

*) Mem. d'Estr. 1 Tom. p. 91. Corps Diplom. G. B. 1 Th. Basnage 1 Th. Vaderl. Hist. 12 Th.

laments in England unterhalten sollte. Man erneuerte zum Vortheil der Republik die Theilung vom Jahr 1635, welche viele Anhänger hatte. Wilhelm kaufte in Geldern das Landgut Dieren, um sich, wenn es möglich wäre, hier für den ersten Edelmann erklären zu lassen, und seinen Einfluß in diese Provinz dadurch zu vermehren. Hierher begab er sich nach den Unruhen, und suchte Zerstreuung auf der Jagd. Einst kam er krank von diesem Vergnügen zurück, ließ sich nach dem Haag bringen, und starb daselbst an den Blattern am 6. Nov. 1650, im 25. Jahre seines Alters.

Scham und Verdruß über seine vereitelten Unternehmungen hatten seine Tage verkürzt, und auf das volle Maaß des Unglücks folgte ihm noch der öffentliche Unwille bis in die Nacht des Grabes, wo er Ruhe von seiner Schwermuth finden sollte. Man hat ihn nie lachen gesehen. Mazarin war in der Meinung, daß sein Tod nicht natürlich sey (ein Glas vergiftete Limonade soll die Kunst der Aerzte betrogen haben) und rühmte öffentlich die Geschicklichkeit derer, die sich seiner zu entledigen gewußt hätten. Mazarin war aber ein Feind der Republikaner wegen des Münsterschen Friedens, und man kann also bei seinen Reden, wo nicht Bosheit, doch eine große Un-

bescheidenheit annehmen. Die Republikaner fragten nichts darnach, und machten sich diesen Vorfall zu Nutze; sie wollten keinen Statthalter wieder haben, um die Freiheit nicht wieder in Gefahr zu setzen.

In den Holländischen, und auch in mehrern Städten, bemächtigte sich ein wahrer Freiheitstaumel aller Herzen; man zündete Freudenfeuer an und sang Freudenlieder. Die holländischen Theologen fanden in dem plötzlichen Tode dieses ehrgeizigen Prinzen offenbare Beweise des himmlischen Zorns. Die Prediger stellten den Statthalter ihren Zuhörern unter dem Bilde Lucifers vor, welchen sein Stolz gestürzt habe. Die Dichter verglichen in ihren Satyren sein trauriges Schicksaal mit dem Schicksaal des wagehälsigen Ikarus *) In andern Satyren wird er ein grausamer Wolf genannt, der die Schaafe zerreißt, die er weiden soll, ein unnatürlicher Sohn, der den Dolch in die Brust seiner Mutter stößt. Die Freude war unbeschreiblich groß. Selbst Brün, spanischer Gesandte im Haag, sagte öffentlich: „mein Herr hat durch diesen Tod mehr gewonnen, als durch alle seine Siege in Catalonien.“ Die Obrigkeiten ließen eine Medaille schlagen, worauf die Vorstellung der Unternehmung gegen

*) Ioost van der Vondel in seinen Hekeldichten.

Amsterdam, mit der Idee seines Todes vereinigt wurde. Auf der einen Seite ist die Sonne, wie sie aus dem Meer empor steigt, und auf dem Gestade ein wildes Roß, das sich gegen die Stadt hinbäumt, mit dem Verse Virgils: Crimine ab uno disce omnes; auf der Rückseite siehet man den Phaeton, der in seiner Kühnheit von dem Blitz erschlagen wird, mit dem halben Verse Ovids: Magnis excidit ausis.

Nur allein seine Anhänger und Schmeichler beweinten ihn, und besonders trauerte das Militär und eine Gattung von Predigern, die er sehr begünstigte. Diese schlossen sich an die Wittwe Wilhelms, Maria, Karls I. in England Tochter, und wirkten bald für den jezt noch ungebohrnen Wilhelm III. dessen Geschichte wir nun zu betrachten haben.

Wilhelm, der Dritte.

Fünfter Statthalter, Generalkapitän und Admiral im Jahre 1672.

Die Kraft des öffentlichen Unwillens dauerte noch, als Wilhelm der Dritte, Wilhelms des Zweiten Sohn, nach des Vaters Tode, am 14ten November 1650 gebohren wurde. Seine Mutter, Großmutter und der Pfalzgraf Friedrich Ludewig übernahmen die Vormundschaft, und sogleich entstanden auch zwei Parteien, nämlich die Oranische, die wegen ihrer Neigung für England auch die Engländische heißt, und die Löwensteinsche oder Wittische, die man wegen der Freundschaft des de Witt mit dem französischen Gesandten die Französische nennt.

Das holländische Volk, das weder die Tyrannen ertragen kann, noch die Freiheit zu erhalten weiß, das weder ohne Herrn seyn kann, noch ihm gehorchen will, änderte mit einemmale seine Leidenschaft und seine Sprache. Es zeigte

bald so viel Neigung für den Sohn, als es Abscheu gegen den Vater gezeigt hatte, und die stolzen Titel, die es in dem einen verabscheuete, wünschte es in dem andern wieder aufleben zu sehen.

Zum Glück für die Republik standen damals Männer an der Spitze der Geschäfte, die die Gunst des Volks eben nicht verachteten, aber sie auch nicht suchten. Sie ergriffen das Gute nach einem entschiedenen Geschmack für den Ruhm oder für die Ordnung. Sie zogen die Ehre, dem Vaterlande zu dienen, dem Vortheil, Parteigänger zu seyn, vor, und nach dem Plan einer so weisen und edlen Regierung sollte nun eine neue Einrichtung der Dinge gemacht werden.

Die beiden Brüder Bikker fanden sich wieder in der Versammlung der Staaten der Provinz ein, welche ihrem Widerstande die Errettung der Republik zuschrieb, und eine Gesandschaft an die Staaten der andern Provinzen schickte, um sie zu einer allgemeinen und außerordentlichen Versammlung einzuladen, und darin über die Regierungsform zu berathschlagen. Die Partei des Oranischen Hauses, war über den Verlust ihres Hauptes so bestürzt, daß sie, ohne diese Zusammenrufung, welche ein Werk der Oberherrschaft war, anzufechten, einmüthig versprach, ge-

gen das Ende des Decembers Abgesandte nach dem Haag zu schicken.

In Erwartung dieser großen Versammlung setzten sich die Staaten der Provinzen in den Besitz aller statthalterischen Vorrechte. Sie verordneten, daß die Städte, die das Recht hätten ihre Obrigkeit zu wählen, dabei bleiben sollten und die es nicht hätten, sollten es jetzt erlangen, wenn sie Sitz und Stimme in der Versammlung der Staaten hätten, die aber auch dieses Recht entbehrten, sollten ihre Obrigkeit von den Staaten erhalten. Auch eigneten sie sich die Vergebung der Kriegsämter und das Begnadigungsrecht zu. Holland schuf noch die Leibwache des Prinzen zur Leibwache der Edlen und Großmögenden Herren um. Seeland allein willigte in alle diese Einrichtungen mit Schwierigkeiten.

Man sahe gleich bei der Eröffnung der großen Versammlung, daß beinahe alle Mitglieder von den Reizen einer Demokratie bezaubert waren, und daß, wenn man an Wilhelm dächte, es nur geschehe, um von weiten die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, gegen irgend einen Versuch, den er einst, im männlichen Alter, zur Erlangung seiner Rechte machen könnte. Der erste Gegenstand, der verhandelt wurde, betraf das Schiedsrichteramt, welches jede Provinz selbst übernahm.

Gröningen und Friesland, welche ihren besondern Statthalter hatten, behaupteten die Nothwendigkeit der Statthalterschaft in diesem Falle auch für andere Provinzen, sie wurden aber abgewiesen. Der zweite Punkt betraf die Religion, aber hiermit war man bald fertig, indem die Dordrechter Synode und eine allgemeine Duldung als Grundgesetz angenommen wurde. Der dritte Punkt betraf das Kriegswesen. Nach langen Zänkereien eignete sich auch jede Provinz etwas davon zu; übrigens wurde dies den Generalstaaten und dem Staatsrath übergeben. Am Ende erklärte man noch alles, was Wilhelm II. mit Vorwissen der Generalstaaten gethan hatte, für aufgehoben und ungültig. Man war nicht abgeneigt eine förmliche Untersuchung über Wilhelms des Zweiten Unternehmungen anzustellen, aber Friesland hinderte es, und brachte es dahin, daß eine allgemeine Amnestie bewilligt wurde, wodurch indeß sein Andenken eben so sehr beschimpft wurde, als durch ein rechtliches Verfahren.

Die Oranische Partei sahe mit Verdruß diese Einrichtungen machen, die ihrem Interesse so sehr entgegen waren, und eine so unvorhergesehene Umwälzung der Dinge vermehrte die Zahl ihrer Anhänger. Seeland wandte sich an die große Versammlung und schlug den jungen Prin-

zen zum Statthalter vor. Allein die Staaten von Holland, worunter sich die Löwensteinischen Gefangenen befanden, hatten ganz andere Gesinnungen mitgebracht, sie antworteten auf den Vorschlag: „was man mit einem Kinde machen „sollte, das eben so leicht schlecht als gut wer„den könnte; wenn man den Prinzen so früh „wählte, so könnte es ihm wohl gar einfallen, „dies als ein Erbrecht zu betrachten; sie fänden „es aus mehr als einer Ursach bedenklich, einen „Generalkapitän zu wählen, sowohl in Ansehung „der Person als auch des Verwesers desselben; „es sey besser in der Einrichtung des Kriegswe„sens den Juden zu folgen, die 450 Jahr keinen „beständigen Heerführer gehabt, sondern in jedem „Feldzuge einen gewählt hätten, die Römer, „Athener und Lacedämonier hätten es eben so ge„macht, und jetzt thäten es noch die Venetianer, „Schweizer und Genueser.“

Diese Rede fand nicht allgemeinen Beifall und am wenigsten bei den Friesländern und Gröningern. Indeß blieb alles ruhig und die außerordentliche Versammlung ging am 21sten August auseinander, die ordentliche fing wieder an. Alle Landschaften hielten ein feierliches Dankfest, welches der erste Tag der Freiheit der Republik seyn sollte.

Die Oranische Partei war, wie ich schon gesagt habe, mit diesen Einrichtungen nicht zufrieden; ihr Verdruß zeigte sich in einem mißmüthigen äußern Betragen, aufrührerischen Reden, Satyren gegen die Staaten, Bewegungen unter dem Volke, und selbst durch offenbare Revolten. 1653 zogen die Bürger in Dordrecht mit Oranischen Wappenschildern auf die Wache, im Haag sang und blies man das Lied: Wilhelmus von Nassouve *) und zerschoß die Fahnen, worauf nicht das Oranische Wappen stand. Jean van Witt bot seine ganze Kraft gegen diese Partei auf, und ließ durch die Staaten von Holland feierlich erklären, sie wären fest entschlossen bei der gegenwärtigen Verfassung ihrer bürgerlichen Regierung und des Kriegswesens zu Wasser und Lande zu beharren. Indeß fürchtete man eine noch gewaltthätigere Sache von Seiten dieser Parteigänger, als ein neuer Vorfall ihre Hoffnungen vernichtete oder weiter hinaus schob.

Cromwel, ein Name, der die Bewunderung und den Schrecken aller Jahrhunderte erregen wird, verfolgte überall mit Wuth die unglücklichen Entthronten, deren Thron er selbst umge-

*) Dies ist eins von den sogenannten Geuseliedern, die auf Wilhelm I. gemacht waren, jede Strophe fängt mit einem Buchstaben seines Namens an. S. Geuse-Liedbok 44.

stürtzt hatte. Holland, durch Mitleid bewogen, hatte ihnen eine Freistadt gegeben, und seitdem war Holland in Cromwels Augen ein Feind, der keine Aussöhnung zu hoffen hatte. Er übersahe, was neuerlich in diesen Staaten gegen das Haus Oranien geschehen war, und was ihnen gewissermaßen seine Freundschaft hätte erwerben sollen, denn die Regierungsveränderung kündigte ihm an, daß die Provinzen sich künftig allein mit ihrer Wohlfahrt beschäftigen, und der edlen Ehrbegierde, Karl II. wieder auf den Thron zu setzen, entsagen würden. Aber er wollte einen Krieg, um sich fester auf den Trümmern des Throns zu sezzen, und weil ihm ein Angriff auf Spanien oder Frankreich zu bedenklich schien: so wählte er die Niederländer. Er nahm die Ursachen dazu aus Ostindien her, wo sich die Holländer freilich so aufführten, daß ihre Aufführung auch den Angriff einer jeden andern Macht würde gerechtfertigt und Beifall verschafft haben. Cromwels Gesandte erhielten bei der großen Versammlung Audienz. Man bot ihm, wegen der Beleidigungen, worüber er klagte, einige Genugthuung an, man antwortete mit Höflichkeit auf das Anerbieten einer genauern Verbindung beider Republiken, aber man wies seinen Bevollmächtigten, Olivier St. John, mit seiner selbsterfundenen Coalition ab, weil man nicht aus zwei Republiken

eine machen wollte, wobei Holland viel verloren haben würde.

Als St. John nach England zurück gekommen war, so zog er den Cromwel in seine Absichten, und legte dem Parlament die berufene Schiffahrtsakte vor, welche man als den Grund des englischen Seewesens ansehen kann, und die vielleicht mehr, als alle große Thaten Cromwels dazu beigetragen hat, das Andenken dieser Zwischenregierung zu verewigen. Die Kammer beschloß darin:

„daß die Ein- und Ausfuhr aller ausländischen „Kaufmannswaaren allein und ausschließungs„weise durch englische Schiffe geschehen sollte, „und daß keine fremden Fahrzeuge, die eine an„dere Ladung als von Waaren, die in ihrem „Lande einheimisch wären, geladen hätten, in „den englischen Seehäfen aufgenommen wer„den sollten."

Die Seeländer und Holländer, die bis dahin fast ganz allein an der Insel Lauf und Fracht (le Fret et le Cabotage, oder Ausfuhr von Hafen zu Hafen an der Seeküste) gehabt hatten, erkannten leicht aus dieser Akte, was England für einen Vorsatz habe, und daß wohl bald ein Krieg ausbrechen würde. Sie schickten Gesandte mit reichen Geschenken an den Protektor, aber er schlug die letztern aus, und wies

die erstern an eine besonders ernannte Kommission. England forderte das Recht zu fischen und die Herrschaft des Meeres zurück, und der Admiral Blake erhielt Befehl, zu begehren, daß die holländischen Admirale vor ihm die Seegel streichen sollten. Sein Treffen mit dem Tromp war von beiden Seiten das Zeichen zum Bruch. Man bewaffnete sich von beiden Seiten, und es gibt vielleicht keinen Krieg, der mit mehr Heftigkeit anfieng, und wo jeder Theil sich so viel Mühe gab, zu beweisen, daß er nicht der angreifende Theil sey; kein Krieg, der mit mehr Kunst, Zusammenhang und Einsicht der Kabineter geführt ist, als dieser Krieg durch die Häupter der beiden Republiken.

Es ist interessant, diese beiden Männer neben einander zu stellen. Alles schien gleich bei ihnen zu seyn; ihre Geburt, die mittelmäßig, ihre Kenntnisse, die ausgebreitet, ihre Gesundheit, die unzerstörbar, ihre Arbeit, die anhaltend, ihre Dienste, die unzählbar, ihr Ansehen, das allgemein, und ihre Autorität, die unermeßlich war, und doch glichen sie sich wenig. Cromwel war durch Blut, Hochverrath und Meineid zu Ehren gekommen; Jean van Witt durch Talente, Dienste und Erfahrung. Der Protektor war kühn, unruhig, geboren, wie es schien, um die Welt zu verändern; der Großpensionär war ein

Feind der Unterdrückung, der Uneinigkeit und Gewaltthätigkeit. Der erste nutzte zur Vergrößerung seines Glück seine Verbindungen, sein Vaterland und die Religion; der Andere, ohne sein Interesse zu vernachläßigen, ehrte seine Freunde, sein Vaterland und seinen Gott. Cromwel besaß einen Stolz, einen Uebermuth, der alles niederbeugte und sich allem widersetzte; Witt hingegen eine Würde, eine natürliche Autorität, die alles vermochte und der nichts widerstand. Der Engländer war gleich geschickt, die Absichten Anderer zu durchschauen, und die seinigen zu verbergen; er war um desto undurchdringlicher, je mehr er öffentlich Aufrichtigkeit und Freiheit vorgab; der Holländer, auch gewandt, ohne ein Betrüger zu seyn, verbarg unter einem leichten, gefälligen und natürlichen Anstande, die ausgebreitetsten Plane, wozu ihm die 100,000 Gulden, die jährlich zur Unterhaltung geheimer Verständnisse bestimmt waren, den Stoff hergaben. Dem Protektor fehlte nichts als ein Sohn, der fähig war, ihm zu folgen, und dem Glück des Großpensionär hatte der Tod einen Sohn geraubt, der seiner würdig war. —

Von diesen beiden Nebenbuhlern mußte der am besten Unterstützte den Vortheil davon tragen, und Cromwel hatte ihn. Vier große Treffen zwischen den Seehelden Tromp und Blake,

Ruyter

Ruyter und Aiskow vermehrten den Haß beider Parteien und verursachten in den Provinzen eine außerordentliche Gährung. Der vertriebene Karl II. wollte aus diesen Umständen Vortheile für sich ziehen, und ließ den Generalstaaten anbieten, daß er sich auf ihre Flotte begeben und seine Sache, und seine Anhänger in England, mit der ihrigen vereinigen wolle. Der Antrag fand Beifall, allein Witt widersetzte sich und brachte es dahin, daß so gar ein Schluß gemacht wurde, welcher jeder hohen Person den Eintritt in die Republik, ohne ausdrückliche Erlaubniß, untersagte. Cromwel verstand den Pensionair sehr gut, daß er nicht so wohl aus Achtung gegen ihn, als um der Oranischen Partei kein neues Haupt zu geben, jenen Antrag verworfen hatte, und ließ von seinem Unwillen etwas nach. Unterdeß wurde der Pöbel in den Niederlanden unruhig über den bevorstehenden zweiten Seezug, weil das erste Jahr dieses Krieges ungeheure Summen gekostet hatte, und schrie laut nach einem Statthalter. Cromwel fing selbst an für den Witt zu fürchten, durch dessen Untergang die Oranische Partei gewiß triumphiren würde, und ließ ihm insgeheim Nachricht geben, daß er zum Frieden geneigt sey. Auf Witts Betrieb demüthigte sich die Provinz Holland, und die stolzen Engländer hatten die Unverschämtheit dieses „unterthä-

„nige Bittschreiben der Staaten von „Holland an das Parlament in Eng„land um den Frieden“ drucken zu lassen. Aber dies empörte alle Provinzen, und alle beschlossen eine Allianz mit Frankreich wider England zu machen. Cromwel mußte sich entschuldigen und die Unterhandlungen sogleich anfangen. Die Generalstaaten beschlossen eine Gesandschaft nach England zu schicken, und Witt wußte die schon dazu bestimmten Anhänger des Oranischen Hauses davon auszuschließen, und ihre Stellen durch zwei seiner Freunde, Beverning und Nieuport, zu ersetzen.

Cromwel forderte, als eine Hauptbedingung des Friedens, daß das Haus Oranien von allen Würden in der Republik ausgeschlossen werden sollte. Dies machte außerordentliches Aufsehen in den Provinzen, und die Oranische Partei bot alles auf, sich dagegen zu setzen. Allein Cromwel bestand auf seiner Forderung, sey es nun, daß er in der That die Bewegungen in den Niederlanden zum Vortheil Karls des Zweiten fürchtete, oder daß ihm Witt dies selbst hatte an die Hand gegeben. Ich lasse übrigens auch einem jeden die Freiheit damit zu vergleichen, was der Graf von Guiche *) sagt, daß Cromwel eigentlich für sich

*) In seinen Memoir. Introd. p. 36.

das Haus Oranien nicht ganz habe verderben, sondern nur herabwürdigen wollen, um den Republikanern etwas zu thun zu lassen, und sie dadurch sorgsamer zu machen ihm nicht zu mißfallen.

Als diese Sache in den Generalstaaten verhandelt werden sollte: so zog van Witt einen Brief von Beverning und Nieuport hervor, und verlangte, daß alle Mitglieder eidlich Verschwiegenheit angeloben sollten, über das, was er ihnen zu entdecken habe. Man schwur auf das eilfertigste; die Neugierde unterdrückte die Ueberlegung. Darauf las er ganz traurig, daß der Protektor wiederum darauf gefallen sey, zu verlangen, daß der Prinz von der Statthalterschaft ausgeschlossen würde, und daß ohne diese Bedingung kein Friede zu erhalten sey. Alle Mitglieder erstaunten über den Vorschlag, und die darum wußten, schienen noch mehr erstaunt zu seyn als die andern, sie schrien lebhaft gegen die Ausschliessung, die sie im Herzen wünschten, und endigten in ihren Meinungen zu Gunsten derselben, weil man keinen Frieden haben konnte als für diesen Preis. Zorn, Verdruß und Furcht hatte sich in der ganzen Versammlung ausgebreitet. „Sind wir dahin gekommen, sagten die von der entgegengesetzten Meinung, Gesetze von Cromwel annehmen zu müssen! Soll er nach Belieben unsere

Regierungsform ändern können! Ist es gerecht, undankbar gegen eine Familie zu seyn, die den Grund unserer Republik gelegt hat!"

Witt wandte alle Kräfte an die Stimmen für die Ausschließung zu vereinigen, und bestand darauf, daß man einen entscheidenden Schluß fassen müsse. Er wollte die Stimmen sammlen, ging in ein Nebenzimmer und brachte die daselbst in Eile aufgesetzte Akte heraus. Vierzehn Stimmen erklärten sich gleich dafür, und der Graf von Brederode, Onkel Wilhelms des Dritten, war der Erste, der seine Stimme dafür gab, er war aber Feldmarschall und hatte einen Statthalter zu fürchten. Nur fünf Stimmen waren dawider. Die Ausschliessungsakte wurde nach London geschickt mit dem ausdrücklichen Befehl an Beverning und Nieuport: „sie nur im äußersten Nothfall zu übergeben, wenn Cromwel auf keine Weise von dieser gehässigen Forderung abzubringen wäre."

Cromwel war von allem unterrichtet, und die Gesandten thaten ihm die Ehre an, dies seinem besondern Divinationsvermögen zuzuschreiben. Er bestand auf seiner Forderung; die Akte wurde ihm gegeben und der Friede geschlossen. — Dies war das Werk der Provinz Holland, die übrigen waren sehr unzufrieden darüber. Holland

hatte gegen die Union gefehlt, nach welcher ein Glied allein nicht mit dem Feinde unterhandeln konnte, aber Cromwel und die Löwensteinische Partei hatten ihren Haß vereinigt, und die Oranier wurden mit ihren wohlgegründeten Einwürfen unterdrückt.

Witt hatte den üblen Schein von sich abwenden wollen und an den Beverning geschrieben, alles anzuwenden, um den Protektor für das Haus Oranien zu gewinnen, und glaubte sich nun durch diese großmüthige Handlung gerechtfertigt, und trotzte dem Geschrei der Gegner, den Klagen des Volks und dem Schelten der Prediger. Er hatte den Frieden erhalten und die Ueberlegenheit seiner Partei festgesetzt. *)

Diese berühmte Ausschliessungsakte enthält folgendes:

„Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen sollten niemals den Prinzen von Oranien, „oder einen seiner Nachkommen, zum Statthalter der Republik annehmen, noch zum ersten Präsidenten im Staatsrathe, noch zum „Generalkapitän der Armeen zu Lande, noch „zum besondern Gouverneur irgend einer Provinz, Festung oder anderer Plätze, welche

*) Lettres de Witt T. V. Aitzema T. III. Resol. Holl. 5 Aug. 1654.

„sie auch wären, noch zum Admiralgeneral, „Viceadmiral, Contreadmiral oder Schiffska„pitän; sie sollen sich thätig allem widersetzen, „was der Prinz selbst oder seine Partei vorneh„men möchte, um ihm eine Stelle zu ver„schaffen.

Diese wichtige Sache ist etwas in Dunkel gehüllt und spricht eben nicht sehr zum Vortheil des de Witt. Sein Benehmen dabei, das Furcht oder Haß gegen das Haus Oranien zum Grunde haben mag, scheint die Beschuldigung seiner Feinde, und die Klagen des Volks, zu rechtfertigen. Man hat geglaubt und mit Gründen zu behaupten gesucht, daß er dem Cromwel die Idee dazu angegeben, und daß dieser listige Staatsmann den Werth der Sache für sich selbst sehr gut eingesehen habe. Als die sechs Provinzen gegen die Ausschließung sprachen, schrieb Wilhelms Mutter an Cromwel, und soll zur Antwort erhalten haben: daß die Staaten von Holland ihn auf diesen Gedanken gebracht hätten. *) Cromwel scheint sich auch aus dieser Urkunde, die ohne Vorwissen der allgemeinen Staaten nach England geschickt war, nicht viel gemacht zu haben, und es ist merkwürdig, daß man sie nach seinem Tode nicht unter seinen Papieren fand.

*) Memoir. du C. de Guiche in der Introd.

Auf der andern Seite versicherten die Gesandten Beverning und Nieuport eidlich, daß weder sie, noch sonst jemand, mit ihrem Wissen, dem Protektor an die Hand gegeben habe, die Ausschließung des Prinzen von Oranien zu fordern. Beverning vergaß, daß Witt hundert andere Wege hätte zum Cromwel zu gelangen, und berief sich auf den Protektor selbst, der am 6ten Januar 1654 sich schon darüber erklärt hätte, denn er habe zu ihm gesagt: „Die englische Regierung könne nie des Friedens mit den vereinigten Niederlanden versichert seyn, so lange sie befürchten müsse, die Verwaltung der Regierungs- und Kriegsgeschäfte in den Händen eines Prinzen zu sehen, der so nahe mit demjenigen (Karl II.) verwandt sey, der schon den Titel König von England angenommen habe, und daß den Staaten selbst daran gelegen seyn müsse, wegen des Hauses Oranien beruhigt zu seyn. Er zweifele auch nicht, daß dies die Meinung der Staaten sey, weil man ihm schon längst einen ihrer Schlüße über diese Sache gezeigt habe, der eine starke und freie Sprache führe; er wolle sich damit begnügen, wenn die Staaten von Holland versprächen, bei diesem Entschlusse zu bleiben, denn er sähe voraus, daß es langwierig seyn würde, alle besondere Provinzen zur Einwilligung zu bringen.“

Diese Rede des Cromwel spricht selbst sehr stark gegen den van Witt. Da nun der Friede auch übrigens sehr nachtheilig für die Republik war: so merkten die Provinzen um desto mehr, daß man um jener Akte willen Schande und Schaden über sie gebracht habe, und sie betrogen sich eben nicht in Ansehung der Aufführung des Pensionarius. Der Kurfürst von Brandenburg und die verwittweten Prinzessinnen von Oranien thaten Vorstellungen, Seeland protestirte, und mehrere Städte verlangten, daß man die Gesandten zur Verantwortung ziehen sollte, und gaben die stärksten Erklärungen wider die Ausschließungsakte ein. Aber die Staaten von Holland vertheidigten öffentlich ihren Pensionair in einer Schrift, die sie Deduktion nannten. Bald machte die Süßigkeit des Friedens, daß das Volk seine Beschwerden gegen den, der ihn verschafft hatte, vergaß. Die republikanische Parthei herrschte ohne Widerspruch, obgleich eine neue Begebenheit nöthig war, um die Gemüther zur Einstimmigkeit in diesem Punkt der Ausschließung zu bringen. Sie erfolgte bald.

Europa war im Kriege, Dänemark und Schweden, Schweden und Polen und Brandenburg, Frankreich und Spanien, die Niederlande und Portugall kämpften mit und gegen einander.

Diese Unruhen endigten sich durch berühmte Friedensschlüße in den Pyrenäen und in Oliva. England kämpfte mit sich selbst, und Karl der Zweite bestieg den Thron, den er durch Trägheit und Wollüste verächtlich machte. Bei seiner Abreise aus den Niederlanden empfahl er den Staaten den Prinzen von Oranien, weil er des Friedens nicht gesichert zu seyn glaubte, so lange Witt am Ruder wäre. Indeß schloß er mit ihnen ein Freundschaftsbündniß; die Ausschließungsakte wurde zwar widerrufen, aber Witt sicherte sich für die Zukunft; er sahe diese Widerrufung als ein nichtsbedeutendes Kompliment der Staaten gegen den König an. Die Akte wurde nicht verunehrt und die Urheber derselben nicht beschimpft. Man erklärte sich nur, daß, da es jetzt keine englische Republik mehr gäbe, man aufhörte, die Verbindlichkeit zu halten, welche man mit ihr einzugehen genöthigt gewesen wäre.

Die Wiederherstellung Karls auf den englischen Thron und seine Theilnahme an dem jungen Wilhelm begeisterte die oranische Partei. Die beiden verwittweten Prinzessinnen von Oranien, und die Provinz Seeland brachten sogar bei den Generalstaaten in Vorschlag, die Statthalterschaft zum Besten des Prinzen wieder zu erneuern, und vier Provinzen schienen ihn anzunehmen. Witt

half sich mit der Jugend des Prinzen und vertröstete ihn bis er sein achtzehntes Jahr würde zurückgelegt haben. Die andern Deputirten gaben dieser bescheidenen Meinung ihren Beifall, und die Prinzessinnen mußten die Hoffnung aufgeben, bis dahin etwas weiter zu unternehmen. Wilhelms Mutter verlangte indeß von den Staaten von Holland, daß sie die Erziehung des Prinzen übernehmen möchten. Witt sahe das Gefährliche einer solchen Adoption, und wich ihr aus. Die Prinzessinn verdoppelte ihr Ansuchen, und schon hatte sie den ganzen Adel gewonnen, als sie eine Reise nach England unternahm, um mit ihrem königlichen Bruder die Ausführung ihres Plans zu verabreden. Ihr Tod in London rettete den Pensionarius aus einer verdrießlichen Sache, und ihr Testament vereitelte die Zubereitungen, welche sie zur Beförderung ihres Sohns gemacht hatte.

Karl wurde den Staaten verdächtig, sobald er nach dem letzten Willen seiner Schwester die Vormundschaft über den jungen Prinzen übernahm, denn er machte nun die Angelegenheit seines Pupillen zu seiner Sache. Witt aber wußte, durch die Großmutter Wilhelms, Karln zu besänftigen, sie mußte ihn bitten bis auf das achtzehnte Jahr des Prinzen zu warten. Die Prin-

zessinn trug hierauf nochmals den Staaten die Vormundschaft an, aber auch dies lehnte der Pensionär ab, weil es unschicklich sey, hierin mit dem Könige zu konkurriren, ohne von ihm darum ersucht zu seyn. Endlich hatte Witt das Glück, Seeland genauer mit Holland zu verbinden und den Schluß durchzusetzen: „keinen Statthalter zu erkennen, der nicht den Beifall beider Provinzen habe.“ — Nun hörte Witt auf die Oranier weiter zu fürchten. Karl erneuerte die Allianz, und fand ihn dadurch nicht gefälliger; er drohete mit dem Kriege, und konnte ihn nicht bewegen. Je mehr Haß er gegen den Republikaner zeigte, je mehr Ursach gab er Frankreich, die Verbindung mit den Provinzen der seinigen vorzuziehen.

Unterdeß waren wieder ein paar theologische Streiter aufgetreten, von welchen man dieselben Einflüsse als ehemals bei dem Gomarus und Arminius befürchten mußte. *) Coccejus und Voetius theilten wieder die religiösen Meinungen in der Republik, aber die Politik der Republikaner feuerte sie diesmal an, und unterhielt den Streit, wovon sich die oranische Partei vergeblich große Vortheile versprach. Sie merkten nicht, daß ihre Widersacher, durch die Vorstellung des Beispiels vergangener Zeiten, ihre Partei durch

*) Staatsgeschichte von einem Jahrhundert 1 Th. 519. S.

alle diejenigen verstärkten, welche zwischen Moritz und Barneveld eine Gleichgültigkeit beobachtet hatten; sie sahen nicht, daß alle, welche die Freiheit liebten, sich gegen eine Partei vereinigen würden, welche sich ehemals dieses Mittels mit Glück bedient hatten, um sie zu unterdrücken. Die Coccejaner, für welche sich Witt erklärte, hatten die meisten Anhänger, und die Republikaner zogen auch den größten Theil der aufrührerischen Prediger, die bis dahin ihre Feinde waren, auf ihre Seite.

Karl beschloß endlich durch die Waffen die Republik zu zwingen, ihm seinen Feind aufzuopfern. Der Krieg brach aus 1665, und schien die Plane der Oranier zu vereiteln, weil Frankreich sich wenigstens zweideutig für die Republikaner erklärte, aber er bestärkte sie. Bis in den Busen von Holland war ein verruchtes Komplott gestiftet um die englischen Waffen zu begünstigen.*) Die Verschwornen waren überzeugt, daß klug ausgeführte Streiche die Regierung verächtlich machen würden, und daß sie dadurch zum Vortheil ihres Idols Veränderungen vornehmen könnten. Der Großpensionär war auf alles aufmerksam; er muthmaßte diese Verrätherei, entdeckte sie, machte sie öffentlich bekannt, bestrafte sie, und theilte weislich seine Furcht den übrigen Mitgliedern der Staaten mit. Buat, dessen

*) Raynal. hist. du Stadhouderat.

verdächtige Korrespondenz entdeckt war, wurde enthauptet; zwei seiner Freunde, Kievit und Horst, fanden ihre Rettung in der Flucht. Die Staaten erschraken über die Gefahr, worin sie gefallen waren, aber noch hatte sie Witt nicht dahin, wohin er sie haben wollte.

Der Krieg wurde fortgeführt, und Witt hatte so gar die Kühnheit, den Türenne zum General in Vorschlag zu bringen und den jungen Wilhelm durch Ludewig XIV. aus dem Lande verweisen zu lassen. Diesen Streichen wichen die Oranier aus, und bewogen Karln zum Frieden. Er schloß ihn zu Breda, ohne irgend einen Artikel, der die innere Regierung der Republik anging, einzuschalten.

Witt fühlte jetzt mehr als jemals, daß die Widerrufung der Ausschließungsakte der Republik nachtheilig sey; er bot alle Kräfte seines viel umfassenden Geistes auf, um alles zu vereinigen, dem letzten Streiche, welchen er den Oraniern versetzen wollte, die Hand zu reichen. Eine Akte der Einstimmigkeit sollte seine vieljährigen Bemühungen krönen, und der geliebten Republik, Ruhe und Sicherheit von innen verschaffen. Mit einem unerschütterlichen Muthe, mit ängstlicher Vorsicht und Bedächtigkeit ging er an sein Werk. Wenn der Erfolg nicht ganz der Weisheit ent-

sprach: so muß man dies andern Umständen zuschreiben, die außer dem Gesichtspunkte menschlicher Weisheit liegen. Witt hatte vorbereitet, die Hindernisse berechnet und die Mittel überdacht, sie zu entfernen. Er sah, was er für einen Feind vor sich hatte, aber er fühlte auch seine eigene Kraft. Nur eine Begebenheit, nur eine kühne Unternehmung des Prinzen, den er unterdrücken wollte, vereitelte, nicht seinen Plan, wohl aber die gehofften Folgen desselben. Die Sache hat viel Interesse; ich will sie also kurz darstellen.

Die Prinzessin Großmutter nahm das Mitleid der Staaten in Anspruch, indem sie ihren Pupillen als einen Waisen darstellte, der um Erhaltung und Erziehung flehete. Die Republikaner vermochten nicht dieser Bitte zu widerstehen, und selbst Witt sahe sich genöthigt zu bekennen, daß es billig und nützlich sey, die Sorge für die Erziehung des Prinzen zu übernehmen. Er selbst wurde der Erste von den Hofmeistern. Ein anderer junger Prinz von weniger niedergeschlagener Gemüthsart, und von einem lebhaftern Geiste, möchte vielleicht die ersten Begriffe und Eindrücke mit denen vertauscht haben, die Witt ihm einzuflößen suchte. Aber hier war es zu spät. Witt sahe selbst gar bald die Unmöglichkeit ein, ihn in seine Grundsätze einweihen zu können, er

gab sich indeß doch alle Mühe, ihn zu überreden, von den Ansprüchen auf die Vorzüge seiner Väter abzustehen, er entriß ihm alles, was ihm, in dem Vorhaben, dieselben zu erlangen, hätte bestätigen oder behülflich seyn können. Man machte eine gänzliche Veränderung in dem Hause des Prinzen, man nahm ihm die Bedienten, die wegen ihres Verstandes und Herzens verdächtig schienen, und entfernte besonders alle Engländer. Wilhelm war ganz der Willkühr seines Feindes überlassen. Aber dies wurde auch der Grund seiner Erhebung. Die Prinzessin hatte eine Handlung von großer Klugheit unternommen, indem sie ihre eigene Partei entwaffnete, denn da man jetzt wegen der Tripelallianz einer Armee bedurfte; so stimmten sogleich fünf Provinzen für die Erhebung des Pupillen des Staats zum obersten Feldherrn.

Witt gerieth darüber in die äußerste Verlegenheit. Sein Plan, den Türenne zu rufen, war vereitelt und jetzt gar keine Hoffnung dazu vorhanden, weil man sich gegen Frankreich sichern wollte. Er begriff, daß Wilhelm spät oder frühe, zu den hohen Würden seiner Vorfahren gelangen würde, wenn nicht die Oranische und Löwensteinische Partei gänzlich getrennt würden. Er entwarf ein Dekret, daß künftig die Statthalterschaft und die

oberste Befehlshaberwürde über die Armee unverträglich in einer Person seyn sollten; die Prinzen von Oranien und Nassau sollten sich eidlich verbindlich machen, niemals nach dieser Vereinigung zu trachten, oder sie anzunehmen. — Um den ersten Einwürfen zuvor zu kommen, fügte er den Vorschlag hinzu, dem Prinzen Sitz und Stimme im Staatsrathe zu geben, und ihn dadurch zu Geschäften zu bilden, und damit er befehlen und gehorchen lernte, ohne beides selbst zu thun; so sollte er den Deputirten, die den Anführern zu Aufsehern dienten, zugesellt werden.

Dieser boshafte Entwurf verursachte wieder Bewegungen unter den Freunden des Oranischen Hauses. Die eifrigsten Republikaner hingegen sahen ihn als ein Meisterstück der Klugheit an, weil er ein Mitglied von dem Staatskörper entfernte, das nicht an seinem Platze stehen konnte, ohne die andern zu drücken. Die bescheidenern Republikaner, in welchen die Liebe zur Freiheit, die Dankbarkeit für die Erwerber dieser Freiheit nicht unterdrückte, sahen mit Unwillen die Erben Wilhelms unter den Haufen der Unterthanen der Republik geworfen. Diejenigen, die ihre Augen und Betrachtungen auf die Zukunft richteten, zitterten bei dem Anblick der innerlichen unvermeidlichen Spaltungen, die eine beständige Vakanz

der

der Statthalterschaft und also auch des Schiedsrichteramts in den Provinzen, zur Folge haben würde. Kurz, alle die nicht von dem Geiste der Parteilichkeit und des Ehrgeizes geblendet waren, sahen, daß sich durch die Begünstigung dieses neuen Gesetzes eine Oligarchie bilden würde, und daß fünf oder sechs wirkliche Tyrannen mehr zu fürchten wären, als ein Beamter, von welchem man vielleicht mit Unrecht befürchtete, sich in ihm einen Herrn zu geben.

Holland allein hing an seinem Pensionar, der seine Kunstgriffe mit so vieler Lebhaftigkeit anwandte, daß er, in einem Zeitraum vom Julius bis zum December 1667, die Gültigkeit dieses Gesetzes bei der Versammlung der Staaten von Holland erhielt. Ich gebe hier meinen Lesern den Inhalt dieses berühmten beständigen Edikts, oder der Akte der Einstimmigkeit.

„Nach einer reifen Untersuchung nimmt die „Provinz Holland, zur Erhaltung ihrer „Freiheit und Ruhe, als ein unwiderrufliches Gesetz an: daß das Recht in den „Adelstand aufzunehmen, dem Adel selbst in „Corpore mit Ausschließung aller andern; „und die Ernennung der Magistratspersonen, „den Städten, nach ihren alten Privilegien,

„zustehen soll; daß alle Beförderungen in „der bürgerlichen Regierung und im Kriegs„wesen in Ewigkeit zur fernern Disposition „der Staaten verbleiben, und daß Holland „niemals zulassen, sondern sich auch alle „Mühe geben werde, die übrigen Provinzen „dahin zu bewegen niemals zu erlauben, „daß die Stelle eines General„Kapitäns mit der Stelle eines „Statthalters in einer Person zu„sammen kommen sollten; daß sie „von jetzt an und auf immer, die „Würde eines Statthalters ab„schaffe, indem sie einen Ausschuß, als „die Verweser von ihren Edelmögenden, so „wohl auf die Zeiten, wenn keine Versamm„lung der Staaten statt findet, als auch „wenn die Angelegenheiten eine besondere „Aufmerksamkeit erfordern werden, errichte; „daß alle Edle, alle Obrigkeiten, alle Glie„der des Staats einen Eid schwören sollen, „gegen und wider jedermann diesen gegen„wärtigen Schluß zu behaupten; daß der „Kapitän-General, Admiral der Provinz „bei dem Antritte seines Amtes feierlich be„schwören soll: niemals nach der Statt„halterschaft zu trachten oder sie „anzunehmen.“

Die Oranische Partei erstaunte über diesen Schluß, der Wilhelmen auf ewig von der Statthalterschaft, besonders in Holland, ausschloß. Witt hielt nun seine Absichten, dies Haus zu erniedrigen, für völlig erreicht. Der König von England schien gleichgültig gegen seinen Neffen und unterbrach die Unterhandlungen wegen der dreifachen Allianz gegen Frankreich nicht. Er ließ weder Verdruß noch Mitleid merken, und man konnte sich einbilden, daß er das Uebel für unheilbar hielt. Die übrigen Provinzen weigerten sich zwar dieser Akte beizutreten, aber sie ergriffen keine Maaßregeln Holland zu nöthigen, der Mehrheit der Stimmen nachzugeben. Die Oranier erschracken über den Eid, den Wilhelm selbst leisten mußte, und wodurch er sich der Mittel beraubte, welche seine Väter erhoben hatten. — Witt unternahm es selbst den Prinzen von diesem, für ihn so nachtheiligen Schlusse, zu unterrichten, und machte ihm diesen Unterricht noch bitterer durch die Klagen über seinen Vater und durch harte Vorschriften seines künftigen Betragens.

Wilhelm hörte ihn an mit seiner natürlichen Kaltblütigkeit und Verstellung, die ihn unausforschlich machte, und hielt seine Klagen zurück, aber er betrog den Staatsmann durch einen herrlichen Streich, der ihn aus seiner Dunkelheit

hervorzog. Unter dem Vorwande in der Gegend von Breda auf die Jagd zu gehen, entwischte er seinen Aufsehern, und nach einigen Tagen erschien er in Middelburg, wo schon alles abgeredet war, ihn in die Rechte des ersten Edeln von Seeland zu setzen. Seine Großmutter erklärte ihn für mündig, und nun nahm er seinen Platz in den Staaten von Seeland ein. Die Generalstaaten erschracken, als sie von ihm die Anzeige erhielten, daß er jetzt das Recht erlangt habe, in den Staatsrath einzutreten. Dieser kühne und glückliche Schritt, der dem ältesten Staatsmanne würde Ehre gemacht haben, vereitelte die zehnjährigen Zubereitungen seiner Feinde, und setzte ihn in eine Gleichheit des Ansehens mit ihnen. Friesland und Gröningen ließen sogleich ein Umlaufschreiben an die andern Provinzen wider das beständige Edikt ergehen.

Witt hätte eilen sollen, sich mit einem Feinde auszusöhnen, der ihm jetzt noch diese Aussöhnung als Wohlthat anrechnen konnte; aber der Republikaner ließ sich weder durch Vortheil noch durch Nothwendigkeit bewegen, seinem Grundsatze untreu zu werden. Er hatte große Hülfsmittel, aber er hielt sie für größer, als sie wirklich waren. Er stützte sich auf seine große Maxime von der besondern unumschränkten Gewalt

einer jeden Provinz, und ließ durch die Staaten von Holland beschließen: „daß sie die besondern „Statthalter einer oder mehrerer Provinzen nicht „zu dem Staatsrathe lassen würden, und wenn „auch alle übrigen Provinzen anderer Meinung „wären.“ Die oranische Partei erhob sich vergebens gegen dies Dekret. Zugleich nahm jetzt Utrecht das beständige Edikt an, und ließ es von allen Magistratspersonen beschwören. Geldern und Oberyssel thaten dasselbe. Nun glaubte Witt, daß ihn die Ueberlegenheit über alle Maaßregeln hinaussetze, und der strenge Staatsmann, der sich weder Doppelzüngigkeit noch Verstellung erlaubte, schämte sich doch nicht, sich mit einer Staatsregel zu waffnen, die er schlechterdings verworfen hatte, als sie ihm seine Gegner entgegensetzten. Als er die Mehrheit der Provinzen für sein beständiges Edikt erlangt hatte, so behauptete er, was er bisher geleugnet hatte, daß diese Mehrheit ein Gesetz für die drei andern Provinzen ausmache, daß man die Union vernichte und gegen das allgemeine Interesse fehle, wenn man ihnen das Recht, sich Statthalter vorzubehalten, einräumen wollte. Wäre man ihm ganz gefolgt, so würden sich vier Provinzen gegen drei als Rebellen bewaffnet haben. Am merkwürdigsten hierbei ist, daß man ihm seine grobe Unbeständigkeit nicht vorwarf. Bis auf das Jahr

1670 schien die Herrschaft der Republikaner fest-zustehen. Beide Parteien kämpften aus allen Kräften gegen einander, und die oranische trug endlich den Sieg davon. Die Löwensteiner oder die Anhänger Witts gingen so weit, daß sie in ihrer Ueberlegung schwankten: „ob es nicht besser „sey, sich dem Könige von Frankreich zu unter-„werfen, als dem Prinzen von Oranien zu ge-„horchen."

Zwei Freunde Witts, Beverning und Beuning, überließen ihn seiner Halsstarrigkeit, und gingen zur andern Partei über, um dem sicher bevorstehenden Schiffbruche zu entfliehen. Durch ihre Bemühungen trat Wilhelm in den Staatsrath; durch ihr Ansehen wurde er mit einer Gesandtschaft nach England geschickt, um den wankenden Karl in der Trippelallianz zu erhalten, durch ihre Ueberredungen mußte Witt seine Einwilligung geben den Prinzen zum Generalkapitän der zu errichtenden Armee zu ernennen. Das Volk forderte dies, und Witt that es, seinem Charakter gemäß, mit Widerwillen, und mit vielen Einschränkungen für den Prinzen. Seine Bestallung sollte nur ein Jahr gültig seyn. Wilhelm nahm sie an in der Hoffnung, daß sich die Soldaten bald gewöhnen würden, ihn als General für den Einzigen zu halten, dem sie Gehorsam zu leisten schuldig wären.

Dies war die Lage der vereinigten Provinzen, als Ludewig, der Vierzehnte, auf dem Schauplatze des Krieges als Eroberer auftrat. Dieser Monarch, dessen Name so gleich eine Idee in dem Geiste herbeiführt, die niemals in den Charakteren, die man von ihm gezeichnet hat, ausgefüllt wird, brachte den Krieg in die Niederlande, um die zweideutigen Rechte seiner Gemahlin Maria Theresia, aus dem Oesterreichisch-Spanischen Hause, geltend zu machen. Spanien, sonst so furchtbar für Europa durch seine Politik und durch seine Macht, war zu der Zeit, wovon ich rede, nicht einmal der Schatten mehr von dem, was es gewesen war. Nachdem es eine lange Zeit andern Staaten Eifersucht eingeflößt hatte, so flößte es ihnen jetzt Mitleid ein. Regiert von einer schwachen Königin und ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Nithard, den die beste aller Schulen nicht hatte zum Staatsmanne bilden können, befand sich dies Reich in einer Schwachheit, die seinen Untergang ankündigte. Die Minister, die bis dahin die Seele der Geschäfte gewesen waren, beschäftigten sich jetzt mit nichts als kleinen Hofintriguen, und den Vorzügen ihrer Stellen oder ihres Ranges, wie kleine Geister zu thun pflegen. Die Gesandten, sonst gewohnt alle Kabinete der Mächte zu regieren, zu welchen sie geschickt wurden, sahen sich dahin zurückgebracht, sich

um die Unterstützung der kleinsten Minister auf eine erniedrigende Art zu bemühen, und die Eroberer und Besitzer von Amerika wußten nicht mehr, wovon sie Armeen errichten, und noch vielweniger, wovon sie dieselben bezahlen sollten.

Die Franzosen, gewohnt die größten Hindernisse zu übersteigen, triumphirten ohne Anstrengung über einen Feind, den ich eben geschildert habe. Ihre Siege und Eroberungen waren zahlreich und schnell in einem so wenig befestigten, und noch schlechter vertheidigten Lande. Holland beunruhigt durch seine Grenzen, schloß mit England und Schweden eine dreifache Verbindung, nöthig für Spanien, dessen Provinzen sie sicherte, und traurig für Frankreich, dessen Plane sie vereitelte. Sie thaten noch mehr, sie beleidigten ihre alten Beschützer durch Medaillen, die ihr Magistrat schlagen ließ, durch Satiren, die ihre Schriftsteller herausgaben, und durch Gespräche, die ihre Gesandten hielten. Die hochklingende Aufschrift dieser Münze:

„daß sie Königen beigestanden, sie beschützt
„und versöhnt, die Freiheit des Meers be-
„hauptet, und die Ruhe in Europa wieder
„hergestellt hätten;"

beleidigte den Stolz der Könige, selbst derer, die mit ihnen verbunden waren.

Ludewig der Vierzehnte, geliebt von seinen Unterthanen, gefürchtet von seinen Feinden, geachtet von seinen Bundesgenossen, und bewundert von der ganzen Welt, konnte nicht ohne Unwillen den Stolz der Niederländer sehen. Er verschob nur seine Rache auf einige Zeit, um sie schrecklicher ausbrechen zu lassen. Sie zeigte sich endlich durch wunderbare Begebenheiten, deren Andenken, so lange als die Geschichte selbst, dauren wird.

Frankreich und England wurden aus Feinden Freunde. Ein Weib vernichtete das dreifache Bündniß und führte dadurch den Krieg zu Wasser und zu Lande über die Niederlande herauf. Ludewig fand Gründe sich zu rechtfertigen, wie man sie oft in Staatsräthen finden mag, die alle weiter nichts sagten, als: „ich bin euch böse, weil ihr meine Absichten auf die spanischen Niederlande vernichtet habt.“ Karl war offenherzig genug zu gestehen, daß er Lust habe die stolzen Republikaner zu bekriegen, weil sie ihre Flaggen nicht vor der seinigen streichen wollten. Auch Schweden verließ sie, und nur Spanien und Brandenburg blieben treu.

Alle Jahrhunderte werden sich erinnern, daß sich die Franzosen 1672 an den Ufern des Rheins zeigten, daß sie ihn stolz durchschwammen im

Angesicht eines Feindes, der sich mit Ruhe verschanzt hatte, daß sie gefangen nahmen oder zerstörten alles, was sich ihrem siegreichen Marsche widersetzte, daß Städte, die für unüberwindlich gehalten wurden, auf den bloßen Namen der Sieger die Thore öffneten, daß drei von den sieben Provinzen in eben so weniger Zeit unterjocht wurden, als man kaum nöthig hatte sie zu durchziehen, und daß die ganze Republik in weniger als zwei Monaten die Beute der Eroberer würde gewesen seyn, wenn sie eben solche Aufführung als Stärke gehabt hätten.

Wilhelm stand mit kaum 20,000 Mann bei Arnheim und Schenkenschanz, und konnte diesen bei Tolhuis unternommenen, von Französischen Dichtern und Geschichtsschreibern verewigten, Uebergang nicht hindern.

Anstatt auf Muyden mit der größten Hälfte seiner Stärke zu gehen, was entscheidend gewesen wäre wegen der vielen Schleusen, die Amsterdam retteten und Ludewigs Siege aufhielten, schickte er den Marquis von Rochefort mit 500 Pferden dahin, der den Paß verfehlte. Man hielt sich dabei auf, die Plätze an der Yssel wegzunehmen, während daß man hätte in des Herz von Holland eindringen können, das noch nicht überschwemmt war. Man hätte die Unternehmungen

beschleunigen müssen, und man hielt sich dabei auf, sich mit Friedensvorschlägen belustigen zu lassen. Man freuete sich, die demüthigen Bitten der Republikaner durch den Stolz der Sieger erniedrigend für sie zu machen. Man ließ die vielen Tausende von Gefangenen, die man den Besiegten abgenommen hatte, ohne Vertheidiger, und setzte sie bald für eine mäßige Summe in Freiheit. Kurz, ein wenig mehr Beständigkeit war nöthig um die ganze Unternehmung zu endigen, aber Ludewig ging schon im Monat August mit dem Kern seiner Truppen in seine Staaten zurück.

Jean van Witt hatte das Ungewitter aufsteigen sehen, und wenn er Glauben gefunden hätte, so würde man durch eine passende Genugthuung den König besänftigt, oder durch Vorsicht, den Umständen angemessen, geschwächt haben. Er schlug vor, den jungen, ehrgeizigen und mächtigen Monarchen zu besänftigen, oder die Magazine zu verbrennen, welche Frankreich bei Nuys angelegt hatte, welches die Feinde in die Unmöglichkeit würde versetzt haben, den Krieg anzufangen. Die Partei der Statthalterschaft wollte weder das eine noch das andere. Sie hofften in dem Unglück des Vaterlandes den Sturz des Großpensionär, und die Erhebung des Prinzen von

Oranien zu finden. Ihre Hoffnung wurde auch nicht betrogen.

Das Volk, verführt durch ihre Kunstgriffe, glaubte daß die Republik verrathen oder schlecht regiert würde. Sein Haß war seine einzige Zuflucht, und seine Rache der einzige Trost. Witt war der Gegenstand dieser Rachsucht, welcher er nichts als seine Standhaftigkeit und Seelenruhe entgegen setzte, die zwar seine innerliche Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens beweist, aber auch der Nachwelt ein Beispiel aufstellt, wie weit der Geist der Parteilichkeit sogar die größten Seelen verleiten kann. Mit einstimmiger und drohender Stimme forderte man überall einen Statthalter, und der Rath schien geneigt, seine bessern Einsichten, den unbedachtsamen, blinden und aufrührerischen Wünschen des Volks aufzuopfern. Witt allein, oder beinahe allein, wußte seine ganze Tugend zu erhalten. Er hatte, nach seiner Meinung, in der Zeit seines Ansehens alles zugestanden, was gut und vernünftig war, und in der Zeit seines Unglücks schlug er ab, was ihm schwach oder ungerecht schien. Er war Republikaner bis an sein Ende, ob er gleich sahe, daß es unnütz sey, es zu seyn. Am 21sten Junius 1672 kam er in die Versammlung der Staaten, und redete sie so an;

„Seit neunzehn Jahren, daß mich eure Stim-
„men zu dem Platze riefen, den ich ausfülle,
„habe ich meine Pflichten mit einer Sorgfalt
„und Erfolg erfüllt, deren sich die guten Bür-
„ger stets erinnern werden; auf Undankbare
„berufe ich mich nicht. Das Unglück, das
„uns jetzt trift, habe ich vorher gesagt, und
„hätte es abgewandt, wenn man sich meinen
„Planen gefällig hätte beweisen wollen. Der
„Himmel, dessen Rathschlüsse ich ehre, hat es
„zugelassen, daß andere Rathschläge den Vorzug
„vor den meinigen erhielten, und ich beklage mich
„deswegen nicht, ob man mich gleich für die trau-
„rigen Folgen derselben verantwortlich macht.
„Diejenigen, die mit so vieler Kunst gearbeitet
„haben, dem Volke Verdacht gegen mich ein-
„zuflößen, triumphiren. Sie haben gesiegt,
„van Witt ziehet sich zurück. Nicht aus Furcht,
„nicht aus Trägheit entziehe ich mich den Sor-
„gen des Staats, ich thue Verzicht auf die Ge-
„schäfte, weil eine obrigkeitliche Person der Re-
„publik nicht mehr nützlich seyn kann, wenn sie
„verhaßt geworden ist. Ich bedarf weder Trost,
„noch Rache, und wünsche nur, daß mein Nach-
„folger größere Dinge thut, als ich, und mehr
„Dankbarkeit findet. Mir ist noch übrig euch
„den letzten Rath zu geben, er wird über eu-
„ren Ruhm entscheiden; — Erhebt nicht den

„Prinzen von Oranien. Wilhelm hat nicht „den erhabenen Rang vergessen, den seine Vorfahren in allen diesen Provinzen hatten. Erbe „ihrer Macht, wird er nicht auch Erbe ihres Ehrgeizes seyn? Von vier Statthaltern, die ihr „hattet, arbeiteten zwei heimlich, und zwei „offenbar, die Tyrannei einzuführen. Ihr „Nachfolger wird noch einen Bewegungsgrund „mehr haben, um alles zu wagen, und alles zu „unternehmen, dieser ist — die Rache. Als „Idol einer mächtigen Partei, wird er reden „und handeln nach seinem Willen. Daß der „Prinz mäßig sey in seinen Wünschen, heißt „nichts gesagt; seine Schmeichler werden ihm „das Verlangen nach dem Thron einhauchen. „Glaubt mir, wenn ich es euch versichere, daß „der Zustand, worin wir uns befinden, eine „Folge dieser Intriguen ist. Seine Reise zu „unsern Nachbarn (nach England) verdeckt geheime Absichten. Er selbst hat, um stärkere „Schritte zu thun, seinen Onkel den König „von England gegen euch bewaffnet. Er erwartet weder durch seine Dienste, noch durch „eure Stimmen, seine Erhebung, er erwartet „sie durch Gewalt."

Diese Rede würde die gleichgültigsten Herzen aus dem Irrthum haben aufschrecken müssen, sie

wirkte aber nichts auf Herzen, die vorgefaßte Meinungen hatten. Witt ging um Mitternacht aus der Versammlung, wo er mit aller Aufrichtigkeit und Redlichkeit seine nunmehr für falsch erkannten Grundsätze vertheidigt hatte. Auf der Straße fiel er in die Hände der Meuchelmörder, die ihn für todt auf dem Platze liegen ließen, allein das Schicksaal sparte ihn noch für eine grausamere Begebenheit auf. — Obgleich dies Verbrechen Folge eines patriotisch übertriebenen Eifers war: so entzog doch der Bewegungsgrund die Ausschweifung der rechtmäßigen Strafe nicht. Das Beispiel war ansteckend wie eine Seuche.

Der strenge Republikaner war vielleicht großmüthig genug für sich, die Rache zu verachten, allein er überredete sich, daß er den Gesetzen die Bestrafung des Verbrechens schuldig sey. Er war unerbittlich gegen die Fürbitten der Freunde eines dieser Niederträchtigen, den man ergriffen hatte, und das Volk klagte ihn der Grausamkeit an. Der Verbrecher wurde ein Gegenstand des Mitleidens, und man sahe nur seine Todesstrafe, aber nicht das Verbrechen an. Die Politik und die Künste einer zahlreichen Partei hatten in dem Staate eine außerordentliche Gährung verursacht, sie hatten gewußt, alles zu ihrem Vortheil zu nutzen.

Das Volk bildete sich ein, daß das öffentliche Unglück das Werk des Magistrats sey, und daß der Ueberfluß und die Ruhe nicht wieder kommen könnte, als nur mit der Erhebung des Prinzen von Oranien. In Veere, einer dem Prinzen gehörigen Stadt brach der Tumult aus, und verbreitete sich außerordentlich schnell; ein unparteiischer Zuschauer verkannte die Vorbereitungen nicht. Man steckte die Orangefahne auf die Thürme, und das Geschrei: Es lebe der Prinz von Oranien, der Teufel hole die Witten! durchwirbelte die Lüfte. Das ewige Edikt wurde zerrissen, und Wilhelm zum Statthalter von Holland und Seeland erwählt. Ein schlauer Greis, Valkenier, suchte noch mitten in dem Sturm ein Mittel zur Sicherheit für die Republikaner; er schlug vor, den Prinzen zum Grafen von Holland zu machen. Er hoffte, daß das Volk, früh oder spät, von seiner ausschweifenden Wuth zurückkehren, und es bedauren würde, sich so weit vergessen zu haben, daß es mit Abscheu den neuen Herrn sehen, und eben so bereit seyn würde, ihn in das Nichts zu verwandeln, woraus es ihn jezt empor hob. Aber die Oranier sahen die Falle, und wichen ihr aus; der Vorschlag wurde verworfen. Wilhelm affektirte Gewissenszwang und ließ sich durch eine für die Zeiten lächerliche Ceremonie von seinem ehemals

mals geleisteten Eide, von den Generalstaaten lossprechen, ehe er sich feierlich zum Statthalter wollte ausrufen lassen. Man gab dem Volke dies Schauspiel. —

Um das bevorstehende Glück zu beschleunigen, wollte das Volk mit einem Schlage alle Hindernisse aus dem Wege räumen, und ermordete den Jean van Witt, und seinen Bruder Cornelius, den größten Mann in der Republik nach ihm. Das Trauerspiel ist zu schrecklich und zu interessant, um nicht einige Auftritte daraus darzustellen.

Als die Oranische Parthei die zwanzigjährige Arbeit der Staatsklugheit in einer Woche umstürzte, lag Witt an seinen Wunden krank, und es schien, als habe man vergessen daß er noch lebe. Sein Charakter und seine Ehre erlaubten ihm nicht, dem Beispiele anderer von seiner Partei zu folgen und sich in die Zeit zu schicken. Er wollte nicht entfliehen, und hielt eine Schwachheit für eine Tugend. Die Unbeweglichkeit, woraus seine meisten Fehler entsprangen, brachte ihm den Untergang. Er forderte Gerechtigkeit wegen einer Beschuldigung als habe er Gelder untergeschlagen. Die Oranier fürchteten ein Haupt von einer Partei, das es noch wagte auf die Hochachtung des Volks Anspruch zu machen, und sa-

hen keine Sicherheit für sich, als nur in seinem Tode. Sie bewogen einen Niederträchtigen, den die Justitz schon gezeichnet hatte, den Cornelius van Witt eines vorgehabten Meuchelmordes des Prinzen anzuklagen. Tichelaar hieß der Mensch, dessen Namen die Geschichte hier brandmarkt. Man führte den Angeklagten von Dordrecht nach dem Haag in das Gefängniß, man spannte ihn auf die Folter, und man verbannte ihn, ohne Geständniß, ohne Beweise seines Verbrechens, auf ewig aus der Republik. Der falsche Ankläger war bei der Vorlesung des Urtheils zugegen. Lauf, sagte ihm einer der Richter, dessen Charakteristik in seinen Worten liegt, lauf und errege einen Tumult, damit dieser Lasterhafte hingerichtet wird, dessen Verurtheilung ich nicht höher als auf die Verbannung habe treiben können.

Unmittelbar nach dieser Anweisung kam Jean van Witt um seinen Bruder im Gefängniß zu trösten, und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Diesen Besuch legten ihm die Richter übel aus, und verbreiteten die Sage: „er wolle seinen Bruder in seinem Wagen entführen. Während der Unterredung brachte Tichelaar das Volk zum Aufruhr. Die eifrigsten Anhänger der Oranischen Partei mischten sich unter das

Volk, und brachten ihm die eigentliche Absicht bei, die man ohne einen Anführer ausführen wollte. Andere, die sich ohne Verkleidung nicht unter die rasende Menge mischen konnten, schämten sich endlich nicht, sie öffentlich aufzumuntern. Auf das Gerücht, als nähere sich ein Trupp Bauern, ließ der unwürdige Rath die Reutergarde abziehen, welche die Empörer von dem Gefängniß abhielt. Der Kommandant dieser Garde, Graf Tilly, mußte seinen Posten den Bürgerkompagnien überlassen; er that es ungern, denn er sah den Tod des edeln Bruderpaars voraus. Die Bürger, die das Gefängniß bewachen sollten, sprengten es selbst auf. Jean van Witt las eben in der Bibel, und sah mit einer vollkommenen Ruhe die Mörder auf sich eindringen. Unter dem fürchterlichsten Geschrei: „Prinzenmörder, Verräther“ wurden die beiden Brüder auf eine schreckliche Art ermordet. Ihre, nach Kannibalenart zerfleischten und verstümmelten Körper lagen unbedeckt, und die Unsinnigen tanzten um sie herum mit dem Freudengeschrei: „Es lebe der Prinz, es lebe Tromp!“ Noch in der Nacht riß ein Silberschmidt den Ermordeten die Herzen aus der Brust, und bewahrte sie in Terpentinöhl, um sie als eine Seltenheit zu zeigen, was sie freilich in anderer Rücksicht waren. Am andern Morgen hielt ein feiler Prediger, Simon Simonides, eine

Lobrede auf die Mörder, und nannte sie Werkzeuge der göttlichen Rache! O die göttliche Religion! Muß sie nicht dienen, Verbrechen ungestraft zu machen, die sie in der Geburt ersticken will!

Ich mag es nicht wagen, zu behaupten, nach den meisten Geschichtschreibern, selbst den Gemäßigsten, daß Wilhelm diese Mordthat angeordnet oder vorbereitet habe; er hat sich immer vertheidigt, Theil an diesem Verbrechen gehabt zu haben, ob er gleich darein willigte, die Früchte davon zu genießen. Sein Betragen gegen die vornehmsten Werkzeuge dieser Ermordung kam nicht mit der großen Politik überein, die nachher die Welt an ihm bewunderte. Es schien, als wüßte er nicht, daß es eben so vortheilhaft, als leicht sey, einen todten Feind zu beweinen. Er belohnte selbst einige der Mörder, und das Gerücht sagte, daß er dem Tichelaar eine jährliche Pension ausgesetzt habe. Sein Haß gegen die Freunde des Witt wurde ein persönlicher Haß, und er verfolgte sie aufs äußerste. Van Groot, der sich dem wilden Feuer des Ehrgeizes Wilhelms durch eine freiwillige Verlassung seines Vaterlandes entzogen hatte, wäre beinahe nach zehn Jahren noch in Fallstricke gerathen. Hätte Wilhelm im Stillen des Unglücks der beiden Brüder und des Lasters ihrer Mörder genossen, so würde er

vielleicht schon in dem ersten Jahre den hohen Grad von Ansehen erlangt haben, der ihm noch funfzehn Jahre hindurch Sorgen und Intriguen kostete. Aber er glaubte keine Feinde mehr zu haben, und die Vernachläßigung derer, die er hätte gewinnen müssen, bestärkte sie in ihrer Rache durch eben den Zwang, den er hätte entfernen sollen. Das Uebertriebene in der Rache, die er an seinen Feinden übte, konnte den Haß rechtfertigen, den sie seiner Person und seiner hohen Würde, die er mißbrauchte, geschworen hatten. Die zu offenbare Unterdrückung der beiden Brüder machte, daß man sie als Märtyrer für die Gesetze und Freiheit verehrte, und die verschiedenen Maaßregeln der Staatsklugheit haben seit mehr als hundert Jahren diese Verehrung noch nicht verjährt. Noch jetzt siehet man einen Finger des Jean van Witt, in Gold eingefaßt und mit Edelsteinen besetzt, in einer republikanischen Familie aufbewahrt, welche beinahe einen Gegenstand religiöser Verehrung daraus macht. —

Witt, den man gewöhnlich die Weisheit von Holland nannte, war freilich nicht frei von Herrschsucht und Eigensinn; allein diese Fehler schienen auf Vaterlandsliebe zu beruhen, weil er sich selbst für den ersten Patrioten hielt. Er blieb diesem Charakter treu bis unter die Hände der

Mörder. Es gibt gewisse Umstände, worin es dem größten Staatsmanne, wie dem mittelmäßigen Kopfe gehet, daß er, unter dem Joche eines besondern Interesse, das Vorurtheil mit dem Staatsvortheil zu vermischen verleitet wird, und endlich seine einzige Zuflucht in der Zeit sucht. Unglücklicherweise schätzte Witt die gänzliche Aufhebung der Statthalterschaft für das größte Glück der Republik, und dieses Vorurtheil hat ihm gewissermaßen den Vorzug, der größte Staatsmann seiner Zeit zu seyn, geraubt. Tugendhaft als ein Bürger, und von einer Leidenschaft beherrscht, die sich mit dem Begriffe dieses Worts zusammenreimt, verkannte er halsstarrig die Politik des Reichs, und die Gesetze der Souveränen verwechselte er mit den Gesetzen, die einzelnen Personen ihre Schuldigkeit ankündigen. Daher kam das Unglück, das ihn traf, daher die erschreckliche Erschütterung, welche die vereinigten Provinzen beinahe zu Grunde gerichtet hätte. Man hat geglaubt, daß er dies große Unglück hätte abwenden können, wenn er nicht die französische Politik mit der Politik eines Amsterdamer Kaufmanns verwechselt hätte. Er vernachläßigte den französischen Schutz, und konnte sich doch nicht ohne denselben erhalten.

Wilhelm war nun Statthalter, und man trieb die Gefälligkeit gegen ihn weiter als er selbst erwarten konnte, denn man machte 1674 die Statthalterschaft und Generalkapitänswürde erblich für seine männlichen Nachkommen. Viele kluge und angesehene Männer sahen seine Herrschsucht und warnten das Volk, wodurch sie sogar den Prinzen zu einer gedruckten Rechtfertigung nöthigten.

Die Zeit der Erhebung des Prinzen von Oranien ist gleichsam eine neue Epoche in der Geschichte der Niederlande, und beinahe in der Universalgeschichte. Die Mächte, die zum Unglück der Niederlande beigetragen, und die, welche es gewünscht, die, welche es mit Gleichgültigkeit angesehen, die, welche nur Wünsche für die Erhaltung derselben gethan, und die, welche sich langsam zu der Rettung bewegt hatten, alle diese vereinigten sich nun zur Vertheidigung derselben. Diese Veränderung, die so sehr zu gelegener Zeit kam, wurde dem Genie des Statthalters zugeschrieben, und doch war sie nur das Werk der Umstände und besonderer Verhältnisse. Man hatte sich gefreuet die Holländer gedemüthigt zu sehen, die ihre Reichthümer stolz machten, aber man war nun in ängstlicher Besorgniß wegen der Vergrößerung Frankreichs. Die schwächste Leiden-

schaft wird gewöhnlich der stärksten aufgeopfert, und weil man damit umging, die Niederlande zu retten: so wurde der, welcher sie regierte, ohne dazu beigetragen zu haben, das Haupt der Verbindung, die zu dieser Rettung Hollands entstand.

Mit diesem Vortheil machte sich Wilhelm bald zur Seele und Schiedsrichter in Europa. Ludewig mußte den Frieden zu Nimwegen schließen, weil Wilhelm gearbeitet hatte ihn ganz zu verderben. Er breitete durch seine Emissarien aus, daß die Franzosen, mächtiger noch als Karl der Fünfte, eben so wie dieser nach einer Universal-Monarchie trachteten, und sich weit besser benähmen zum Zweck zu gelangen. Dieses Phantom schreckte den Stolz der Mächte auf, reizte ihre Eifersucht, bestärkte ihre Muthmaßungen, weckte ihre Politik, und machte sie geneigt *eine* beständige Vereinigung zu schließen, die ihre Ruhe sichern könnte. Der kluge Statthalter war der Mittelpunkt, worin sie alle ihren Haß gegen Frankreich vereinigten.

Schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatte Venedig die Schule der großen Politiker, das politische Gleichgewicht zum Lieblingsgrundsatz seiner Politik gemacht, und Heinrichs des Vierten christliche Republiken, die er

schaffen wollte, schienen auch ihren Ursprung in dieser Idee zu haben. Unser Wilhelm trat ebenfalls mit dem bedeutenden Namen des politischen Gleichgewichtsystems auf, und vereinigte dadurch die getrenntesten Völker, gewann das Zutrauen der mißtrauischsten Höfe, vereinigte das entgegengesetzteste Interesse, vertilgte den unversöhnlichsten Haß, unterwarf sich die unabhängigsten Geister, belebte die unthätigsten Nationen, rettete die Niederlande, und nahm dadurch einen entschiedenen Vorzug vor allen Monarchen an.

Wilhelm überredete ganz Europa, daß man, um Frankreich zu schwächen, ihn auf den Thron von England setzen müsse, an die Stelle des Alliirten, Freundes und Bewunderers Ludewigs. Die Niederlande beeiferten sich, ihm ihre Dienste anzubieten, und die Generlstaaten waren mehr als dankbar, als sie ihrem Statthalter die Krone verschaften. Sie träumten sich schon goldene Berge und sahen nicht ein, daß ihre Schätze zum Besten Englands und ihres Statthalters erschöpft werden müßten. Sie freueten sich der Ehre, hielten ein Dankfest, und der Krönungstag Wilhelms war für die ganzen Niederlande ein festlicher Tag.

Jacob der Zweite hatte durch seine Aufführung die Revolution leicht gemacht. Dieser

Prinz hatte unbedachtsam genug seine Religion und die Gesetze seines Königreichs geändert. Seine Uebereilung, oder die Unfähigkeit seiner Minister stürzte ihn. Von Natur stolz und gewaltthätig, betrachtete er eine kluge Schonung und Mäßigung, die die Völker gewinnt, als etwas einem Monarchen Unanständiges. Er verwechselte den Stolz mit der Größe, und Eigensinn mit der Beständigkeit. Er hatte nie die Geduld die Gelegenheiten zu erwarten, noch den oft lobenswürdigen Muth, den Schwierigkeiten nachzugeben.

Als Wilhelm König in England war, hielt er doch die Stelle eines Statthalters in den Niederlanden seiner nicht unwürdig. Als Gewaltanmaßer in dem einen, erhielt er sich auch das andere, und oft ging er nach dem Haag, um sich wegen des Verdrußes zu trösten, den man ihm in London machte. Man sagte, um seine häufigen Reisen zu rechtfertigen, daß er Statthalter in England und König in Holland sey. Die Engländer achteten ihn auch in der That nur mittelmäßig, und es scheint, daß sie die einzigen waren, die ihn recht kannten, und richtig über seinen Charakter und seine Klugheit urtheilten.

Ich fürchte eben nicht anzustoßen, wenn ich sage, daß die Schmeichelei mehr als die Wahr-

heit, die Gemählde gezeichnet hat, die man uns bisher von diesem berühmten Prinzen aufstellte. Seine Feinde selbst ließen sich durch den Strom mit hinreißen, und man hat ohne Unterschied ihm beigelegt, was er durch seine Pensionärs wagte. Dies ist ein Beweis, daß sich eine kluge Benutzung der Umstände und des Zufalls, eben so gut, als das Glück, in die Achtung gegen die Fürsten mischt, und daß ein mittelmäßiger König den glänzendsten Ruhm in der Geschichte genießen kann. Diese Art von Paradoxen läßt sich durch einige Züge, aus seinen Lobrednern entlehnt, rechtfertigen.

Seine Gesichtsbildung nahm zu seinem Vortheil ein, aber seine Sitten verriethen ihn; sie waren stolz, rauh, abschreckend, und dennoch mit einem gewissen Anstrich von Feinheit und listig verschmitztem Wesen, das immer häßlich, obgleich oft nützlich ist, vermischt. Er redete wenig und unangenehm trocken, dies war die Folge seiner Erziehung, seiner Unempfindlichkeit und seines Stolzes. Nur am Tage eines Treffens war er gewöhnlich voll Feuer. Er war selten fröhlich, aber stets gedankenvoll, ernsthaft, und liebte nicht viel Gesellschaften. Seine gefälligen Schmeichler belohnte er am besten, weil er keinen Widerspruch vertragen konnte. Die Verstellung, woran man ihn in seiner Jugend gewöhnt hatte, war ihm oft

so schädlich als nützlich, und wenn sie die Niederländer unter den Namen — Klugheit ehrten; so verabscheueten sie die Engländer unter dem Namen — Mißtrauen. Er besaß mehr einen durchdringenden Verstand um die Menschen kennen zu lernen, als die Gabe sie zu gewinnen. Die Unbiegsamkeit seines Charakters erlaubte ihm nicht sich nach ihrem Geschmack, Absichten und Denkungsart zu richten.

Man kann nicht weniger Erfindungsgeist, noch mehr Unterscheidungskraft besitzen als er; er dachte unrichtig, aber er beurtheilte gut. Seinem Geiste fehlte die Ausdehnung, die nöthig ist, um mehrere Gegenstände mit einemmale zu fassen, und er lernte nur die verschiedenen Höfe von Europa kennen, indem er selbst mit dem Innern der Staaten, die er regieren sollte, unbekannt war. Die große Kunst der Souveräns, die Kunst Menschen zu bilden, war ihm unbekannt; er nutzte die Menschen gleich dem Mark-Aurel, wie sie waren, weil er sie nicht besser machen konnte, und überhob sich so gar der Mühe, die jener anwandte. Unter seiner Regierung gaben Talente kein Recht zur Ehre; sie wurde durch Launen und Eigensinn gegeben. Dies läugnen selbst seine Freunde nicht. Wilhelm suchte weniger geschickte Minister als unterthänige Hofleute. In seinen Vorurtheilen für oder wider Jemanden, ging er

so weit als möglich, und der erste Eindruck wurde nie ausgelöscht. Er liebte oder haßte, schätzte oder verachtete ohne Aufhören.

Als General fehlte ihm das Glück, ob er gleich wegen seiner Kenntniß vieler Sprachen und wegen seiner Unerschrockenheit fähig war große Armeen, die aus verschiedenen Nationen bestanden, anzuführen. Unglück schlug ihn nicht nieder, sondern es erhöhete seinen Muth. Der Krieg war von seiner Seite nicht glänzend; er unternahm beinahe keine Belagerung, die er nicht aufheben mußte, lieferte kein Treffen, das er nicht verlohr, und maß sich mit keinem General, der ihn nicht geschlagen hätte. Sein ganzes militärisches Lob beschränkt sich darin, daß er persönlich tapfer war, aber er schien es weniger aus Heldenmuth als aus Religion zu seyn; er war ein Prädestinatianer. Seine glücklichen Unternehmungen beweisen nichts für die Größe seines Geistes; Statthalter wurde er durch einen bloßen Zufall. Indeß bildete er in den Niederlanden eine gute Land- und Seemacht, führte Ordnung und Zucht ein, und würde sicher, man kann es gestehen, aus den Truppen ein furchtbares Heer gebildet haben, wenn der holländische Kaufmannsgeist militärische Tugenden eben so, wie die Geldkasten, zu ehren gelernt hätte.

Die Unentschlossenheit Jacobs brachte ihn auf den englischen Thron, wohin es ihn oft gereuete, gestiegen zu seyn. Nach dem Geständniß der Engländer zeigte er eine große Nachläßigkeit, viele Launen und wenige Fähigkeiten. Sein Haß gegen Frankreich ersetzte ihm einen Mangel der Talente, und machte ihn zum Haupt einer Verbindung, die mit ihm einerlei Interesse beabsichtigte, er zog ihm alle Feinde Ludwigs an, und gab ihm alle französische Flüchtlinge zu Lobrednern. Er war ein großer Freund der religiösen Toleranz, und hatte hierin einen entschiedenen Vorzug vor Ludewig XIV. dessen abscheulicher Fehler seinen Feind groß machte.

Von allen Statthaltern war Wilhelm derjenige, der am meisten Ehrgeiz besaß, und der doch die Freiheit am meisten achtete; er wollte als König regieren, fand es aber leichter seinen Schwiegervater zu entthronen, als die vereinigten Provinzen zu unterjochen. Die Unvorsichtigkeit Jacobs wurde die Rettung der Republik, die ihm zu ihrem eigenen Untergange die Fesseln angeboten hatte.

Seit der Regierungsveränderung im Jahre 1672 gab es hier drei Parteien, wovon jede ihr eigenes Interesse und eigene Vorurtheile hatte, und die unter veränderten Umständen einen neuen Kampf zu bestehen, bereit waren. *)

*) Memoires du Comte d'Avaux, T. I.

Die erste Partei war die Oranische, welche größtentheils keine andere zur Regierung erforderlichen Eigenschaften hatten, als ihre Ergebenheit für den Prinzen, der sie in die Aemter gesetzt hatte. Fünf oder sechs gute Köpfe, die Wilhelm durch sein Zutrauen vorzüglich unterschied, führten diese Menge von Leuten an, die nicht fähig waren etwas anders zu sehen, als den Willen des Statthalters. Fagel, Benting, Dickweld, van Lowen, Odick, waren eben so viele Premierminister des Prinzen, welchem sie die vornehmsten Aemter, die sie in der Republik bekleideten, zu danken hatten. Diese Parthei schloß sich an England als Wilhelm König wurde, und noch jetzt existirt sie in demselben Verhältniß, ausgenommen daß der Statthalter nicht Wilhelms Platz ausfüllt.

Die zweite Partei, zahlreicher als die Dritte, war viel besser zusammengesetzt als die Erste. Dies waren die Freunde und Anhänger der beiden Witts, Männer, die mit den Vorzügen einer vornehmen Geburt, und großer Reichthümer, auch eine große Geschicklichkeit und Erfahrung in Regierungsgeschäften, woran sie so lange Theil genommen hatten, verbanden. Nach ihren Grundsätzen haßten sie die Statthalterschaft, und nach ihrem Unwillen den Statthalter. Sie unterhielten mit denen von der

dritten Partei, oder ihren Anhängern, welche Wilhelm bei ihren Aemtern gelassen hatte, entweder weil er sie nicht kannte, oder weil er sie zu gewinnen hoffte, eine enge Verbindung. Man kann diese Parthei nur dadurch von der Zweiten unterscheiden, daß sie unter einer Larve und ohne Vertrauen gegen einander unfähig waren, einen Entschluß für sich zu fassen, und daß sie eben daher dieser Partei eben so viele Mühe und Verdruß machten, als wenn sie in einer offenbaren Spaltung mit einander gewesen wären. — Diese beiden Parteien, und besonders die Zweite, schloß sich heimlich an Frankreich, und ist bis auf die neuesten Zeiten, unter veråndertem Namen und Umstånden in demselben Verhåltniß geblieben. —

Wilhelm verließ sich nicht so sehr auf die Ueberlegenheit seiner Anhänger, daß er nicht darauf hätte denken sollen, diese Gattung von Menschen an sich zu ziehen, welche, ohne eigentlich selbst eine Parthei im Staate zu machen, gleichwohl das Schicksal der Parteien entscheiden. Er gewann die Kaufleute und Künstler, indem er ihnen den Verlust vorstellte, welchen ihnen die Industrie und der Handel in Frankreich, der mit des Königs Macht so hoch gestiegen war, verursachten. Dieser Theil des Volks, der durch einen

blen=

blendenden Schein des Nutzens leicht verleitet wird, bildete sich ein, daß man durch Ludewigs Demüthigung die Franzosen nöthigen würde, ihre Fabriken aufzuheben. Der Statthalter wußte mit vielem Glück sich dieser Stimmung der Gemüther zu bedienen, um die Neigung des Volkes, die in einer Republik ein siegreiches Werkzeug ist, auf seine Seite zu bringen. Sie diente ihm dazu, das durch die Bemühungen der zweiten Partei wieder auflebende gute Verständniß zwischen Ludewig und den Staaten zu unterdrücken.

Während des Krieges hatte jede Provinz gesucht, es der andern zuvorzuthun, um dadurch einen größern Vorzug bei Wilhelmen zu verdienen. Die Staaten und Städte von Holland hatten ihm Vorrechte zugestanden, die seine Vorfahren nicht hoffen konnten. Selbst Amsterdam hatte ihn für den Statthalter erkannt, und unter diesem Titel in ihren Rath der Sechsunddreißiger aufgenommen. Utrecht hatte, nach dem Abzuge der Franzosen, bewilligt, daß er sie mehr als ein erobertes und unterworfenes Land, als wie eine wieder zur Union gebrachte Provinz behandeln sollte. Er ließ sich hier die Gewalt geben, die Besitzer der geistlichen Güter zu vertreiben, und hierdurch bekam er die Oberhand über den geistlichen Stand, welcher mit zwei andern

die Staaten ausmacht. Geldern trug ihm die Souverainität auf; er schlug den Titel aus, behielt aber das Wesentliche davon. Ueberall, Friesland und Gröningen ausgenommen, welche ihren besondern Statthalter hatten, war er beinahe Herr von den bürgerlichen Bedienungen, und also auch von den Stimmen.

Die kriegerischen Begebenheiten der Republik, worin Wilhelm als General-Kapitän seine Schuldigkeit that, übergehe ich hier, man liest sie in der französischen, englischen und deutschen Geschichte; ich erwähne nichts weiter von den Friedensschlüssen zu Nimwegen und Ryßwick, weil sie eben keinen Einfluß auf die Statthalterschaft hatten; denn obgleich Wilhelm in dem ersten als Statthalter eine Hauptrolle spielte, die ihn persönlich charakterisirt, so schloß er doch den zweiten mehr als König von England. — Noch vor seinem Tode begann der spanische Successions-Krieg und die Niederlande wurden genöthigt, auch hieran Theil zu nehmen.

Wilhelm starb am 19ten März 1702 als der letzte seines Stammes, und von hier an waren die Niederlande 45 Jahre ohne Statthalter.

Man muß gestehen, daß Wilhelms unermüdeter Eifer, und der auswärtige Beistand, den er zu verschaffen wußte, die vereinigten Nieder-

lande in einen solchen Zustand erhoben, den selbst die kühnste Hoffnung nicht hatte versprechen können. In wenigen Jahren waren die Früchte holländischer Industrie vermögend, die Uebel vergessen zu machen, unter deren Last man geseufzt hatte. Die Schulden, die der Krieg verursacht hatte, waren das einzige Uebel, welches den Staat noch drückte, und doch hatten die Holländer so viel Credit, daß man ihnen gern, auch gegen sehr mäßige Zinsen, Geld anbot. Die Privatleute schienen das Ungemach des Vergangenen noch weniger zu empfinden als der Staat selbst. Verschwendung, Pracht und Ueppigkeit wurden weit größer als sie jemals gewesen waren; sie zeigten sich in kostbaren Hausgeräthen und auf der Tafel. Amsterdam, Rotterdam und mehrere Städte schufen ihre Hütten in Palläste um, und schöne Gärten, im holländischen Geschmack, Lust und Landhäuser umgaben die Wohnungen dieser reichen Frachtfuhrleute, die in köstlichen Equipagen über die Strassen rollten.

Spielsucht, Geschmack an Kleinigkeiten, die beinahe in Kinderspiele ausarteten, und alle Laster des Luxus, woran unser Jahrhundert kränkelt, und noch vergebens in seiner Krankheit selbst die Heilung sucht, kehrten in den Niederlanden ein. Neue Bedürfnisse werden eben so

gut die Quellen der Laster als der Tugend; das Geld wird zur Gottheit erhoben, der man Grundsätze und Tugend aufopfert. Reichthümer verleiten zu Thorheiten und Ausschweifungen. Die Sitten und die Religion, die jene zum Theil in Kraft erhält, empfangen tödtliche Wunden, welche die Zeit zu heilen suchen soll. Wenn die Vertheidiger des Luxus beweisen, daß er in einem reichen Staate nothwendig sey; — vortrefliche Gesetze würden ohne Zweifel das Gegentheil besser beweisen; — wenn sie behaupten, daß er in der äußersten Verfeinerung sich selbst zum Heilmittel diene, so mag ich nicht mit ihnen rechten, aber sie müssen doch auch eingestehen, daß er einer Pest gleiche, die gewissen Erdstrichen eigen ist. Kaum wird der Weise, in dem Schooße der Genügsamkeit, diesem seinem Zufluchtsorte, sich vor der, durch andere angesteckten Luft, bewahren können. Voltaire sagt: „Finanzsysteme zum Besten der Handlung und des Luxus erleuchten den Verstand so sehr, als bürgerliche Kriege den Muth schärfen. Dies ist auch wohl alles Gute, was man davon sagen kann.

Tugendhafte und kluge Männer sahen mit Betrübniß, in dem Verfall der guten Sitten, das künftige Verderben ihrer Republik, und suchten vergeblich nach der Einfalt, Redlichkeit

und Sparsamkeit ihrer Våter, der ersten Kåmpfer für die Freiheit. Laster und Gebrechen finden gar leicht Eingang, und ihre noch schnellere Verbreitung macht auch die strengsten Gesetze kraftlos. Der Beweis, „daß Ueppigkeit und Luxus von dem Wohlstande des Landes zeigt,“ kommt den Nachkommen zu theuer zu stehen, als daß man sich darüber freuen könnte.

So gut es um die Niederlande zu stehen schien, so traurig änderte sich bald alles. Es lag ein Fehler in dem Charakter des Volks und der Regierung, der um desto gefährlicher war, je versteckter er zu seyn schien, oder je weniger Mühe man sich gab, ihn aufzusuchen. Sie wollen keinen Herrn und können nicht ohne Herrn seyn. Die Politiker haben diesen Staat immer für einen vom zweiten Range gehalten, das heißt ohne Systemssprache, für einen Staat, der Sklave einer größern Macht seyn muß, der selbst keinen freien Willen hat, sondern ihn unter dem Gehorsam des politischen Glaubens gefangen nehmen, der seine Reichthümer zur Eroberungssucht seines Beschützers hergeben, und mit der Ehre zufrieden seyn muß „ein Bundesgenosse desselben zu seyn, der einfältig genug seyn kann, zu glauben, daß seine politische Existenz von der Größe seines Vormundes abhängt.“

In einem solchen Verhältniß standen die Niederlande mit England seit Wilhelms, des Dritten, Zeiten, und die Statthalterschaft dieses Prinzen scheint wenigstens dazu beigetragen zu haben, wenn sie nicht den Grund gelegt hat. Ein Statthalter in einer Republik, von solcher Gewalt, findet zu viel Reiz in der Verfassung selbst, als daß er den mächtigen Kampf mit der Leidenschaft der Herrschsucht bestehen könnte. Wer kennt nicht das Herz des Menschen, und wer kennt nicht die Gewalt dieser Leidenschaft? Die Niederlande waren unvermerkt in das englische Interesse gezogen, und Wilhelm hatte es unter einem blendenden Schein zu seinem eigenen zu machen gewußt. Ob sie mit Frankreich besser gefahren wären, wage ich nicht zu entscheiden. Es wäre wenigstens näher gewesen, aber die Löwensteiner waren schwächer als die Oranier. Spanien hätte vielleicht die nächsten Ansprüche auf eine Verbindung mit der Republik machen, und sich dadurch aufhelfen können, aber hier wirkte noch Furcht und Haß, und niemand erklärte sich für dasselbe. Deutschland wäre der beste Alliirte gewesen, wenn Holland nicht handelte, aber seitdem ein Kaufmannsschiff Ursache zum Kriege zwischen ganzen Nationen werden kann, hat sich das politische System in Europa geändert.

Wilhelm Karl Heinrich Friso,
Prinz von Oranien und Nassau-Dietz.

Erbstatthalter, Erbgeneralkapitän und Admiral im Jahre 1747.

Nach Wilhelms Tode beschlossen die fünf Provinzen, worüber er Statthalter gewesen war, selbst zu regieren, und sogleich erhoben sich zwei Parteien, die von dem alten Plooi, oder ächten Patrioten, und die von dem neuen Plooi, oder Oranier, die sich in Aemter eingedrängt hatten und nun dieselben zu verlieren fürchteten. Das Volk schrie, daß Wilhelm die Freiheit gekränkt habe, und die Patrioten hörten dies Geschrei nicht ungern. Der junge Prinz von Nassau-Oranien, Johann Wilhelm Friso, Statthalter in Friesland, wurde durch die übrigen Provinzen von dem Staatsrathe ausgeschlossen, und nur mit vieler Mühe endlich zum General der Infanterie erklärt. Dieser Prinz ertrank in einem Fahrzeuge, und seine

Gemahlin, Maria Louise, von Hessen, gebar nach seinem Tode den Prinzen, Wilhelm Karl Heinrich Friso, nachherigen Erbstatthalter.

Die Niederländer, verblendet über ihr kostbarstes Interesse, merkten durch die Geschicklichkeit Wilhelms III. nicht, selbst nach seinem Tode nicht, daß sie betrogen waren. Die glänzende Rolle, die sie vor dem Ryßwicker Frieden gespielt hatten, hatte diese Bezauberung gebildet, und die glückliche Rolle, die sie in dem spanischen Successionskriege spielten, unterhielt die Täuschung. Sie merkten nicht, daß sie sich für das Haus Oesterreich und England erschöpften, daß ihre Schiffe Gibraltar für England eroberten, daß sie selbst nicht einmal den Ruhm, der beinahe wunderbaren Vortheile, die man täglich über Frankreich davon trug, theilten, daß der Glanz so vieler glücklichen Fortgänge ganz allein auf ihre Alliirten zurückfiel, und besonders auf die großen Anführer, die sie vorbereiteten und die Siege erfochten, Marlborough und Eugen.

Diese beiden berühmten Krieger hatten ganz besondere Vortheile, mit welchen es beinahe unmöglich war, nicht zu siegen. Beide genossen im höchsten Grade die Achtung, und selbst vertraute Freundschaft ihrer Monarchen; Beide waren unabhängig in ihren kriegerischen Unternehmungen,

sie waren nicht gehindert, weder durch die Entfernung des Hofes, noch durch den Eigensinn oder Unwissenheit der Minister; Beide ordneten nach ihrem Belieben ihre Armeen, und wählten selbst ihre Officiere; Beide hatten sich das Zutrauen ihrer Truppen erworben in einem Grade, der keines Zuwachses fähig war; Beide endlich brannten von Eifer nach einem Ruhm, aber sie besaßen verschiedene Talente, sich ihn zu erwerben.

Eugen besaß, wenn ich so sagen darf, einen überdachten und der Vernunft gleichförmigen Muth, im Gefecht schonte er sein Leben nicht, aber er setzte auch dasselbe nicht ohne Noth der Gefahr aus. Die Unerschrockenheit Marlboroughs war weniger lobenswürdig. Zu oft war er Soldat, wo er nur Anführer hätte seyn sollen. Eugen hatte eben so gut Einsichten von den kleinsten Umständen als von großen Planen; nichts war unter seiner Sorge, und nichts über sein Genie. Marlborough überließ etwas mehr seinen Untergeordneten, und schien nur mit großen Unternehmungen beschäftigt. Der Erste hatte mehr System in seinen Ideen, er eröfnete keinen Feldzug ohne vorher alles bis auf Kleinigkeiten überdacht und abgewogen zu haben. Der Andere dachte im Allgemeinen nach den Umständen, die sich eben darboten; eben diese Umstände und der Zufall boten

ihm auch die Mittel an, zu seinem Zwecke zu gelangen. Der deutsche General besaß eine überwiegende Geschicklichkeit, große Officiere zu bilden, und jeden nach seiner Fähigkeit zu gebrauchen, gleich aufmerksam, zu rechter Zeit zu bestrafen und zu belohnen. Der englische General fürchtete sich Nebenbuhler zu machen, indem er arbeitete, Nachfolger zu bilden; er verhehlte oder verfolgte die Fehler nach seinem Interesse, und eignete sich alle Verdienste allein zu.

Man bewunderte auf der einen Seite einen Anführer, einzig in der Kunst der Erhaltung der Armeen, der da Ueberfluß herrschen machte, wo alle Uebrigen vor Mangel umkamen, der durch den Krieg selbst für die Ausgaben des Krieges sorgte. Von der andern Seite war man erstaunt, einen General zu sehen, dem man es nie an Gelde, Waffen und Truppen fehlen ließ, dem Lebensmittel im Ueberfluß zuströmten. Eugen war gleich aufmerksam, den Charakter der feindlichen Generale zu ergründen, und geschickt, seine Schritte nach seinen Entdeckungen abzumessen. Marlborough, mehr eingebildet und stolz, verachtete dies Studium, als wenig nothwendig; er kannte nur eine Art Krieg zu führen, und machte bei allen Gelegenheiten Gebrauch davon. Ganz Europa weiß, daß Eugen der listigste General seines Jahr-

hunderts, der Geschickteste in Uebersetzung der Flüsse, und der Unerschütterlichste im Unglück war. Marlborough hatte wenig Gelegenheit, Gebrauch von diesen Talenten oder Tugenden zu machen, und es ist zweifelhaft, ob er sie besaß. Eugen that Verzicht auf die Freuden der Ehe, weil er sie für Stöhrerinnen des Ruhms eines Generals hielt. Die Verliebten, pflegte er immer zu sagen, sind in der bürgerlichen Gesellschaft, was die Schwärmer in der Religion sind — verrückte Gehirne. Marlborough hingegen verdankte einen Theil seines Glücks — und nachher seines Unglücks — der Herzogin, seiner Gemahlin, deren Geschicklichkeit, Klugheit und Witz ihm die Gunst der Königin sicherte, und deren Lebhaftigkeit und scharfer Geist die Hülfe des Parlaments beschleunigte.

Die glänzenden Thaten dieser beiden großen Helden, und die Liebeshändel eines Weibes in England, der Frau Masham, führten den Utrechter Frieden herbei. Die Niederländer suchten ihn zu hindern mit einem unzeitigen Stolze, der ihnen die bekannten Worte des Kardinals Polignac zuzog: „Meine Herren, wir werden unterhandlen bei Ihnen, ohne Sie, und über Sie.“ *)

*) Messieurs, nous traiterons chez vous, nous traiterons sans vous, et nous traiterons de vous.

Dieser Friede, welchen sie so nachtheilig für ihre Republik hielten, wurde ihre Rettung. Er entdeckte ihnen die Wunden, die ihren Staat geschwächt hatten, und die ihn zu Grunde zu richten schienen. Sie sahen jetzt, was sie beinahe nicht einmal gemuthmaßt hatten: „unordentliche Finanzen, die dreißig Jahre des Friedens nicht einmal wieder herstellen konnten" eine so große Entvölkerung, daß es an Händen zu den nöthigsten Arbeiten fehlte: „eine so geschwächte Marine, daß es unmöglich schien ihr wieder neue Kräfte zu geben" einen beinahe ganz zerrütteten Credit.

Eine fast noch niederschlagendere Aussicht bot sich den Republikanern von einer andern Seite dar. Sie sahen, daß ihre Schätze, Soldaten und Flotten für ein Volk verschwendet waren, dessen stärkere Erhebung sie fürchteten, und für einen andern Staat, dem sie noch mehr Erniedrigung wünschen mußten, ich meine England und Frankreich. Durch den Assiento, durch die Eroberung von Gibraltar und Port Mahon, erhielt der englische Handel einen beinahe unglaublichen Vortheil über die Niederländer. Die Franzosen erhielten auf der andern Seite gewissermaßen die Stärke, die man Philipp, dem Fünften, nicht hatte nehmen können, denn Spanien, welches gewiß sein altes Interesse wieder aufgesucht haben

würde, wenn man es nicht geschwächt hätte, sahe sich genöthigt, sich mit Frankreich zu verbinden, und zwar dem Scheine nach auf immer.

Obgleich der Krieg so glücklich gewesen war, so nahm doch der Friede den Republikanern das meiste wieder, was sie gewonnen hatten. Sie hatten den Krieg, wie sie sich in einem Schreiben an den Kanton Bern ausdrücken, mit einem Eifer geführt, der ihre Kräfte überstieg, und sahen sich nun durch fremde Treulosigkeit betrogen, und über 600 Millionen Gulden umsonst aufgeopfert. Ludewig, der Vierzehnte, hatte dies den reichen Kaufleuten geweissagt; es traf ein, und sie hatten nichts als die Ehre davon, „die gemeine Sache standhaft vertheidigt, und ihre Verbindungen treulich erfüllt zu haben."

Die Niederländer erhielten zwar, was sie für nothwendig zu ihrer Sicherheit hielten, allein die Politiker haben noch nicht einmal entscheiden können, ob die Barriere, wornach sie rangen, ein Vortheil für sie war. Die österreichischen Niederlande, durch die Oestreicher vertheidigt, erschöpften die vereinigten Provinzen nicht, und würden vielleicht eine weit bessere Schutzwehr gewesen seyn. Wie es nun auch mit dieser Bemerkung seyn mag, genug die Republik sahe ihre Erschöpfung, der letzte Statthalter hatte sie, nach

der Meinung der Wittschen Partei, verursacht, er wurde daher offenbar verwünscht bei der Gelegenheit, die ich jetzt hier anführen will.

Zu der Zeit, da die Niederländer ein freies Volk wurden, bildete das Oranische Haus zwei Linien in dem Umfange ihrer Provinzen. Als die ältere Linie, welches die Oranische war, mit Wilhelm, dem Dritten, erlosch; so erbte die Jüngere, welches die von Nassau-Dietz war, einen Theil seiner Güter. Die Statthalterschaft in Friesland, welche dies Haus beständig gehabt, und die in Gröningen, die es abwechselnd besessen, hatten ihm bis jetzt von sehr mittelmäßiger Wichtigkeit geschienen; endlich vereinigten sich die Parteien beider Linien und bildeten ein Ganzes, für die Freiheit furchtbar.

Indeß gab man lange und sehr geschickt, um der Republik keinen Verdacht zu geben, die aufmerksam war, eine Mäßigung vor, die nichts weniger als aufrichtig war. Als nun im Jahre 1722 das Mißtrauen hinlänglich eingeschläfert oder ganz vernichtet zu seyn schien; so fing man an bei der Provinz Geldern besonders zu unterhandeln, daß sie den Prinzen Wilhelm Karl Heinrich Friso von Nassau-Oranien, jetzigen Statthalter in Friesland, Gröningen und Drenthe, zu ihrem besondern Statthalter wählen möch-

te. Die Freunde des Prinzen riethen dabei sich allen Einschränkungen, die man machen würde, und die sie vorher sahen, zu unterwerfen, denn diese Erhebung würde das Mittel seyn, bald weiter zu gehen.

Das Neue dieser Bitte, und die Aufnahme, die sie fand, verursachte einen allgemeinen Aufstand. Alle übrigen Provinzen vereinigten ihre Stimmen, um Geldern folgende Vorstellung zu machen:

„Wir können Ew. Edelmögenden den „Verdruß nicht verhehlen, den uns Ihr Ent„schluß, sich von einem Statthalter regieren zu „lassen, verursacht hat. Ob wir gleich unter„richtet und überzeugt sind von der Unabhän„gigkeit Ihrer Schritte und Ihres Vorhabens, „so haben wir doch geglaubt, durch unsere ge„meinschaftliche Verbindung, das Recht zu ha„ben, Ihnen einige Bemerkungen vorlegen zu „dürfen, wovon wir wünschen, daß Sie kein „Vorurtheil zu besiegen finden mögen.*)

*) Ob die Herren nicht selbst erst ihre Vorurtheile hätten besiegen müssen, wäre auch wohl zu überlegen. Man verkennt in dieser Vorstellung die alte Wittische Partei, oder die jetzigen Aristokraten, die sich Patrioten nennen, nicht, die unter das Wahre auch viele ihrer Vorurtheile mischen, die so oft zu Uebereilungen und Ungerechtigkeiten verleiten. Diese Partei verkennt durch

„Die Geschichte der Statthalterschaft ist die „Geschichte unsers Unglücks. Wenn das Glück „der Republik eifersüchtige Nachbarn erbittert „oder bewaffnet hat, wenn blutige Kriege un„sern Handel unterbrochen oder vernichtet ha„ben, wenn schimpfliche Niederlagen unsere „Grenzen offen gelassen, wenn Uneinigkeiten „und Kabalen unsere Geister getrennt und un„sere Herzen erkältet haben, wenn der Schrek„ken bürgerlicher Streitigkeiten unsere Einge„weide zerriß, so zweifeln Sie nicht daran, „Edelmögende Herren, daß dies das Werk der „Statthalterschaft war. Kaum erholen wir „uns, kaum fangen wir an, den entseelten „Staat wieder zu beleben, und schon kündigen „uns Ihre Plane von neuem, und ohne Zwei„fel, ein noch größeres Unglück an. Erschüt„tert bis auf den Grund, durch die Unterneh„mungen von fünf Statthaltern werden unsere „Provinzen andern Angriffen widerstehen? „Denken Sie wohl daran, indem Sie einen „sechsten Statthalter erwählen; Sie sind im „Begriff, der Republik den letzten Stoß zu ge„ben. Bei der Erinnerung an die Tugenden, „die den vereinigten Provinzen ihren Ursprung

„gaben,

gehends das Gute, die großen Vortheile, die die Statthalterschaft der Republik gebracht hat, und folgt ihrem Interesse.

„gaben, bei der Liebe, die Sie dem Vaterlan„de schuldig sind, bei unserm und Ihrem „Glücke beschwören wir Sie, endigen Sie un„sere besorgliche Unruhe. Sollen unsere Sol„daten ihr Blut umsonst verspritzt, sollen unse„re Greise erröthen, einen Tag länger gelebt „zu haben, und sollen unsere Kinder uns vor„werfen, daß wir sie der Sklaverei überliefert „haben? Lassen wir doch unsern Kindern die „Unabhängkeit, die wir von unsern Vätern er„halten haben; lassen Sie uns Niederländer „seyn; lassen wir noch das Blut der Barne„velde, der Witts und Tromps, und so vieler „edlen Männer, die einen ehrenvollen Tod ei„ner schimpflichen Sklaverei vorzogen, lassen „wir dies Blut noch in unsern Adern fließen. „Edelmögende Herren, schwören Sie die Statt„halterschaft ab, alles ladet Sie dazu ein; brin„gen Sie dies Opfer ihren Verbundenen, ihren „Freunden; thun Sie es zu Ihrer Sicherheit „und zu Ihrem Ruhm."

Diese hochtrabende und kräftige Vorstellung, die von einer starken Leidenschaft zeugt, hatte nicht die Wirkung, die man sich davon versprach. Die Bürger, die sie nothwendig gemacht zu haben schienen, machten sie auch unnütz. Die Staaten von Geldern, als souveräne Herren, glaubten

sich beleidigt, durch einen solchen Rath, den sie nicht gefordert, ja den sie selbst gefürchtet hatten. Sie beschleunigten ihre Wahl, und der Widerstand der andern Provinzen beschleunigte auch in einigen Monaten die Ausrufung des neuen Statthalters.

Diese Wahl fand keine Theilnehmer und keine Nachahmer in den andern Provinzen, vielmehr machten diese den Schluß, „unveränderlich bei ihrer gegenwärtigen Verfassung zu bleiben.“ Seeland ging noch weiter und hob das Marquisat von Veere und Vließingen auf, welches dem Hause Oranien gehörte, und ihm das Recht gab, die Obrigkeiten dieser Städte, und hierdurch also auch ein Drittel der Seeländischen Stände, zu den Generalstaaten zu ernennen. Sie behaupteten dies thun zu dürfen, nach dem Recht, das Obrigkeiten über ihre Unterthanen zukomme. Der Prinz protestirte vergebens dagegen, und erst 1747, als er Erbstatthalter wurde, erhielt er diese Rechte wieder.

Der Prinz heirathete 1734 die englische Prinzessin Anna, und die Generalstaaten antworteten dem Könige auf sein Bekanntmachungsschreiben, „sie hofften, sie wollten seiner Tochter alles Vergnügen machen, welches die Lage der Oerter, und der gegenwärtige Zustand ihrer

Verfassung und Regierung, deren Erhaltung ihnen sehr am Herzen läge, verstattete." Diese Antwort sagte dem Könige deutlich genug, daß er sich nicht für seinen Schwiegersohn interessiren möchte. Indeß waren die Generalstaaten nicht ohne Bekümmerniß, denn die Freunde des Prinzen schienen jetzt Muth gefaßt zu haben, mit Eifer an seiner Erhebung zu arbeiten, und es herrschte in dem ganzen Staate eine für sie günstige Bewegung in den Seelen der Menschen, die überdem jetzt von Aberglauben bethört waren. Nach einer Weissagung erwartete man, wenn das Frohnleichnamsfest auf Johannistag fiele, eine schreckliche Umkehrung der Dinge im Lande. Dies traf dieses Jahr ein. Indeß der Tag kam und ging, und weil die Regierung Vorkehrungen getroffen hatte, so blieb alles ruhig. Man kann nicht entscheiden, ob die Oranier diese Unruhe hervorgebracht oder ernährt haben, um sie zu nutzen.

Der Prinz von Oranien, bloß auf die Statthalterschaft in Friesland, Gröningen und Geldern eingeschränkt, hatte wenig Einfluß in die allgemeinen Geschäfte, während daß die Uneinigkeiten, die Europa quälten, die französischen Waffen nach den Niederlanden zogen. Man glaubt allgemein, daß die beständige Unentschlossenheit der

Niederländer die geheime Absicht verbarg, sich den Nutzen des Handels und die Ehre der Vermittelung zu verschaffen. Die vereinigten Provinzen waren mit dem Unglück ihrer Lage beschäftigt, und erwarteten Zeit und Umstände einer günstigen Auflösung dieses Knotens, die nicht kamen. Man sahe sich nun in der traurigen Nothwendigkeit, wie man immer gefürchtet hatte, den Engländern und Oesterreichern eine Freistatt zu geben und dadurch in den Unwillen Ludewigs zu fallen, oder sie ihnen abzuschlagen, und diesen dadurch zu gewinnen, daß man jene beleidigte. Man wählte das Erstere. Die Generalstaaten beschlossen ihrem Bündnisse mit Oesterreich treu zu bleiben und die pragmatische Sanktion zu erhalten. Sie vermehrten ihre Truppen und schickten sie zu der sogenannten pragmatischen Armee, die bei Dettingen gesiegt hatte.

Frankreich erklärte nun öffentlich den Krieg gegen England und Oesterreich, und gab den Niederländern Nachricht davon, daß man die österreichischen Niederlande angreifen müßte, um die großen Armeen daraus zu vertreiben. Der Schauplatz des Krieges wurde verändert, und mit ihm das Glück der Waffen. Hier siegten die Franzosen überall, und die Frankfurter Vereinigung brachte auch Friedrich, den Zweiten,

wieder auf den Kampfplatz als französischen Bundesgenossen. England, Oesterreich, Polen und die vereinigten Niederlande schlossen den Warschauer Vertrag. Die Staaten mußten ihre Truppen vermehren, aber zur Kriegserklärung gegen Frankreich konnten sie sich nicht entschließen. Ludewig, der Funfzehnte, war demungeachtet äußerst aufgebracht gegen sie; er konnte ihnen den Beitritt zu jenem Bündniß nicht verzeihen. England munterte sie auf zum Kriege, das Volk forderte ihn, und die Regierung beschloß ihn. — Das Glück der Franzosen war eben so schnell als glänzend, und ihre Waffen unwiderstehlich. Zwei Feldzüge machten Ludewigen zum Herrn der österreichischen Niederlande und führten ihn an die Grenzen der Republik, die gleich stark verlegen war wegen der Mäßigung und der Eroberungen der Franzosen. Endlich rückten die Feinde in Holländisch-Flandern ein.

Die Partei des Hauses Oranien hatte dies gewünscht, vielleicht die Begebenheit vorbereitet. Das Volk, stets mißvergnügt mit der Regierung, sey sie welche sie will, nahm ihre Plane an, und empfing ihre Eindrücke; und die Menge, gewöhnt sich furchtbar zu machen, wenn sie selbst nicht fürchtet, forderte tumultuarisch, daß der Prinz von Oranien an die Spitze der Republik gesetzt werden sollte.

Die ganze Welt weiß, daß sich die Niederlande damals als eine Beute zweier Parteien ansehen mußten. Die eine wollte einen Statthalter, die andere wollte ihn nicht. Jede Partei unterstützte ihre Absichten oder ihre Leidenschaft mit einigen hinlänglich scheinbaren Gründen. Jeder Leser wird durch folgende kurze Darstellung derselben von ihrer Festigkeit zu urtheilen im Stande seyn.

Um allen Verdacht der Parteilichkeit zu entfernen, kann ich versichern, daß ich sie aus Schriftstellern entlehne, die die vereinigten Provinzen selbst gebilligt haben.

Die Partei der Statthalterschaft gründete sich vorzüglich auf die Gewohnheit alter Zeiten in ihren Provinzen, welche von den Grafen, vereinigt mit dem Volke, regiert worden waren. Als sie sich vereinigten, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, und ihre Religion zu sichern, wollten sie, wenigstens zum Theil, die alte Form beibehalten, und wählten sich einen Statthalter. Glänzende Erfolge rechtfertigten diesen Entschluß. Wilhelm legte den Grund des Staats, Moritz führte die Mauern auf, Friedrich Heinrich setzte das Dach darauf. — Dies sind Dinge die niemand leugnen kann, und die die Dankbarkeit des Volks aufrufen. — Wilhelm II. ließ die Unabhängigkeit des Staats in dem Westphälischen

Frieden selbst von den Spaniern anerkennen. Die vier und siebenzig Jahre, daß die Statthalterschaft dauerte, waren die Zeit unseres Glücks und Ruhms. Diese Würde wurde ungefähr zwei und zwanzig Jahre abgeschafft, und in dieser Zeit sahe sich die Republik jämmerlich zerrissen, durch bürgerliche Uneinigkeiten und durch auswärtige Kriege. Drei dieser Provinzen hatten schon das Joch des Siegers übernehmen müssen, und die andern waren beinahe demselben Schicksal unterworfen, als die Wahl eines Statthalters den Staat vom Verderben rettete. Wilhelm, der Dritte, wurde der Wiederhersteller des Staats, dessen Stifter und Vertheidiger seine Vorfahren gewesen waren *).

Zu der Erfahrung der Vergangenheit fügte man politische Räsonnements auf die Zukunft hinzu. Jede dieser Provinzen, sagte man, ist souverän und unabhängig von den andern, sie kann also ihr besonderes Interesse haben und hat es auch wirklich. Ist es daher nicht gefährlich,

*) Jacobi alte Geschichte der Grafschaft Spiegelberg. Catechismus van het Stadthouderschap. Jacobi Geschichte der siebenjährigen Verwirrungen ꝛc. wiederholt ebenfalls was damals gesagt wurde. *Raynal* hist. du Stadthouderat. In Wagenaars Vaderl. Gesch. findet man auch alles, was die Oranier stets für die Statthalterschaft gesagt haben.

daß sie mehr ihren eigenen Vortheil, als den, der gemeinschaftlichen Union sucht? Man muß also einen Statthalter haben, der die Bande der verschiedenen Theile in der Konföderation in sich vereinigt, der der Mittelpunkt ist, worin alles zusammenläuft, der die Berathschlagungen in gefährlichen Zeiten beschleunigt, der alle Kräfte nach einem Ziel hinlenket, kurz, der aus mehrern Staaten einen macht. — Diese augenscheinlichen Vortheile der Statthalterschaft sind nicht zu läugnen. —

Außerdem noch ist der Statthalter ausgezeichnet durch seine Geburt, durch seine Verdienste, und ehrt die Republik, die er vorstellt. Die fremden Mächte glauben, daß eine Verbindung mit den Staaten sicherer sey, wenn ein erlauchtes Oberhaupt das Band ist. Die fremden Minister finden es viel bequemer, nur allein mit ihm unterhandeln zu müssen. Ein Statthalter, von aufmerksamen Augen beobachtet, kann mehr Sorge und Aufrichtigkeit in der Ausübung seiner Gewalt anwenden, und alles wird besser gehen, als wenn die ausübende Gewalt unter viele vertheilt ist. Der Soldat freuet sich einen Zeugen seiner Dienste zu haben, der die Macht hat, sie zu belohnen; er will lieber von einem Generale abhängen, der den Krieg kennt und führt, als von einem fried-

lichen Rathe, der nichts als sein Gesetz kennt. — Diesem Satze stimmte die Armee bei. —

So bald einmal bewiesen war, daß die Statthalterschaft vortheilhaft sey, so entschieden die Freunde des Hauses Oranien, daß man über die Wahl des Statthalters nicht lange nöthig habe zu berathschlagen. Die Tapferkeit, die Dienste und Macht, die Wünsche des Volks, das Geschrei der Soldaten, die Bewegungen der Feinde der Republik, alles bezeichnete das Oranische Blut. Die Helden dieses Hauses schienen in ihrem Erben wieder aufzuleben; nur die Gelegenheiten hatten ihm gefehlt, seine Talente und Tugenden zu zeigen.

Dies sind die Gründe, worauf man die Wahl eines Statthalters stützte: Was man von der andern Seite davon dachte, aber nicht laut zu sagen wagte, um sie zu hindern, ist folgendes:

Es war eine Zeit, wo die vereinigten Niederlande, wie der Rest der andern Provinzen, Herren gehorchten, die zugleich über andere Völker herrschten; Statthalter waren damals nöthig in dem Theile ihrer Staaten, wo sich diese Prinzen nicht selbst aufhielten. Seitdem aber unsere Souveräns unter uns wohnen, scheint es unnütz und selbst lächerlich zu seyn, die Sorge der Regierung in andere Hände zu legen. Wilhelm I. würde uner-

achtet seiner Dienste und seiner Verdienste niemals zu der Stelle eines Statthalters erhoben seyn, wenn man ihn nicht darin, von Philipp eingesetzt, gefunden hätte. Als die Stelle erledigt war, dachte man nicht daran, sie wieder zu besetzen, und ohne den Stolz und die Verrätherei des Leicester würde sie Moritz nicht eingenommen haben. Der Ehrgeiz Wilhelms, des Zweiten, verbannte die Statthalterschaft, aber Wilhelm, der Dritte, bahnte sich den Weg dazu durch den Tod der beiden berühmten Brüder Witt. Seine Verwaltung glich genug einem Königreiche, und wenn ihm England nicht den Thron angeboten, oder wenn er einen Sohn gehabt hätte, dessen Interesse ihn lebhaft gereizt, so würde die Republik schon längst nicht mehr frei seyn.

Ist seit den 45 Jahren, daß die Republik ohne Statthalter ist, ihr Glück vermindert worden? Hat sie nicht ehrenvoll einen schweren und lästigen Krieg geendigt, in welchen sie die Leidenschaft Wilhelms, des Dritten, unbedachtsam verwickelt hatte? Hat sie nicht zu dem Ansehen, das sie bei ihren Alliirten hat, noch durch ihre Mäßigung und Billigkeit das Vertrauen der Nachbarn hinzugefügt? Europa sahe sich unglücklicherweise als den Schauplatz mehrerer Kriege, hat die Re-

publik dabei eine andere Partei ergriffen, als sie zu endigen? Ihre durch den Ehrgeiz der Statthalter verwirrten Finanzen haben angefangen sich wieder zu erheben. Ihre Vereinigung, die so oft in ihren Provinzen beunruhigt wurde, ist vollkommen gewesen. Ihre Bürger, zufrieden mit der Regierung, haben nie einen Schritt gewagt, sie zu verwirren. Alles war in gehöriger Ordnung.

Man leugnet nicht, daß ein Statthalter der Republik einigen Vortheil bringen könne, aber wie viele böse Folgen sind nicht bei einer solchen Regierung zu fürchten? Kann nicht der Ehrgeiz, als König zu herrschen, einen Statthalter verführen, der schon eine Gewalt ohne Grenzen besitzt? *) Wird er nicht mörderische und verderbliche Kriege anfangen und sie gleichsam ewig machen, weil sie ihn zum Herrn und Schiedsrichter der Republik machen? Werden nicht seine Privatabsichten den Staat zu Schritten verleiten, die seinem wahren Interesse und Ruhm entgegen sind? Wird er bei Austheilung der Gnade nicht die höfischen Schmeichler den Bürgern vorziehen, und seine Leidenschaft dem öffentlichen Wohl? Wird er nicht durch seine Tyrannei oder durch seine Schmeicheleien und Herablassung unver-

*) Warum setzten denn nicht die Herren die Grenzen bestimmt auseinander, damit die Republik selbst den eingeräumten Vortheil genießt? —

merkt die Liebe zum Vaterlande in den Herzen des Volks schwächen?

Man kann noch hinzufügen, daß, wenn selbst die Lage der Geschäfte einen Statthalter forderten, man lieber aus irgend einem andern Hause als aus dem Oranischen, denselben nehmen müßte. Die Republik müsse, indem sie einen starken Arm zur Vertheidigung suche, einen Arm vermeiden, der mächtig genug sey, sie zu unterjochen, und da sie schon in Gefahren geprüft habe, so müsse sie jetzt ihre Furcht und Vorsicht verdoppeln. Wahr ist es, daß alle Versuche gegen die Freiheit nicht gelungen sind, aber sie wurden damals nicht unterstützt durch die ganze Stärke eines großen Königreichs. Prinz Wilhelm hatte nur eine Tochter, der Herzog von Cumberland war nicht verheurathet; ganz Europa ist Zeuge des Ehrgeizes des Hofes in London, in Absicht auf ihn, und was in Schweden vorgefallen ist, scheint nicht ganz eigentlich Holland eine Versicherung zu geben.

Nach allem diesem kann man sicher behaupten, daß die Erhebung des Oranischen Hauses nichts als Unglück hervorbringen wird, wenigstens wird es die vereinigten Provinzen den Leidenschaften der Engländer Preis geben.*) Die

*) Die Politiker mögen entscheiden, ob diese Weissagung eingetroffen ist. Man hat dies in den allerneuesten

Republik wird sich für ihre ärgsten Feinde, für ihre Vernichter, erschöpfen, sie wird das Blut ihrer Bürger zu Wasser und Lande verspritzen, um Spanien zu zwingen, den Engländern Privilegien zu geben, die ihr selbst verhaßt, und nachtheilig für den allgemeinen Handel der Nationen seyn werden.

Diese Räsonnements verdienten allerdings Ueberlegung; aber die Begebenheiten des Krieges 1672 haben, sagte man, alle Geister zu Gunsten der Statthalterschaft eingenommen. Wenn es eben so wahr wäre, als es falsch ist, daß ein Statthalter damals die Rettung der Republik war, so sind jezt die Umstände so verschieden, daß man daraus nichts zum Vortheil seines Nachfolgers schließen kann. Frankreich hat beinahe dieselben Vortheile, Eroberungen zu machen, die es damals hatte, einen mächtigen, siegreichen und geliebten König; einen General, *) gleich geschickt, Begebenheiten zu entwerfen, vorzubereiten und auszuführen, bei dem selbst seine Neider, wenn er deren noch hat, genöthigt sind, Fehler zu wünschen; zahlreiche, geübte, unbesiegbare Armeen, wenn sie nicht durch die Fehler ihrer Anführer ge-

Zeiten dem Erbstatthalter zur Last legen wollen, wogegen er sich mit Gründen vertheidigt hat.

*) Der Marschall von Sachsen.

schlagen werden. Aber die Nachtheile, die in jenem Kriege die Gestalt der Dinge in den Niederlanden änderten, sind jezt nicht mehr zu fürchten.

Frankreich sahe damals, daß sich ganz Europa rüstete, um den Glanz seiner Siege zu begrenzen, oder den Lauf derselben aufzuhalten. Jezt macht es Fortschritte und schnelle Eroberungen ohnerachtet der Kraft des verschwornen Europa. Damals hatte es Alliirte, die seine Plane verrückten, und seine Vortheile vereitelten, jezt hat es Alliirte, deren Treue und Edelmuth ihrer Stärke und Klugheit gleichkommt. Damals theilte es zu sehr seine Macht, um sich eine große Anzahl von wenig befestigten und wichtigen Oertern zu sichern, jezt weiß es ganze Provinzen zu behaupten, ohne seine Armeen zu schwächen.

Ich übergehe viele andere Bemerkungen, die den Magisträten in den Niederlanden nicht entgingen. Man weiß, daß ein Statthalter nicht nach ihrem Geschmacke ist, und wenn sie wider ihren Willen nachgaben, so geschahe es nur, um den Eigensinn der Menge nicht noch mehr zu reizen. Nicht Einsicht und Verstand fehlte ihnen, sondern nur Vestigkeit in ihren Grundsätzen. Der Geschmack des Volkes fing an die Geschäfte der vereinigten Provinzen zu ordnen, so wie die Insolenz der Janitscharen die Entschlüsse des Divans

diktirt. Eine Republik von Kaufleuten beträgt sich wie ein ganz militärisches Reich.

Die Franzosen rückten näher heran, und eroberten Bergen op Zoom. Dieser Verlust für die Republik wurde der Vortheil des Statthalters. Die ganze Revolution, die schon lange vorbereitet war und durch den Einfall der Franzosen in die Provinzen zum Ausbruch kam, war größtentheils das Werk der Schiffszimmerleute, Handwerksburschen und des Pöbels; sie wurde mit einer Eile betrieben, wovon man noch kein Beispiel hatte. Vom 24sten April bis zum 10ten Mai 1747 war das Werk vollendet, und der Prinz Statthalter, Generalkapitän und Admiral.

Der Aufstand brach zu Veere, einer Seeländischen, dem Prinzen gehörigen Stadt aus *.) In der Nacht vom 24sten auf den 25sten April kamen mehrere Officiere und Unterofficiere der Bürgerkompagnie von der Oranischen Fahne, die die Wache hatte, zum Bürgermeister Huyßen, und zeigten ihm an, daß eine große Bewegung unter den Einwohnern der Stadt sowohl, als auch unter den Soldaten herrsche, daß sie alle

*) Ich liefere hier einen Auszug aus dem Stadtregister der Resolutionen, der Bürgermeister und Regenten der Stadt Veere. Dienstags am 25. Apr. 1747. Morgens um 5 Uhr faßte der Rath den Schluß, den Prinzen zu erheben.

insgesamt wünschten und forderten, daß der Prinz von Oranien an die Spitze dieser Provinz gestellt werden möchte. Der Bürgermeister ließ des Morgens um 3 Uhr den ganzen Rath versammlen. Indeß nahm die Bewegung unter dem Volke zu, und es forderte tumultuarisch, daß der Bürgermeister Verelst, der ächt oranisch gesinnt war, und einige andere Regenten, sich herunter auf den Platz begeben sollten. Sie gingen herunter zu der Kompagnie von der oranischen Fahne, an welche sich das Volk angeschlossen hatte. Das Volk wiederholte seine Wünsche und Forderungen einstimmig, daß der Rath, so bald als möglich, den Entschluß fassen möchte, den Prinzen von Oranien von Seiten dieser Stadt zum Statthalter, Kapitän-General und Admiral zu erheben, und daß er alles anwenden möchte, um die Staaten der Provinz Seeland zu einem gleichförmigen Schlusse zu bringen. Hierbei schrie der Haufe: „er sey bereit, in diesem Falle dem Rathe in allem pünktlich zu gehorchen, und dann unter der Anführung des Prinzen von Oranien, Vermögen, Blut und Leben zur Vertheidigung des lieben Vaterlandes aufzuopfern.“ Verelst, Flodroff und die andern Regenten fingen nun an zu überlegen, und faßten endlich einstimmig den Schluß:

„Der

Der Rath habe dieselbe Absicht, die seine gutgesinnten Bürger für den Prinzen von Oranien ausdrückten. Die gegenwärtige Verbindung der Dinge und die große Gefahr, worin sich jetzt die Republik und besonders diese Provinz befinde, erlaube nicht mehr, daß man sich länger von Personen und Provinzen, die andere Gesinnungen hegten, von einer Wahl abhalten ließe, die so heilsam und nothwendig für den Staat sey; sie hätten also einstimmig beschlossen von Seiten dieser Stadt: den durchlauchtigsten Prinzen und Herrn, Wilhelm Karl Heinrich Friso, Prinz von Oranien und Nassau ꝛc. zum Statthalter, Admiral und Kapitän-General dieser Provinz zu erwählen und ihren Deputirten bei den Staaten der Provinz aufzugeben, diesen Entschluß den Staaten anzuzeigen, und sich alle Mühe zu geben, daß alle Glieder dieser Provinz einmüthig und einstimmig dem genannten Prinzen diese Würden übertragen möchten, daß man ihn dann ersuchen sollte, durch eine feierliche Deputation in die Provinz zu kommen, um daselbst unter göttlichem Segen und in Verbindung der Herren Staaten Entschlüsse zu fassen und Maaßregeln aufzufinden, um die große Gährung zu dämpfen und das liebe Vaterland zu retten.

Das Volk wurde von diesem Schlusse benachrichtigt, und ein freudiger Jubel durchtönte die Luft, das Jauchzen und Frolocken nahm kein Ende, und die Herren Bürgermeister wollten sogar Freudenthränen und Thränen des Dankes in den Augen der guten Bürger gesehen haben. —

Es ist etwas merkwürdiges und auffallendes, daß der Prinz an demselben Tage, nämlich den 25 April, an die Staaten von Seeland folgenden Brief schrieb. Ich darf dem Leser hier in seinen Urtheilen nicht vorgreifen, und setze also nur den Brief hierher:

Edelmögende Herren!

In dem gefährlichen Zustande, in welchem die Republik überhaupt, und insbesondere die Provinz Seeland, durch den feindlichen Einfall der Franzosen in Staatsflandern, woran jene Provinz grenzt, sich befindet, habe ich es für meine unverletzliche Pflicht gehalten, Ihren Edelmögenden, deren Lehnmann zu seyn ich die Ehre habe, meine Person und Dienste anzubieten, um bei der Vertheidigung der Provinz Seeland gebraucht zu werden, so wie Ew. Edelm. zum besten Nutzen von jener Provinz und der guten Einwohner, es anzuordnen geruhen werden.

Wenn Sie, Edelmögende Herren, Ihnen dieses mein Anerbieten sich wollen gefallen lassen: so

bin ich bereit, mit gleichem Eifer und Willigkeit, wie meine Vorfahren, meine Person und sämtliches Vermögen, für die Wohlfahrt des Ganzen, und die Erhaltung der Provinz Seeland insbesondere, wie auch zum Schutz unserer theuren, und jetzt in Gefahr sich befindenden Freiheit im Glauben und Leben freudigst aufzuopfern.

Ich bin bereit, mich auf die erste Aufforderung, Zuschrift oder Befehl Ew. Edelm. nach jedem Platz in Seeland zu begeben, wie sie es am rathsamsten halten, um auf meine eigenen Kosten und ohne die Provinz in diesen schlechten Zeiten im mindesten zu beschweren, so viel zur gemeinen Beschützung alles dessen, was schätzbar ist, beizutragen, als in meiner Macht seyn wird. Ich will mit Ew. Edelm. und allen guten Einwohnern der Provinz Seeland alle die Gefahren über mich nehmen, welche die Vorsehung noch etwa über die Provinz verhängt hat. Und hierzu ist mir die Zeit und Gelegenheit um desto günstiger, weil keine von den drei Provinzen mit der Landschaft Drente, wo ich die Ehre habe, Statthalter zu seyn, irgend einer Gefahr ausgesetzt scheint. Unter dem Wunsche rc. Leeuwarden am 25 Ap. 1747.

W. K. H. F. Prince d' Orange.

Die Kühnheit der Menge und die Schwäche der Obrigkeit vermischten sich mit einer Schnel-

ligkeit ohne Beispiel. In wenigen Tagen waren alle sieben Provinzen voll, von einer schrecklichen Verwirrung. Die Unparteiischen selbst wurden in dem Strome mit fortgerissen, und es schien nicht daß irgend ein Bürger Lust hatte, sich demselben zu widersetzen. Der Prinz wurde zum Statthalter ausgerufen; Seeland gab ihm das Marquisat von Veere und Vließingen und das Recht des ersten Edeln wieder, und Holland und Westfriesland schickten eine Kommission an ihm, mit folgender Deklaration:

Ihre Edel Großmögende haben in Hinsicht der traurigen Umstände der Zeit und Sachen, und um unter göttlichem Seegen diesen Staat desto eher aus dem besorglichen und gefährlichen Zustande, worin er sich befindet, zu retten, heute in ihrer Versammlung, mit einstimmiger Einwilligung aller Glieder, Se. Hoheit, den Herrn Wilhelm Karl Heinrich Friso, Prinzen von Oranien Nassau zum Statthalter erwählet, und ersuchen Se. Hoheit so bald als möglich nach dem Haag zu kommen.

Auf diese große Begebenheit folgte eine andere, die dadurch nothwendig geworden war; die Generalstaaten, denen es zukam, die Würde des Kapitän und Admiral-General zu ertheilen, bekleideten damit den neuen Statthalter. Die Urkunde hiervon ist folgende.

„Die Generalstaaten der vereinigten Provin-
„zen ꝛc. thun hierdurch zu wissen, daß es nö-
„thig gewesen ist, eine fähige und qualificirte
„Person zu bestellen und zu autorisiren zum
„Kapitän und Admiral-General der Kriegs-
„leute zu Wasser und Lande, die in unsern
„Diensten sind, zur Stütze des Staats und
„der Regierung in diesen Ländern, und zur
„Leitung der kriegerischen Geschäfte; Aus die-
„sen Gründen, und indem wir die guten Ei-
„genschaften und Fähigkeit S. Hoheit des
„Prinzen Wilhelm Karl Heinrich Friso ꝛc.,
„und indem wir uns auf seine Standhaftig-
„keit, und Neigung für das Glück dieses Lan-
„des stützen: so stellen und autorisiren wir Se.
„Hoheit, den genannten Prinzen ꝛc. zum Kapi-
„tän und Admiral-General über die Kriegs-
„leute zu Wasser und Lande, die in unsern
„Diensten sind, und geben Se. Hoheit vol-
„le Gewalt uud Autorität in dieser
„Qualität die genannten Truppen
„zu kommandiren und ihnen zu be-
„fehlen, was zur Vertheidigung
„und Erhaltung der Union, der Ver-
„theidigung des Staats, der Rechte
„und Privilegien des Landes, so
„wohl im allgemeinen als auch jeder
„Provinz insbesondere, des Schuz-

„zes der Einwohner, der Erhaltung
„der wahren reformirten Religion,
„nach der Art, wie sie jetzt unter der
„öffentlichen Autorität in den Pro-
„vinzen, Ländern und Städten aus-
„geübt wird, endlich zur Stütze der ge-
„genwärtigen Regierungsform dient,
„und zwar übertragen wir ihm diese
„Würden mit der Autorität, Rechten,
„Ehre und Vorzügen, die damit ver-
„bunden sind, so lange bis wir etwas
„anderes darüber bestimmen. Auch soll
„S. Hoheit freie Gewalt haben, über die Pa-
„tente und andere Dinge, die den Krieg be-
„treffen, wie die Herren Prinzen von Oranien,
„die glorwürdigen Vorfahren S. Hoheit, als
„Statthalter in Absicht auf die Truppen es ge-
„than haben.

„Auch befehlen und ordnen wir ausdrücklich
„für alle und Jede, besonders den Officieren der
„Truppen, Obersten, Hauptleuten der Kaval-
„lerie und Infanterie, und andern Kriegern
„in unserm Dienste und Solde, Se. Hoheit
„in dieser Würde anzuerkennen, zu ehren und
„zu gehorchen, und ihm treulich helfen, indem
„sie seine Befehle vollziehen. Se. H. der dem
„Staate als Kapitän-General dient, wird
„deswegen den gewöhnlichen Eid in unsere Hän-

„de ablegen, oder denen, die wir hierzu befeh„ligen werden, auf die Instruktionen, die wir „für nöthig halten werden zu geben.

Geschehen in unserer Versammlung zu Haag, unter unserm großen Siegel, und Unterschrift unsers ersten Greffier, am 4ten Mai 1747.

Ich habe diese Urkunde deswegen hierher gesetzt, damit jeder Leser sehen kann, was der Statthalter als Kapitän-General für Pflichten und Rechte hat.

Der Prinz kam hierauf in die Versammlung der Generalstaaten, um in seiner Würde Platz darin zu nehmen, und hielt folgende Rede:

„Ich bin unterrichtet worden, durch die De„putirten Ew., daß Sie es für nützlich gefun„den haben, mich zum Kapitän-General und „Admiral der Union zu ernennen. Ich geste„he daß ich mich zu schwach fühle, für eine „so schwere Last. Ich habe noch nicht Gele„genheit gehabt, mir die nöthige Erfahrung in „der Kriegskunst zu erwerben, aber ich habe „mir aus der Theorie derselben ein fleißiges „und eigenes Studium gemacht, und das Zu„trauen, welches Sie heute in mich setzen, „wird mich anspornen, meine Aufmerksamkeit „zu verdoppeln, um Ihrer Erwartung zu ent„sprechen. Ich unterwerfe mich in allem der

„Vorsehung, Die Einstimmigkeit in meiner „Wahl macht sie mir schätzbarer, ob ich gleich „nicht verbergen kann, die Gefahr worin sich „die Republik befindet, durch den Einfall eines „mächtigen und listigen Feindes, durch den „unglaublichen Verfall des Handels, durch „gänzliche Vernachläßigung der Kriegszucht; „dies alles vermehrt unendlich bei den gegen„wärtigen Umständen die Last dieser wichtigen „Stelle.

„Allein wenn ich bedenke, daß der Gott, „den wir anbeten, noch derselbe ist, der die un„erschütterliche Stütze meiner Vorfahren war: „so hoffe ich mit der Hülfe dieses Gottes mei„ner Väter, auf dem Wege, den ich gehen „will, indem ich mein Vermögen und mein „Blut opfere, wie sie es thaten, die Republik „aus der großen Gefahr zu retten, worin sie sich „befindet. Hierzu verpflichte ich freiwillig mei„ne Person in der Hoffnung der Wiederhersteller „des alten Glanzes zu seyn, welchen die Republik „bei allen Völkern Europens hatte, und den sie „in dem Genusse eines dreißigjährigen Friedens „verlohr. Ich wünsche von ganzer Seele, daß „Gott uns von unsern Feinden befreien, und „der Republik die herrliche Freiheit, und die „wahre reformirte Religion erhalten mag, so

„lange als Königreiche und Staaten auf der „Erde seyn werden.“

Der Graf Karl Benting, Deputirter von Oberyssel, und Präsident dieser Woche antwortete hierauf:

Ihre Hochmögenden sahen den traurigen Zu„stand, worin sich unsere Land- und See„macht, aus Mangel eines Chefs, befindet, „und haben geglaubt, ihr ganzes Vertrauen „auf Ew. Hoheit setzen zu können, da Sie aus „einem Hause abstammen, dem die Republik „ihre Freiheit, ihre Religion, ihren Handel „und alle ihre Eroberungen, selbst die Stufe „der Größe verdankt, worauf sie gestiegen ist, „und von welcher sie nur fiel, indem sie sich zu „sehr auf einen treulosen Nachbar ver„ließ. Ueberzeugt, daß Ew. Hoheit nicht un„terlassen werden, den Fußtapfen ihrer Vor„fahren zu folgen, haben alle Konföderirte ein„müthig Ew. Hoheit zum Kapitän-General „und Admiral der Union erwählt, und über„tragen Ihnen dieselbe Gewalt und dieselben „Vorzüge, womit die Prinzen von Oranien, „glorreichen Andenkens, bekleidet gewesen sind. „Wir wünschen, daß Se. Hoheit diese eminen„ten Würden mit einer Zufriedenheit ausüben „können, die der Freude gleich sey, mit wel-

„cher sie Ihnen übertragen werden, und daß „es Gott gefallen möge, Ihre heilsamen Ab„sichten zur Erhaltung des Vaterlandes zu seg„nen.“

Dies war die feierliche Einsetzung des neuen Statthalters. Man glaubte nun die Revolution geendigt zu haben, aber dies war nur erst der Anfang. Der Plan war ganz von ferne angelegt, die Statthalterschaft mit allen damit verbundenen Würden in dem Hause Oranien erblich zu machen. Nur Wilhelm dem Dritten allein hatte man es zugestanden, die Würden, die er besäße, seinen männlichen Kindern zu hinterlassen. Diese Grenzen waren gar zu enge für die Absichten, die man sich vorgesetzt hatte, man ließ sie auch auf die weibliche, und sogar Nebenlinien ausdehnen. Es wäre vielleicht zu verwegen in die verborgenen Triebfedern, die diese Begebenheit vorbereiteten und endigten, eindringen zu wollen. Wenn es Geheimnisse waren, so wird sie die Zeit doch endlich aufdecken.

Am 7ten October schlug der Adel der Provinz Holland in der Versammlung der Provinzialstaaten vor, die Statthalterschaft, Kapitän-Admiral- Generalswürde für die männliche und weibliche Descendenz des Prinzen erblich zu machen, damit man nicht in Verlegenheit käme, wenn dieser bei den Unruhen sterben sollte. Der

Vorschlag wurde gedruckt, und verursachte keine kleine Bewegung in den Gemüthern des Volks. Holland machte den Anfang und bestimmte für die Prinzessin, wenn eine einst Erbin seyn sollte, den Titel: Gouvernantin. Die übrigen Provinzen folgten nach, und die Generalstaaten vollendeten das Werk, indem sie die Kapitän- Admiral- Generalswürde auch erblich machten. Endlich unterwarf man ihm auch die Generalitätslande, und die ost- und westindische Kompagnie erwählte ihn zu ihrem Oberdirektor.

Meine Leser werden es nicht ungern sehen, daß ich Ihnen hier die Akte über die Erblichkeit der Statthalterschaft liefere. Obgleich auch hierin die Rechte derselben nicht genau bestimmt sind; so ändert sich doch nun vieles, und was man bis hieher den Statthaltern übel nehmen konnte, das können sie nun mit Recht fordern. Veränderte Verhältnisse geben auch veränderte Rechte. Jezt ist ein Verfahren gegen den Statthalter eine Ungerechtigkeit, das vor funfzig Jahren wenigstens den Schein der Gerechtigkeit tragen konnte.

Akte von der erblichen Nachfolge in der Statthalterschaft.

Wenn Se. Hoheit stirbt, und einen rechtmäßigen männlichen Erben hinterläßt, auf wel-

chen die Aemter, Stellen und Würden fallen, und dieser sterben sollte, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen; doch aber eine rechtmäßige Erbtochter hat: so sollen die Stellen, Aemter und Würden auf diese Erbtochter fallen, und bei derselben Tode auf ihre ehelichen männlichen Nachkommen. Desgleichen, wenn nach dem Tode Sr. Hoheit kein ehelicher Sohn da wäre: so sollen die Würden forterben und kommen auf die Prinzessin *Caroline*, Tochter Sr. Hoheit, und bei derselben Tode auf ihre männlichen Nachkommen und weitere rechtmäßige männliche Erben. Ferner, wenn Sr. Hoheit noch eine oder mehrere Prinzessinnen Töchter hinterlassen sollte, und die Prinzessin *Caroline* würde sterben, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen: so *sollen* alle Würden auf diese von den Prinzessinnen Schwestern der Prinzessinn Caroline fallen, welche bei deren Absterben noch am Leben seyn würde, und auf derselben rechtmäßige Descendenten: doch soll die ältere Schwester den jüngern allezeit vorgezogen werden, und so auch deren männliche Nachkommen. Dieses alles soll aber dergestalt geschehen

1) daß die Würden eines Statthalters, Generalkapitäns und Generaladmirals auf keine, sowohl männliche als weibliche Nachkommen Sr.

Hoheit kommen sollen, die die königliche oder churfürstliche Würde bekleiden.

2) Daß sowohl die männlichen als weiblichen Nachkommen sich zur wahren reformirten Religion, so wie sie in den öffentlichen Kirchen dieser Länder gelehrt wird, bekennen sollen.

3) Daß sowohl die männlichen als weiblichen Descendenten Sr. Hoheit, welche jene Stellen erben können, in ihrer Minderjährigkeit in den vereinigten Niederlanden erzogen werden sollen.

4) Daß die Succession bei den männlichen Erben jener weiblichen Descendenten nicht eher statt haben soll, als bis eine Erbtochter mit besonderer Erlaubniß der Generalstaaten einen Prinzen geheurathet hat, der sich zur wahren reformirten Kirche bekennt, und kein König oder Churfürst ist.

5) Wenn diese Würden ein weiblicher Nachkomme erben sollte: so muß diese Prinzessin die Stellen selbst verwalten, und unter dem Titel Gouvernantin in den respektiven Kollegien Sitz nehmen, worin die Statthalter zu sitzen pflegen. Im Kriege oder bei Feldzügen sollen diese Gouvernantinnen das Recht haben, einen erfahrnen Chef über die Armee zu ernennen, der aber auch reformirt, und kein König oder Churfürst seyn darf, wie auch, der den Generalstaaten als Chef angenehm seyn muß.

6) Endlich muß während der Minderjährigkeit der männlichen Nachkommen Sr. Hoheit die Verwaltung der erwähnten Würden von der Prinzessin Mutter, unter dem Titel einer Gouvernantin, auf die beschriebene Weise wahrgenommen werden.

Wilhelm, der Vierte, genoß sein unerwartetes, obgleich lange gehofftes Glück nicht lange. Er hatte durch den Achener Frieden dem Staate Ruhe gegeben, und fing nun an sich mit der Belebung des Handels und der Manufakturen zu beschäftigen, als ihn der Tod übereilte, am 22 October 1751.

Seine Lebensumstände und Schicksale haben eine große Aehnlichkeit mit den Schicksalen Wilhelms, des Dritten. Beide wurden nach dem Tode ihrer Väter gebohren, beide hatten eine schwächliche Gesundheit, beide waren mit Töchtern Englischer Könige vermählt, beiden war der Weg zu ihren Würden lange durch eine mächtige Partei versperrt, beide gelangten dazu in unglücklichen und dem Staate den Untergang drohenden Kriegen, beider Erhebung war die Wirkung des Volks, und diese Bewegungen nahmen beidemal den Anfang in Veere. Die Geschichte stellt oft einerlei Begebenheiten nur mit Veränderung der Personen, Zeiten und Umständen dar.

Wilhelm der Vierte war der erste, der über alle sieben Provinzen Statthalter war. Sein Körper war schwächlich, sein Blick war stolz aber freundlich und Ehrfurcht einflößend. Er hatte viele mathematische Kenntnisse, und besonders kannte er sehr genau die Geschichte seines Vaterlandes; mehrere Sprachen redete er ganz fertig. Er war strenge reformirt, aber dabei sehr tolerant. Kriegerische Talente fehlten ihm; er liebte fröhliche Gesellschaften und verabscheuete die Zügellosigkeit.

Die Veränderung der Regierungsform in den vereinigten Provinzen, brachte nothwendig auch eine Veränderung der Sitten hervor, und ich glaube daß ein kurzes und treues Gemählde der Gewohnheiten der Republikaner hier nicht am unrechten Orte stehet. Vielleicht gibt es Stoff zu einem sonderbaren aber interessanten Kontrast. Meine Zeitgenossen mögen die Farben selbst verstärken oder schwächen, nach dem Maaßstabe, den ihre Erfahrung oder die Vergleichung eines halben Jahrhunderts, nothwendig machen wird.

Holland mit den übrigen Provinzen, ist ein Land, das oft überschwemmt wird, wo der Winter kalt, das Frühjahr kurz, der Sommer heiß,

der Herbst naß, und die Luft, in allen Jahreszeiten schlecht ist. Man erndtet kaum für den zehnten Theil der Einwohner Getreide, und Wein wächst gar nicht. Fruchtbare Bäume kommen nie gut fort, und man schränkt sich daher bloß auf die Anpflanzung solcher ein, die zur Zierde der Städte und des Landes dienen. Man hat keine Metalle und keine Mineralien als die man aus fremden Ländern einführt. Der Boden bringt nur sehr wenig Flachs und noch weniger Hanf hervor; die Schafe geben nur eine grobe Wolle. Der Einwohner ist sehr oft genöthigt die Erde zu verbrennen, die ihn trägt. Selbst die Heerden, die die Republik bereichern, werden hier nicht gebohren, sie kommen vom Norden mager und verhungert, und werden fett auf den gesunden Weiden, wo die Gewässer einen fruchtbaren Schlamm abgesetzt haben. Grotius mahlt mit einem Zuge sein Vaterland, wenn er sagt: die vier Elemente sind hier noch im ersten Entwurfe.

Die Einwohner dieser Länder machen mehrere Klassen aus. Die Bauern sind mehr eifrig auf die Arbeit, als arbeitsam, tugendhafter und aufrichtiger als geschickt und gewandt, größer und wohlgewachsener als stark und kernicht. Es fehlt ihnen eine gewisse Lebhaftigkeit, weil sie nur von Wurzeln, Hülsenfrüchten und Milchspeisen leben.

Mehr

Mehr Theilnahme an dem Schicksal fremder Arbeiter in ihrem Dienste, mehr Mitleid gegen diese wenn sie leiden, würde ihren Ruf erweitern. Sie bezahlen, und ihre Pflicht ist abgethan. So klagen ihre Nachbarn, die ihre Wiesen mähen.

Die Matrosen scheinen trotzig und sind nur grob, man sollte sie für liederlich halten, und doch sind sie ehrlich. Sie arbeiten mehr, und verschwenden weniger, als die Seeleute anderer Nationen. — Dem Künstler fehlt die Einbildungskraft, die erfindet, und die Geschicklichkeit, die vervollkommet; selten erhebt er sich über das Talent, welches er nachahmt. Er faßt das Passende und Regelmäßige, aber das Gefällige und Reizende entgehet ihm. Da ihm nur allein die Arbeit bezahlt, die Kunst aber für eine Kleinigkeit geachtet wird: so dünkt mich, kann man den Mangel der Aufmunterung mit dem Mangel des Genies verbinden, und daraus die Mittelmäßigkeit der holländischen Waaren erklären.

Die Obrigkeit, die überall das edelste Geschäft in der Gesellschaft verrichtet, ist unglücklicher Weise seit 1747 in den Besitzungen der Republik nicht mehr so geehrt als sonst. Die Magistratswürde selbst hat viel von ihrem Ansehen verlohren, vielleicht weil sie viele Schwächen gezeigt, und allmählich von den Grundsätzen der Recht-

schaffenheit, von dem Eifer und der Größe der Seele, die sie den Völkern verehrungswürdig macht, nachgelassen hat.

Der Adel leidet an der epidemischen Krankheit, die sich unter ihm in ganz Europa ausgebreitet hat. Er ahmt ohne Unterschied die Sitten, Moden, die Lächerlichkeiten bis auf die Galanterien und Ausschweifungen der Franzosen nach. Indeß so wie die Großen in den Freistaaten nur nach dem Verhältniß des Guten, welches sie stiften, oder stiften wollen, geschätzt werden: so sichert sie die Erziehung und die Politik vor einem übermäßigen Stolz. Sie handeln alle nach dem Sprüchwort Wilhelms, des großen Stifters ihrer Republik: „l'homme coute bien peu, quand il ne coute qu'un Salut." Nach dieser Lage ehrt der einfache Bürger ihre Geburt, und schreibt ihr auch die kleinsten Tugenden zu.

Die Kaufleute sind durch ihre Reichthümer die Nebenbuhler des Adels, sie sind die Stärke und der Glanz dieses Staats, oder besser gesagt, sie machen den ganzen Staat aus. Ein Land, wie dieses, das nicht einmal die nothwendigsten Dinge zur Erbauung und Ausrüstung der Schiffe hat, bedeckt durch seine Industrie das Meer mit seinen Flotten; es hat keinen Gegenstand des Luxus, der Bedürfnisse, oder der Nothwendig-

keit, den es den Nachbarn liefern könnte, und doch ist es das Magazin von ganz Europa geworden. Alle seine Hafen, und besonders der in Amsterdam, sind so schlecht, daß die kleinsten Fahrzeuge nicht ohne Gefahr, und keine großen Schiffe, ohne auszuladen, einlaufen können, und doch giebt es keine volkreichere Hafen in der Welt als diese. Die Weisen, die auf die Quelle dieser Erscheinung achten, die interessanter für die Menschheit ist, als die Gewalt der Eroberer, werden finden, daß Holland einer innerlichen Ruhe genoß, während daß andere Völker von bürgerlicher Wuth herumgetrieben wurden. Die Politik war an andern Orten noch in ihrer Kindheit, und in Holland machte sie reißende Fortschritte.

An andern Orten erstickte man die Industrie durch übelberechnete Auflagen, Holland munterte seine Manufakturisten durch Belohnungen auf. Der hohe Werth, den man hier auf Reichthümer setzt, füllt den Platz der Ehre aus, die man in andern Ländern mit den bloßen Vorzügen der Geburt oder anderer Verhältnisse verbindet. Ein lächerliches Vorurtheil vermischte in gewissen Ländern den Kaufmann, der in allen Theilen der Welt Befehle gibt, mit dem niedrigsten Handwerker, und die Niederlande erhoben ihn zum

Range ihrer Gesetzgeber. Mächtige Monarchien bildeten Soldaten, Holland, aufgeklärter, bildete Kaufleute, und zog auch die aus fremden Ländern an sich. Alle Neuerungssüchtige, oder gedrückte Religionsparteien, die die Verfolgung aus andern Reichen verbannte, fanden eine sichere Zuflucht in den vereinigten Niederlanden. Hierdurch vermehrte sich unvermerkt die Zahl der Einwohner.

Die Unmöglichkeit sich hier zu erhalten, erzeugte die Industrie, sie wurde zur Gewohnheit, und dadurch dem Lande gleichsam natürlich. Der berichtigte Johann Law, der um die zwei tausend Millionen Schulden Ludewigs XIV. zu bezahlen, die Anzahl der Gläubiger des Staats, bis auf fünf hundert und eilf tausend, durch sein Finanzsystem vermehrte, und England und Holland in dies Unglück verwickelte, der aber demohngeachtet mehr Gutes als Böses in Frankreich stifftete, dieser bekannte Abentheurer behauptete, daß Holland, so lange als das Geld das Mittel des Handels wäre, nie das Uebergewicht im Handel verliehren könnte, weil es mehr Geld als andere Nationen aufgehäuft habe. Aber das, was sich seit 1747 zugetragen hat, beweist uns, daß sich dieser große Rechenmeister verrechnet hat. Seit dem Europa seine Augen auf sein wahres Interesse gerichtet hat, ist Holland nicht die ein=

zige, auch nicht einmal die am meisten handelnde Macht. Ihr Geiz, ihre Haabsucht hat die Völker in andern Welttheilen, die ihr Joch tragen mußten, empört, und ihre Aufführung hat diese Empörung gerechtfertigt. Die andern handelnden Völker Europens, gleich aufmerksam auf ihre Schwäche als auf ihre Vortheile in beiden Indien, haben einen großen Theil der letztern an sich gezogen. Ihre Haabsucht verleitete sie, ihren Gott und ihr Vaterland zu verläugnen, und ihr Stolz raubte ihnen den gehoften Gewinn, und hat ihn den Engländern zugeführt. England genießt die Früchte holländischer Ungerechtigkeiten in Asien.

Die Republik hat noch mehr von Seiten der Stärke, als von Seiten des Reichthums verlohren. Die Stifter, die der Ehrgeiz anfangs zu Kriegern machte, wurden in der Folge Kaufleute aus Nothwendigkeit, und die Leidenschaft des Interesse, erstickte bald die Leidenschaft des Ruhms. Der Soldat hatte oft sein Leben gewagt zur Vermehrung seines Ruhms, der Kaufmann wagte es für sein Interesse, und fürchtete nicht die dunkele Unberühmtheit. Der Soldat hatte den Krieg seinem Glücke vorgezogen; der Kaufmann kannte keinen herrlichern Triumph als die Vermehrung seines Geldes, dies ist der Gott,

dem er opfert. Der Soldat hatte seinem Vergnügen aufgeopfert, was ihm eine einzige Gefahr erwarb, und was ihm der erste Vorfall rauben konnte; der Kaufmann bewahrte mit mehr Sorgfalt den Preis seines Schweißes und Ausdaurens. Der Soldat wünschte nur Streit und harrte stets auf Krieg: der Kaufmann sahe keine Sicherheit für sich als im Frieden und wünschte ihn.

Jedes Volk hat seinen eigenthümlichen Charakter; der holländische ist ein Kaufmanns-Charakter. Reichthümer und Ueberfluß führen auch Fehler und Laster ein. Haabsucht und Ueppigkeit sind zwar Extreme, aber sie grenzen hier an einander. Der Holländer handelt um einen Ryder auf ein Faß Kaffee, und giebt mehrere tausend Gulden für eine Tulipen-Zwiebel. Seine Begriffe von Ehre sind von seinem Geldkasten entlehnt; wenn er seinen Sohn beschimpfen will; so macht er ihn zum Hauptmann unter den Truppen. Sein Buchhalter gilt ihm mehr, als der General, den er bezahlt. Der Geist der Handlung herrscht in ihrer Politik, in ihren Bündnissen, in ihren Kriegen und in ihren Unterhandlungen. Sie halten Truppen aus Liebe zum Frieden, und um Beschirmer der Ruhe zu haben. Eine natürliche Folge des Handels, der Völker durch die stärksten Bande, nämlich durch die Be-

friedigung gegenseitiger Bedürfnisse, verbindet, ist diese, daß die Vorurtheile ihre Kraft verliehren. Aber der Holländer hat ihnen jetzt noch nicht ganz entsagt, so wenig als der Engländer.

Ein Volk, welches der Durst nach Gelde verschlingt, scheint nicht gemacht zu seyn um die Süßigkeiten der Liebe zu schmecken. Die Holländer sind zu kalt, um eine so zärtliche Leidenschaft ganz zu empfinden. Das Hinschmelzen, das Hingeben in den Arm der Liebe, das andere Völker so sehr beglückt, das seelenvolle Hangen an dem Blick des geliebten Gegenstandes, die wechselseitige Mittheilung der Empfindungen, kurz, die wahre Natur der Liebe kennt der Holländer nicht. Ihre jungen Leute unterhalten sich bisweilen, aber nicht als wenn sie die Sache selbst fühlten, sondern als wenn sie nur davon hätten reden hören. Die Frauenzimmer selbst kommen höchstens nur auf das Nichtgleichgültigseyn, und die Keuschheit ist erblich in den Familien. Indeß ist es auch wahr, daß sie sich selbst für ihre Tugend bezahlen durch eine unumschränkte Herrschaft, die sie sich über ihre Männer anmaßen. Diese geduldigen Gatten gehen ganz gelassen unter das Joch, obgleich ihr Haus ihnen keine Entschädigung darbietet. Sie sind beinahe ihren Dienern gleich, bisweilen Herren ihrer Söhne, und oft genug Sklaven ihrer Töchter. Unter der Anleitung und dem Beispiele

der Mutter lernen diese das Betragen gegen ihre künftigen Männer an ihrem Vater, und machen nicht selten, durch eine ungerechte Verachtung gegen die Männer, daß man die Schule erkennt, aus welcher sie gegangen sind. In diesem häuslichen Verhältnisse stehet der erste Bürger des Staats und auch der niedrigste Unterthan.

Das Phlegma, das der Holländer in seiner Liebe hat, herrscht auch in seiner Religionsübung. Man hat so gar behaupten wollen, daß sich die niedrigsten Unterthanen in Absicht ihres Glaubens auf ihre Souveräns beriefen. Die verschiedenen Parteien, die sich sonst erwürgten, leben in einer vollkommenen und engen Einigkeit auf dem Boden der Republik, und betrachten sich als Weltbürger, weislich verbunden durch die Bedürfnisse und Pflichten der Menschheit. Die Obrigkeit hat noch nicht die Nothwendigkeit eingesehen, den Staat zu beunruhigen, um ungewisse und streitige Meinungen zu vernichten oder zu begünstigen; sie scheint überzeugt zu seyn, ohnerachtet der Wuth der Schwärmer, daß alle Religionen gute Unterthanen machen, wenn sie nicht durch die so genannte herrschende Religion, die einen Widerspruch in sich vereinigt, gedrückt und verfolgt werden. Die Niederlande kannten und übten zuerst die religiöse Toleranz, und gaben sie

auch durch ihren Satthalter der brittischen Insel.

Man hat vielleicht Länder, wo die Religion mehr Gutes stiftet, aber es gibt wohl keins wo sie weniger Uebel stifftet als in den Niederlanden. Schriftsteller die Vorurtheilen ergeben, oder nicht genau unterrichtet waren, haben diese wünschenswerthe Ruhe den Edikten zugeschrieben, welche die Jesuiten von der Republik ausschließen. Sie hätten aber besser geurtheilt, wenn sie diese Ruhe der Weisheit der Regierung zugeschrieben hätten, die durchaus keinem Geistlichen irgend einen Theil der politischen Autorität anvertrauet. Die Geistlichen sind mit den übrigen Unterthanen einerlei Pflichten unterworfen, und können ihr Ansehen nur von ihrer Tugend, ihrem Eifer und Gelehrsamkeit erwarten. Es war eine Zeit wo sie etwas mehr hatten, und wozu sie ihr Amt berechtigte, aber dies Etwas würde weniger als Nichts gewesen seyn in andern Händen. Der Mißbrauch raubte es ihnen. Einer von ihnen war Armenpfleger der Republik, und in dieser Eigenschaft betete er vor den Staaten bei dem Anfange und bei dem Ende jeder Sitzung. Einst ließ sich dieser Mann einfallen in seinem Gebete die Gegenstände zu berühren, über welche berathschlagt werden sollte, und unter dem Vorwande, um Erleuchtung des Himmels für die Glieder der Regierung zu bit-

ten, bemühete er sich ihnen seine Einsichten mitzutheilen, oder um es besser zu sagen, sie in seine Leidenschaften, oder in die Leidenschaften der Glieder, die ihm die ihrige eingehaucht hatten, einzuweihen. Die klugen Republikaner säumten nicht einen so gefährlichen als gefälligen Diener aus ihrer Mitte zu entfernen. Sie machten die Einrichtung, die noch jetzt beibehalten wird; der Präsident der Versammlung liest eine Gebetsformel ab, die beständig auf der Tafel liegt. Dies Gebet ist weniger vernünftig und weniger beredt, aber es ist nicht weniger gut, und der Staat befindet sich wohl dabei.

Eine Sache, die man nicht leicht bei den Holländern rechtfertigen wird, ist ihr Geiz; er erstreckt sich auf alles, auf ihre Kleidung, Equipagen, Gebäude, Spiel und Gebräuche. Sie geben bisweilen große Gastmähler, aber man siehet da mehr Verschwendung als Geschmack, weil das Geschmackvolle theurer zu stehen kommt, als die Verschwendung, oder der Ueberfluß, der jenen Mangel nicht ersetzt. Selbst in dem Genusse dieser sinnlichen Freuden stehet der Holländer andern Nationen nach.

Die lange Zeit der bürgerlichen und fremden Kriege, die innerlichen Unruhen, religiöse Zänkereien, Umwälzungen in der bürgerlichen und

kirchlichen Verfassung, haben stets einen großen Einfluß auf die Sitten der Völker; sie werden roh und wild. Der republikanische Geist und das Aufbrausen in der neuen Reform, thaten nichts um sie sanfter zu machen. Dies hat der Friede und der Handel bewirkt. Die Sucht nach Schauspielen wurde in jenen Zeiten größer als jemals. Man kann die neueste Stimmung der Franzosen mit der Stimmung der damaligen Niederländer vergleichen, und man wird die starken Züge der Aehnlichkeit nicht verkennen. Einerlei Begebenheiten haben mit etwas veränderten Umständen einerlei Folgen. Schauspiele gehören vorzüglich zu Revolutionen. Die Vorfälle in der Zeit, und besonders die in der Religion geben den Stoff her, und Wortspiele und lächerliche Possen leihen die Farben dazu. Gewisse Naivitäten schimmern zwischen offenbaren und abgeschmackten Unanständigkeiten durch, und ersetzen den Mangel des Zusammenhangs. Ich will hier den Plan eines Schauspiels abzeichnen, um eine Idee von der Litteratur jener Zeiten, von den Sitten und Fortschritten des menschlichen Geistes zu geben. Es ist interessant den Geschmack der Holländer, an dieser geistigen Nahrung aus jener Zeit, mit dem Jetzigen zu vergleichen. Man wird die Aehnlichkeit nicht verkennen.

„Ein armer Hausvater beklagt sich, daß seine sieben Kinder zu viel Eßlust haben; ihr Bauch hat keinen Grund, sagt er, und bittet, daß sie die Pest alle wegraffen möge, aber nicht auf eine langsame Art, die ihm zu viel kosten würde. Die christliche Religion, personifizirt, kommt um ihn zu trösten, und verspricht ihm daß Unser Herr für die Kinder sorgen werde, weil sie ihm angehören. „Wie! ruft der Vater, sie gehören mir zu, mich nennen sie Vater." Die Religion unterrichtet ihn, in welcher Beziehung der gute Gott aller Menschen Vater ist. „Also bin ich nur ihr Pflegevater, und dem wahren Vater kommt es zu für die Unterhaltung seiner Kinder zu bezahlen." Voller Freuden über diese Entdeckung fliegt er zu seiner Frau, und erzählt ihr, daß der wahre Vater für die Unterhaltung seiner zahlreichen Familie sorgen wolle. Wer ist denn der wahre Vater? fragt diese ganz erstaunt. „Unser Herr." „Aber ich habe ja niemals bei unserm Herrn geschlafen, ich habe mir nichts vorzuwerfen." „Das ist gewiß im Schlaf geschehen und es ist also nicht zu verwundern daß du nichts davon weißt."

Sie überrechnen nun beide, was sie für ihre Kinder ausgegeben haben, und kommen in die Kirche um den Herrn zu sprechen. Der Küster antwortet ihnen: „der Herr sey nicht mehr hier.

die Geusen hätten ihn fortgejagt, er wisse aber nicht wohin. Gehet zum Pabst, seinem Stellvertreter." Sie kommen nach Rom und fordern eine Entschädigung. Der heilige Vater kann nicht begreifen, wie der gute Gott kann Kinder in die Kost gethan haben. Er will ihnen durchaus Ablaß geben; der Vater widersetzt sich: „der wird den Magen der Kinder nicht füllen!" Der Pabst erwiedert: „daß er zwar Geld empfange, aber nichts ausgebe." Die beiden Eheleute stehen erstaunt da und der Vorhang fällt. — Dies sind die ersten Kräfte einer noch ungebildeten Kunst; dies sind die Vergnügen der Sieger Philipps. Man vergleiche damit die Stücke von dem Dichter Joost van der Vondel, besonders sein Trauerspiel, Palamedes, welches er auf Barnevelds Hinrichtung machte, man stelle daneben die jetzigen Stücke, und das Urtheil wird nicht vortheilhaft ausfallen.

Der Staat ist es, der die Schauspiele unterhält, und weil es zu viel kosten würde, wahre Schauspieler zu unterhalten: so wird das Theater den niedrigsten Handwerksleuten überlassen, die eben ein Kleid oder einen Schuh gemacht haben, und nun hier erscheinen, um die Rolle eines Cäsar oder Agamemnon zu spielen. Die Andromachen und Cornelien werden auf dieselbe Art gewählt.

Die Künste und Wissenschaften sind ohne Aufmunterung und ohne Belohnung. Man betrachtet dort die Schriftsteller als nichts bedeutende Menschen, die für ihre Werke bezahlt werden, durch das Lob, welches sie erhalten. Man hatte in jenen Zeiten (1747) weder Pensionen, noch Preisaufgaben, noch Akademien der Wissenschaften. Indeß sind doch die holländischen Druckereien nicht ohne alles Verdienst in Absicht auf typographische Schönheiten, und viele holländische Gelehrte machen durch ihre Kenntnisse in der alten Litteratur so gar Ansprüche auf die Dankbarkeit der Zeitgenossen. So viel vermag der eigenthümliche Reiz der Wissenschaften auch ohne öffentliche Belohnungen. Jetzt findet man dort einige patriotische gelehrte Gesellschaften.

Die Leidenschaft für Blumen ging in eine lächerliche Verschwendung über, unter der Regierung des Statthalters Friedrich Heinrichs, und der Staat sahe sich genöthigt, durch einen öffentlichen Befehl diese Unordnungen einzuschränken. Um das Jahr 1745 sahe man diesen verderblichen und lächerlichen Geschmack wieder aufleben. Das System der Bankonotten, sagt ein feiner Schriftsteller, verursachte verhältnißmäßig nicht mehr Bewegung in den Köpfen, noch Revolutionen in den Glücksumständen der Holländer, als der

Blumenhandel. Der gierige Handwerksmann verkaufte alles, die Frucht seiner Arbeit, den Erwerb mehrerer Jahre, das Nothwendige in seiner Familie, die Hülfsquellen für die Zukunft, alles opferte er auf, um sich einen kleinen Garten zu kaufen, wo er einige Tulipen pflanzen konnte, auf welche er die Hoffnung des größten Glücks gründete. Der Reiche kaufte diese kostbaren Zwiebeln, um sie andern noch theurer zu verkaufen. Eine Zwiebel war damals eine Art von Aktien, die, nachdem sie einigen Käufern Vortheile gebracht hatte, ihren Werth bey dem Letztern verlohr.

Um das Gemählde dieser Nation zu vollenden, will ich einige verschiedene Züge zusammen stellen, die sich zerstreuet in mehrern Schriftstellern finden.

Der Holländer frappirt anfangs durch ein kaltes, ernsthaftes Aeußere. Dieses Ansehen kommt von einem reinen eigenthümlichen Chrakter, der nichts gemein hat mit der stolzen und hochfahrenden Ernsthaftigkeit der Spanier, oder mit der stolzen Nachläßigkeit der Engländer. Im allgemeinen denkt dies Volk mit mehr Verstande als feinem Scharfsinn, spricht mit Klugheit aber ohne Grazie, entschließt sich langsam, aber sicher, verspricht nicht leicht etwas, aber es

täuscht auch nie durch sein Versprechen. Sonst verstand es den Krieg, und jetzt glänzt es noch in der Schifffahrt. Von dem, was man Generosität nennt, ist es eben so weit entfernt, als von der entgegengesetzten Ungerechtigkeit. Man hat es immer der größten Anstrengungen zur Vertheidigung der Freiheit fähig gehalten. — Es ist eben so schwer seine Freundschaft zu gewinnen als der Besitz derselben sicher und vortheilhaft ist. In dieser Rücksicht ist es gleich dem Torf, den es brennt; er entzündet sich schwer, macht aber hernach ein heftiges und anhaltendes Feuer.

Der Holländer ist im allgemeinen mehr vorsichtig als fein, mehr geschickt als geschmeidig; er ist langsam in Geschäften. Die Höflichkeit setzt er in die Stelle der Politik, und *Gerechtigkeit* in die Stelle des Gefühls. Die Abneigung, die er hat, um sich zu vergnügen, nimmt er für die Vergnügung selbst. Um alles zu sagen was charakteristisch ist, darf ich nur folgendes zusammenstellen; diese Nation ist mehr klug, als liebenswürdig, mehr kaufmännisch, als kriegerisch, mehr glücklich, als glänzend, mehr achtungswerth, als bewundernswerth, mehr gemacht für die Rolle, die sie spielte, als für die, welche sie übernimmt, oder die man sie zu übernehmen zwingt.

Wilhelm der Fünfte

Zweiter Erbstatthalter, Erbgeneral-Kapitän und Admiral.
1751.

Wilhelms Mutter war gleich nach seines Vaters Tode als Gouvernantin beeidigt. Sie übernahm mit der Vormundschaft die Verwaltung der Statthalterschaft. Ludewig Ernst, Herzog von Braunschweig Wolfenbüttel, Kaiserlicher General-Feldmarschall übernahm, mit einem Gehalte von 40000 Gulden, die Verwaltung der General-Kapitänschaft, und als die Gouvernantin Anna, am 12 Januar 1759, starb; so übertrug man ihm die ganze vormundschaftliche Regierung. Acht Personen aus den sieben Provinzen waren ihm zur Erziehung des Prinzen im Testamente zugegeben. In seinem funfzehnten Jahre kam Wilhelm schon in den Staatsrath und in die Versammlung das holländischen Adels. Man wollte ihn früh an die Geschäfte gewöhnen, um ihn desto früher, wie es scheint, davon entfernen zu können. 1766 trat er mit vielen Feier-

lichkeiten die Statthalterschaft selbst an, und auf seine Bitte behielten die Generalstaaten den Prinzen Ludewig in ihren Diensten.

Wilhelm ist gegen vieles gleichgültig, welches einige für Standhaftigkeit ausgeben; er besitzt eine natürliche Gutmüthigkeit, die man leicht mit Seelengröße verwechselt, die Rachsucht scheint er nicht zu kennen, und das gilt oft für eine Stärke des Geistes. Er scheint eifrig auf die Arbeit zu seyn, und die Wahl seiner Räthe kann seiner Menschenkenntniß Ehre machen. — Das beste Geschenk, welches ihm die Vorsehung gegeben hat, ist seine Gemahlin. Friederike Sophie Wilhelmine, Schwester des jetzigen Königs von Preußen, hat stets eine Fürstenseele gezeigt; in ihr findet Wilhelm, was er in sich selbst nicht findet. —

Die Aussichten für dieses Fürstenpaar und für den Staat, an dessen Regierung es Theil nehmen sollte, waren glänzend. Seit dem Spanischen Successions-Kriege hatten die vereinigten Niederlande zur Grundregel ihrer Regierung angenommen „sich in keine auswärtige Händel „weiter zu mischen, als es die Sicherheit und „Wohlfahrt des Staats erforderte, und beson„ders alle Kriege sorgfältig zu vermeiden." Dies war das Mittel sich wohl zu befinden, und die

Erfahrung hat die Güte desselben bewiesen. Der Oesterreichische und Amerikanische Krieg wurde ihr Unglück. Ihr Ansehen und ihr Einfluß, den sie sonst in die Geschäfte von Europa hatten, verlohr zwar durch diese Unthätigkeit, und sie können sich nicht mehr mit dem Glanze auf dem Schauplatze der Welt zeigen, mit welchem sie ehemals handelten, aber dafür würden sie glücklich im Schooße des Friedens und der Ruhe ihre Mittelmäßigkeit genießen können, wenn nicht innere Unruhen und Parteien sie so sehr zerrüttet hätten und noch zerrütteten, und wenn nicht der Ehrgeiz und die Eroberungssucht anderer Mächte hierin ein Opfer zu finden geglaubt hätten, das sie ihrer Politik schuldig wären.

Die Geschichte dieses Statthalters ist noch zu neu und unvollständig, als daß man ein richtiges Urtheil darüber fällen könnte, wenigstens würde es noch zu voreilig seyn. Die Wuth der Parteien ist noch zu groß, ihre Leidenschaften kämpfen noch zu heftig gegen einander, und machen das Auffinden der Wahrheit schwer, die wohl zwischen den verschiedenen Interessen in der Mitte liegen mag. Wahrheit kennt kein anderes Interesse, als ihr eigenthümliches, da aber meine Urtheile hier leicht den Schein der Parteilichkeit tragen könnten; so ist es besser, daß ich

ohne Urtheil, welches nur Privatmeinung bliebe die Begebenheiten darstelle, und es jedem Leser überlasse, auf welche Seite er treten und wo er die Wahrheit finden will.

In dem Kampfe zweier Parteien hat jede ihre Gründe, die meistentheils ihre Stärke von ihrem Interesse und Leidenschaften entlehnen; der Schein derselben ist es, der sie dem größten Theile der Zuschauer Beifalls- oder Verwerfungs-würdig macht. Aber dieser Schein trügt nicht selten, und welcher Zuschauer hat nicht auch einen Kämpfer, den er durch Neigungen begünstigt, die er sich selbst nicht erklären kann, wenn er seine eigenen Vorurtheile nicht in Anschlag bringen will! Indeß glaube ich, daß ganz Europa, ohnerachtet der verschiedenen Neigungen, fühlt und erkennt, daß diesem Statthalter vieles zur Last gelegt wird, woran er persönlich unschuldig ist. Seine Feinde behandeln ihn hart. Sie suchen nur seine Fehler auf, und verkennen das Gute, welches er in seinem Herzen trägt — sie rechnen ihm das zum Verbrechen an, was ihm durch seine Geburt oder Erziehung gegeben wurde; sie klagen über Vorzüge, die sie ihm selbst gegeben haben; sie hassen ihn, weil sie ihr Interesse zu zwingen scheint, ihre vormaligen Handlungen zu bereuen; sie verabscheuen ihn, weil er ein

Bedürfniß zu oft befriedigen soll, das sie für ein Laster halten; sie verfolgen ihn, weil er ihren Bedürfnissen oder ihrem Ehrgeize zu wenig opfert; sie verwünschen ihn, weil er die Vortheile seines Vaterlandes den Vortheilen der Engländer nachsetzen sollen; sie verfluchen ihn, weil er in die vermeinten Rechte der Aristokraten Eingriffe thun, und die Freiheit und Privilegien des Landes unterdrücken wolle.

Wer verkennt hier die leidenschaftliche Sprache? Das, was in dem Betragen der vorigen Statthalter eine wirkliche Ungerechtigkeit war, kann bey diesem als Gerechtigkeit angesehen werden, denn sein Verhältniß als Erbstatthalter ist nicht ganz mehr dasselbe seiner Vorfahren. Veränderte Verhältnisse geben auch veränderte Rechte, und was vorher gesetzwidrig war, kann nun gesetzmäßig seyn.

Man kann die Abneigung gegen die Statthalterschaft überhaupt, besonders gegen den jetzigen Erbstatthalter aus folgenden Gründen erklären. Zu der erstern zähle ich

1) den Neid und die Eifersucht mancher großen und angesehenen Familien. Man erinnere sich an das ewige Edikt. Hierdurch sollte das Oranische Haus von allen Würden ausgeschlossen werde; allein es erhob sich demohnerachtet, und seit-

dem sind diese großen Familien stets Feinde dieser Würde gewesen. Als hernach diese Würde den Oraniern erblich übertragen wurde: so fanden ihre Neider hierin eine unversiegbare Quelle des Hasses, der endlich so thätig ausbrach. Ihr Ehrgeiz konnte es nicht vertragen, daß sie durch die Statthalterschaft verdunkelt wurden, und daß sie selbst ihre Ehrenstellen gewissermaßen dem Statthalter verdanken mußten. Man hat behauptet, daß der Pensionär Zeeberg aus diesem Grunde gegen die Statthalterschaft gestritten habe.

2) Man irrt nicht wenn man hier die Schlüsse der berühmten Synode in Dordrecht, und das Verhalten des Statthalters Moritz als Ursach der Abneigung gegen die Statthalterschaft anführt. Alle die in der Religion nicht so dachten wie die Pfaffen auf der Synode, oder wie es Moritz haben wollte, wurden von der öffentlichen Kirche und also auch von allen öffentlichen Aemtern und Bedienungen ausgeschlossen. Dies waren besonders die Arminianer und Mennoniten. Sie waren aber Bürger und gaben ihre Abgaben so gut als die Reformirten, und doch waren sie von Ehrenstellen ausgeschlossen. Sie wußten wohl, daß Moritzens Degen Barnevelds Rock aufgewogen hatte, und weil die Statthalter auf die Erfüllung und Beobachtung der Synodalschlüsse

wachen müssen, so haßten sie deswegen diese Würde, und traten immer bereitwillig zu der Partei, die sie einschränken oder abschaffen wollte.

3) Als Wilhelm der Dritte, Statthalter wurde, so verlohren viele ansehnliche Familien ihre Regierungsstellen, und mußten sich von den Oraniern mit Verachtung behandeln lassen. Sie wurden daher auf ewig Feinde der Statthalterschaft, und haben Nachkommen hinterlassen die diesen Haß erbten, und ihm bei jeder Gelegenheit den Ausbruch verstatten. Erhalten sie eine Ehrenstelle, so ist es ihnen unangenehm, daß sie einem Bürger des Staats, als eben solche Bürger, eine Verpflichtung schuldig seyn sollen.

Das Mißvergnügen dieser ansehnlichen Familien pflanzte sich auf jeden neuen Familienzweig fort, und erhielt selbst dadurch einen Zuwachs. Ein Unglück ist es in solchen Umständen, wenn die andere Partei Blößen, oder gar gerechte Ursachen zu klagen giebt, denn ihre Feinde sehen scharf und sehen doppelt, weil sie sehen wollen. Vaterland und Freiheit dient dann zur Decke unter welcher Privatinteresse verhüllt liegt.

Man kann sicher behaupten, daß jetzt die Aristokraten in Holland das sind, was die Demokraten in Frankreich sind. Diese Menschenklasse, die überall gern

herrschen will, und die nichts für sich hat, als daß sie das Glück gehabt hat zu Familien zu gehören, welche an den städtischen Regierungen einen vorzüglichen Antheil hatten, die vorzüglich in statthalterlosen Zeiten ansehnliche und vortheilhafte Aemter bekleideten, die ihrer Herrschsucht schmeichelten, diese Menschen sind geschworne Feinde des Statthalters, in welchem sie das Hinderniß ihrer Absichten erblicken. Ihre Reichthümer setzten sie in den Stand, das Volk zu gewinnen, und die Blößen und Fehler der oranischen Partei erleichterten ihnen dies Geschäft. Der Name Patriot war das Schild an diesem Werbehause. Man muß daher sehr vorsichtig die Patrioten von den Aristokraten unterscheiden, denn diese versteckten sich *nur unter jenem* Namen, und wenn der Patriot die Beförderung des Glücks des Vaterlandes beabsichtigt, so hat der Aristokrat sein eigen Wohl auf seinem Tagebuche.

Die Patrioten bestehen aus wirklich guten Menschen, die die besten Absichten haben, aber es sind auch viele darunter ohne Anlagen, ohne Kenntnisse, welche allein aus Begierde nach Neuerungen und hernach aus Noth, zu dieser Partei traten, oder durch andere dazu genöthigt wurden. Es giebt auch einige, die in dem allgemeinen Verderben der Republik ihren Vortheil zu finden hof-

ten; andere haben bloß treuherzig geirrt. Die Patrioten würden dem Statthalter nicht viel geschadet haben, weil sie größtentheils aus Menschen der niedern Klasse bestehen, die ohne einen Anführer gar bald ihr Vorhaben aufgeben. Allein die Aristokraten hängen durch Erziehung und Grundsätze einem System an, und verliehren es nie aus den Augen. Ihr Plan ist zusammenhängend und wird mit mehr Vorsicht ausgeführt und durch kräftigere Mittel unterstützt.

Man muß auf der andern Seite auch gerecht seyn, und gestehen, daß der Statthalter und seine Partei Ursachen zu Klagen gegeben haben, wie wäre es sonst möglich gewesen, ein ganzes Volk gegen ihn unter die Waffen zu bringen! Wenn man es auch versuchen wollte, ihn von der Wirklichkeit einiger Nachläßigkeiten freizusprechen; so würde man doch außer den Schwierigkeiten hierbei mit einem blendenden Schein zu kämpfen haben. Alles was man herausbringen könnte möchte darauf hinauslaufen, daß Wilhelm persönlich unschuldig sey; aber hier würde wieder auf der andern Seite der Einwurf stehen: warum erlaubte er seiner Partei das, was er sich selbst nicht erlaubte. Kurz, Ursachen der persönlichen Abneigung mußten da seyn, ehe die Gegenpartei einen glücklichen Ausgang hoffen konnte. Ich lasse

mich nicht auf die Gültigkeit derselben ein, sondern setze sie nur zur Beurtheilung meiner Leser hierher.

Man wirft ihm eine zu große Anhänglichkeit an England vor. Dieser Vorwurf war am scheinbarsten, und machte außerordentlichen Eindruck auf das Volk, das deutliche und hinlängliche Beweise in dieser Sache in Händen zu haben, und sich so gar auf die Freunde des Statthalters berufen zu können glaubte. Diese können freilich, bei aller Ergebenheit für das Oranische Haus, dies Verhältniß ihres Statthalters zu England, nicht leugnen, sie müssen gestehen, daß ihre Statthalterin beinahe eine gänzliche Engländerin sey, aber sie wollen hierin nichts Strafbares oder gegen die Freiheit Streitendes finden, vielmehr behaupten sie, daß England der natürliche Bundesgenosse der Niederlande sey. Die Antioranier leugnen dies, und wollen Frankreich vorziehen. Sie berufen sich auf die Geschichte, die wiederum viel für sie aufstellt. Holland ist immer Sklave von England gewesen; ob es mit Frankreich besser daran ist, muß die Erfahrung lehren.

Man klagt ferner, daß Wilhelm den Schutz des Handels vernachläßigt habe, und beruft sich auf die Unthätigkeit bei der Ausrüstung der Flotte, wodurch er bewiesen habe, daß ihm das Wohl

des Vaterlandes gleichgültig sey, wenn er nur die Souveränität erlangen könnte. Seine Freunde führen zu seiner Rechtfertigung die Petitionen an, die jährlich in einer mechanischen Form und Styl übergeben wurden, und die ihn allerdings in vielen Stücken rechtfertigen können. Aber seine Feinde finden selbst wieder in diesen Petitionen Stoff zur Vermehrung des Mißtrauens. Unparteiische Beobachter haben stets einen geheimen Einfluß des französischen Hofes in die Niederländischen Unruhen erkennen wollen.

Man schrie über die unverzeihlichste Unthätigkeit bei der Marine, die Jedermann in die Augen leuchtete; die Ursachen davon suchte man in dem Statthalter, und hätte sie auch wohl in den Hindernissen finden können, die ihm seine Feinde entgegen setzten. Man beklagte sich laut darüber, daß Wilhelm als Admiral-General die Autorität der Staaten von Holland nicht über sich habe erkennen wollen, und daß er sogar in einem Schreiben an Friesland erklärt habe, „daß er als Admiral-General der Union keiner Provinz insbesondere Rechenschaft von seiner Verwaltung schuldig sey;" „daß er oft in Briefen an Städte und Provinzen einen herrischen Ton gebrauche;" „daß er strafbare Fehler der Seeofficiere entschuldigt, und sich einem Bündniß mit Frankreich wi-

dersetzt habe;" „daß er das Unglück in der Republik denen aufbürde, die nicht Schuld daran wären."

Man behauptete, daß Wilhelm den Plan gehabt habe einen Landkrieg zu veranlassen, wenn sein Anschlag auf die Freiheit durch den Seekrieg nicht gelingen sollte, deswegen habe er selbst den Kaiser gereitzt, und seine Freunde hätten die Forderungen desselben gebilligt; er selbst habe die Grenze des Landes aus dieser Ursache in schlechtem Vertheidigungszustande gelassen. Man glaubte, daß der Statthalter durch seine Freunde die Provinzen Holland und Seeland den übrigen Staaten habe verdächtig zu machen gesucht, um die Eintracht zu vernichten. Die berüchtigte Schrift „Aan het Volk van Nederland," stellt folgendes Gemählde auf, das nicht wenig Beifall fand. „Der Statthalter," heißt es hier, „quält die Truppen durch Exercieren und Veränderung der Garnisonen nur deswegen, daß sie vergessen sollen, „daß sie Menschen und Mitbürger sind. Er will „sie von dem Volke durchaus getrennt erhalten, „um ihnen jedes menschliche Gefühl zu rauben, „und sie dann zu blinden und gehorsamen Vollziehern seiner Befehle zu machen. Er will sich „durch England zum Souverän machen, und deswegen nimmt er so viele ausländische Officiere

„in den Dienst, um sie dann gegen die Patrio„ten zu gebrauchen."

Alles dies wurde so dreist und mit so vieler Beredtsamkeit vorgetragen, daß es viele als ausgemachte Wahrheiten glaubten, und wer sollte den nicht hassen, der so viel Böses in der Republik stiftete? Dies sind die Hauptursachen der Abneigung gegen den Prinzen; wer sie begründen oder widerlegen wollte, der müßte mehrere Bände schreiben, und wer sie beglaubigen wollte, der müßte gestehen können, daß er selbst eine Hauptrolle dabei gespielt habe, und daß er ein bekannter redlicher Mann sey.

Aber nicht bloß die Aristokraten sind Feinde des Statthalters, sondern auch viele gute Einwohner sind es, ohne zu wissen daß sie es sind. Sie redeten und handelten so, daß sie ihm schadeten ohne die Absicht zu haben. Es gab unter seinen Feinden Arglistige, die ihn durch ein scheinbares Lob lästerten. Einige schwache Köpfe sagten dies aus Gutmüthigkeit nach und vermehrten dadurch den üblen Ruf des Prinzen. Daher mag es kommen daß man unter den ihm nachtheiligen Bittschriften die Namen mancher Bürger findet, die man hier nicht erwartete.

Die Hauptfeinde des Statthalters waren diese fünf Pensionärs: Bleiswick, Gyzelaar, Zee-

berg, Weye, Berkel, und einige Stadtregenten, Hooft, Rendorp, Kempenaar und van Roo. Diese Herren hatten sich folgenden Plan entworfen, den man in der Schrift: Aan het Volk van Nederland findet. Die Geschichte beweist, daß sie stets konsequent handelten.

1) Der Statthalter muß keinen Sitz mehr in irgend einer Versammlung haben, damit er keinen Einfluß darin haben kann. In keiner Stadt in Holland muß fernerhin die Wahl der Regenten von ihm abhängen, auch muß er über kein Amt mehr disponiren können.

2) Die General-Kapitäns- und Admirals-Würde müssen von der Statthalterschaft getrennt, und von verschiedenen Personen bekleidet werden. Die Titel können jedoch dem Prinzen gelassen werden, aber unter der Bedingung, daß man, wie zu Witts Zeiten, Bevollmächtigte anstelle, von welchen er im Felde abhängen müsse. Das Recht Patente zu geben und Stabsofficiere anzustellen muß ihm genommen werden; die Truppen und das Seevolk soll allein von den Staaten abhängen, und dem Statthalter nur die vollziehende Macht der Befehle der Staaten überlassen werden.

3) Sollte sich der Statthalter weigern die Befehle der Staaten zu vollziehen, oder sich den

einzuführenden Veränderungen zu unterwerfen, so muß man ihn seiner Würde entsetzen und einen andern wählen. So lange die Statthalter sich den Befehlen des Souveräns unterwerfen, kann diese Würde bei dem Hause Oranien erblich bleiben, im entgegengesetzten Falle aber nicht. (Dieser Punkt giebt vielleicht viel Licht über manches; Beruhet diese Verabredung auf Erfahrung oder auf Furcht, oder auf beiden zugleich?)

4) Um dies alles zu bewirken, müssen folgende Mittel gebraucht werden.

a) Man muß in allen Städten der Provinz Freikorps errichten, die von Antioraniern kommandirt werden.

b) Diese müssen dann mit andern Bürgern Bittschriften überreichen, in welchen die Absetzung der oranischen Regenten gefordert wird. Die Konstituirten der Bürgerschaft müssen alsdann andere an ihre Stelle erwählen.

c) Alle Mitglieder protestantischer Sekten müssen bei den Regierungen angestellt werden können.

d) Die Konstituirten der Bürgerschaft müssen ihre Stellen so lange behalten, bis dieser Plan ausgeführt und von dem Sou-

verän eine vollkommene Bestätigung erhalten haben wird.

Diesem Plane fügte man noch politische Räsonnements zu. Man sagte, wenn andere Mächte ihr Betragen gegen den Statthalter nicht ändern, oder ihn gar unterstützen wollten: so geben sie dadurch offenbar zu erkennen daß sie ihn für den Souverän halten, und das sind doch die Staaten der Provinzen. Man muß sich also vorzüglich bemühen dieses Vorurtheil zu vernichten; er ist nur Statthalter des Souveräns und hat nur diese verschiedenen Souveräns im Verhältniß zu den fremden Mächten repräsentirt. Daher kommt es auch daß diese Mächte, die unsere Verfassung nicht kennen, den für den Souverrän halten, mit welchem sie unterhandeln.

Dieser Plan war mit Kühnheit angelegt und mit Entschlossenheit ging man an die Ausführung desselben. Man hatte alles aufgeboten um das Volk zu bewaffnen, und Gelegenheit zum Ausbruch des Unwillens gegen den Statthalter gegeben. Frankreich begünstigte die Unruhen, um England ein Volk zu entziehen, das sich so laut über diese Fesseln, die es trug, beklagte. Hollands Name stand in Gefahr auf der Liste der Europäischen Mächte ausgestrichen zu werden,

und

und die Statthalterschaft wäre damals schon am Ende gewesen, wenn sie die Preußen nicht auf einige Jahre gesichert hätten. — Ein Heer von Schriftstellern kämpfte mit eigenthümlichen Waffen für und wider die Sache. Ihre Schriften zeigen von der Heftigkeit ihrer Leidenschaften. — Selbst eine deutsche Geschichte dieser Unruhen von Jacobi führt eine leidenschaftliche Sprache, und verliehrt durch ihre Einseitigkeit den historischen Glauben. Jacobi stellt die Sachen in dem Lichte dar, das zu seiner Absicht dient. Die vielen und großen Unrichtigkeiten in der Einleitung zeigen von seiner Unkunde in der Geschichte, oder von einer Nebenabsicht, die dem Geschichtschreiber fremd seyn sollte. Das ganz Buch ist eine rudis indigestaque moles, und doch scheint es eine Lobrede zu seyn.

Man macht die allgemeine Bemerkung, daß Völker, die sich mit vereinter Kraft dem Drucke vom Throne herab widersetzen, die den Eingriffen in ihre Freiheit bewaffnete Hände entgegen stämmen, mit den Namen Rebellen und Insurgenten belegt werden, so lange sie noch im Kampfe begriffen sind. Wenn ihnen aber der Kampf gelingt: so erhebt man sie mit Lobsprüchen und nennt sie mit Enthusiasmus: freie Völker. So war es in der Schweiz, so war es in

den Niederlanden unter Philipp, und so war es auch jetzt in Amerika. Ein anderes Paradoxon ist es, daß andere Regenten und Monarchen ein solches Volk in dem Kampfe gegen seinen Monarchen unterstützen, und nicht durch diese Belehrung der Völker ein ähnliches Schicksal zu fürchten scheinen. Der Haß und die Eifersucht der Regenten dienen den Unterthanen zur Errettung. England kämpfte mit seinen Unterthanen, Frankreich und Spanien unterstützten sie. Die Freiheit pflanzte ihre Fahnen in Philadelphia auf, und strahlte den Europäern stärker in die Augen, als man erwartet hatte. Beispiele sind ansteckend und reizen zur Nachahmung. Vor wenigen Jahren haben wir dies bestätigt gefunden.

Die Niederlande wurden genöthigt in diesem politischen Schauspiele eine Rolle zu übernehmen; sie spielten sie schlecht. Sie verließen ihre Verbindung mit England und traten auf die französische Seite. Der Kaufmannsgeist vereinigte sich, mit der, schon längst sichtbaren, Abneigung gegen jenes stolze Volk, und führte das Ungewitter über das Haupt des Statthalters herauf, der nicht so sehr für das Wohl seines Vaterlandes, als für den Vortheil der Engländer sorgen sollte. Frankreich forderte von den Niederlanden Schiffsbaumaterialien; man führte sie ihm zu. Der Eng=

lische Gesandte im Haag, York, that Vorstellungen dagegen, und drohete mit dem Zorn seines Königs, wenn dieser Handel nicht unterbliebe, ob er gleich nach dem buchstäblichen Verstande des Traktats von 1674 erlaubt sey.

Nach diesem Traktat sind wirklich die Schiffsbaumaterialien von allen kontrebanten Waaren ausgenommen, und die Zufuhr derselben ausdrücklich erlaubt. Das Englische Kabinet hatte, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, seine eigene Hermeneutik und darnach sollte der Traktat zwar gehalten, aber dieser Artikel vernichtet werden. Man berief sich auf einen neuen Vertrag, nach welchem Englands Feinden nichts zugeführt werden sollte, was zur Führung eines Krieges erfordert werde.

Der Statthalter und sein Anhang wollten, um einen Krieg zu vermeiden, daß die Holzschiffe keine Bedeckung erhielten, dagegen forderten ihre Gegner, und die französischen Emissarien eine starke Bedeckung, weil sie England schon so gedemüthiget glaubten, daß es mit den Niederlanden keinen Krieg anfangen würde. Die erste Partei behielt die Oberhand, die Schiffe wurden nicht begleitet und der Handel sogar verboten. Englands Stolz und Undankbarkeit vermehrte aber selbst die Zahl der Antioranier, denn viele

englisch Gesinnte traten zu ihr über, da die Niederländische Eskadre, unter der Bedeckung des Schout by Nacht, Grafen von Byland, angegriffen wurde, obgleich keine Holzschiffe darunter waren. Die Staaten mußten ihre Resolution widerrufen und den Holzschiffen eine Bedeckung zugestehen. Aber nun begann der Streit wegen der Vermehrung der Truppen zu Wasser und Lande, die der Statthalter forderte, und wo am Ende nichts herauskam, als daß die Ursachen seines Unglücks vermehrt wurden. Besonders widersetzte sich ihm hierin die mächtige und französisch gesinnte Stadt Amsterdam. England konnte es den Niederländern und besonders den Amsterdamern nicht vergeben, daß sie sich so ganz an Frankreich übergaben: beide Völker gaben sich Beweise von ihrer großen Abneigung gegen einander. Die Engländer, stolz auf ihre Flotten, erlaubten sich gewaltthätige Handlungen gegen die Niederländer und reizten sie zum Beitritt zu der bewaffneten Neutralität der nordischen Mächte, die England zügeln und die Freiheit des Handels erhalten sollte. England entzog nun den Niederländern das Vorrecht: Frei Schiff, frei Guth, weil es den Feinden vortheilhaft sey, und forderte gleichwohl die traktatenmäßige Hülfe. Die Niederländer hatten den Muth dies abzuschlagen, und das Mißvergnügen dieses stolzen Vol-

kes durch einen andern Vorfall noch mehr zu reizen.

Paul Jones, ein Schottländer, der eines Mordes wegen nach Amerika geflüchtet und dort in die Dienste des Congresses getreten war, kam jetzt mit einigen englischen Prisen, die er an der Küste von Irrland und Schottland gemacht hatte, in den Texel. Die Engländer forderten von den Holländern die Zurückgabe dieser Prisen. Man verweigerte sie, und alles was man that war, daß man den Jones nöthigte wieder auszulaufen, nachdem man ihm alles gegeben hatte, was er zur Ausbesserung seiner Schiffe bedurfte. Man hat behaupten wollen, daß Jones auch ohne jene Prisen in den holländischen Hafen eingelaufen seyn würde, weil es Plan in Amerika gewesen sey, die Holländer zu nöthigen sich zu erklären, für wen sie gestimmt wären.

Am 10ten Sep. 1780 nahmen die Engländer den gewesenen Präsidenten des Congresses Henry Laurenz, der von Philadelphia nach Holland reiste, gefangen, und fanden bey ihm mehrere verdächtige Briefschaften. Unter andern einen geheimen Plan zu einem Handlungstraktat zwischen Holland und Amerika, den der Bürgermeister Berkel in Amsterdam entworfen hatte. Ein anderer Brief war von Stockton an

den Doktor Witherspoon in derselben Sache geschrieben und enthält unter andern diese merkwürdige Stelle.

„Die patriotische Partei hat alle Kräfte aufgeboten, um sich den Absichten des Prinzen, oder besser gesagt, der englischen Partei zu widersetzen. Der Hof in London, hat durch die Begünstigung des Statthalters einen großen Einfluß in die Rathsversammlungen. Erinnern sie sich nur, daß der Prinz ein Anverwandter des Königs von England ist, und setzen sie hinzu, daß man hier glaubt, daß Beide gleiche Anschläge auf die Freiheit des Volks gemacht haben. — Der Prinz hat schon einige Provinzen so sehr auf seiner Seite, daß sie bis jetzt einige seiner Forderungen nicht haben ausschlagen können. Dies ist der Grund, warum verschiedene Provinzen ihre Einwilligung zu den Resolutionen noch nicht gegeben haben, die Holland schon längst zum Vortheil der Amerikaner genommen haben würde."

Die Hauptpersonen bei dieser geheimen Unterhandlung mit Amerika waren Berkel, Hooft, Temmink und Rendorp. Sie verantworteten sich kühn und entschlossen, als England durch den Statthalter diese Briefe den Generalstaaten vor-

legen ließ. Die Generalstaaten mißbilligten im höchsten Grade die Unterhandlung Amsterdams mit den Amerikanern; dies war aber auch alles, obgleich jene Herren offenbar gegen die Union gefehlt hatten. Der Englische Gesandte übergab hierauf ein Memorial, und forderte Genugthuung. Die Stände von Holland aber beschlossen erst ihren Justizhof zu fragen, ob die Correspondenz wirklich solche Sachen enthielte, daß man criminaliter gegen die Correspondirenden verfahren könnte. Mit diesem Zaudern war England nicht zufrieden, und gab am 20. December 1780 seine Kriegserklärung heraus.

Dieser Krieg mußte schlecht ausfallen, da Holland gegen 345 Kriegsschiffe und Fregatten der Engländer kaum 40 stellen konnte. Holland hatte wenige Officiere, die eigene Erfahrung hatten. Viele hatten durch Heurathen ihr Glück gesucht, andere waren bei der ost- und westindischen Kompagnie in Dienste getreten, und noch andere waren aus dem Lande gegangen. Die Matrosen waren Leute ohne Vaterland, und des Kriegs eben so wenig als die Officiere gewohnt. Die Engländer hingegen hatten lauter geübte Leute auf ihren Flotten, und waren schon einige Jahre im Kriege an Gefahren gewöhnt, als der Angriff auf die Niederländer geschahe. Die Schiffe der Engländer

waren weit behender und geschickter in der Fahrt und in der Bewegung, wovon bei der jetzigen Art Krieg zu führen, sehr viel abhängt. In England kann ein Federstrich im Namen des Königs 30 Kriegsschiffe schaffen, wenn in Holland nach vielen Petitionen des Staatsraths kaum einige Fregatten ausgerüstet werden können.

Die Kriegserklärung der Engländer kam den Antioraniern sehr gelegen. Die Abgeordneten der Stadt Amsterdam trugen, am 18ten Mai 1781, auf ausdrücklichen Befehl ihrer Obern, in der Versammlung der Staaten von Holland vor, „dem Statthalter ein Kollegium von einigen Herren aus den Provinzen an die Seite zu setzen, „und sie mit den nöthigen Instruktionen zu versehen, um während des Krieges mit dem Statthalter das Nöthige zu besorgen, damit alles „verschwiegener und besser gienge, und die „Ehre der Republik gerettet würde." Das hieß dem Statthalter einen Vormund setzen, und es war voraus zu sehen, daß dies Kollegium aus seinen Feinden bestehen würde. Der Plan war gut ausgedacht und hatte die Vorzeit für sich; man konnte dabei mit Gewißheit auf eine Einschränkung der Statthalterschaft rechnen. Die Stände von Holland aber verwarfen diesen Vorschlag, und der Statthalter beschwerte sich öffentlich über diese Beleidigung.

Bald nachher kamen die Herren Temmink, Rendorp, Bleiswyk und Pensionär Vißcher von Amsterdam zu dem Statthalter. Sie entschuldigten sich wegen des obigen Vorschlages, lasen ihm aber eine Schrift vor, die bittere Dinge enthielt. Einige Hauptsätze daraus muß ich hierher setzen. Sie sagen:

„daß jener Vorschlag bloß deswegen geschehen sey „um Mittel aufzufinden, dem lieben Vaterlande „aus der mißlichen Lage zu helfen: — die Füh„rung der ganzen Sache sey ihnen und der ganzen „Nation unbegreiflich; es wären weder die 33 „Schiffe, die 1779, noch die 52, die 1780 beschlos„sen wären, in der See, man müsse daher eine „schleunige Untersuchung anstellen, wem diese „unverzeihliche Nachläßigkeit zuzuschreiben sey, „und durch welche Mittel den Sachen für die Zu„kunft aufgeholfen werden könne. Sie wären „nicht gesonnen, dem Statthalter seine gesetzmäßi„ge Gewalt zu nehmen, sondern sie würden ihre „Verfassung jederzeit vertheidigen, nur in den „jetzigen Umständen hielten sie es für nützlich und „nöthig, einen kleinen Rath, der aus den Regen„ten der Provinzen bestehen sollte, dem Statt„halter zur Seite zu stellen, damit die Sachen „besser, geschwinder und verschwiege-

„ner betrieben würden.*) Sie hätten kein Miß„trauen gegen den Statthalter, sondern ihr Miß„trauen fiele einzig und allein auf Denjenigen, „dessen Einfluß auf den Geist Sr. Hoheit für die „nächste Ursache der Trägheit und Schläfrigkeit „in der Behandlung der Sachen gehalten wür„de." — Nach einigen Entschuldigungen erklärten sie grade heraus, „daß der Herzog Ludewig „Ernst von Braunschweig, der allgemeinen Mei„nung nach, für die erste Ursache des elenden und „schlechten Vertheidigungszustandes, und aller „verkehrten Maaßregeln, die seit langer Zeit ge„nommen wären, sammt derselben schlimmen Fol„gen, gehalten werde. Der Haß der Nation ge„gen den Herzog und sein Ministerium, sey zu „einer solchen Höhe gestiegen, daß die gefährlich„sten Folgen für die öffentliche Ruhe zu befürch„ten wären, wenn Sr. Hoheit ihn nicht entfern„ten." „Dieser Mann sey jetzt für die Republik „unnütz und schädlich, und ein beständiges Hin„derniß, das gute Vernehmen zwischen dem Statt„halter und den vornehmsten Gliedern der Re„gierung wieder herzustellen. Man könne selbst „Sr. Hoheit versichern, und müsse sie warnen,

*) Diese Ausdrücke sagen dem Statthalter deutlich genug, was man von ihm dachte. Man wird ihn indeß in vielen Dingen rechtfertigen, wenn man seine Petitionen liest, die das schätzbarste in Jacobi's Werke sind.

„daß sie wohl einmal der Gegenstand des Miß„trauens und der Verachtung des gemeinen Vol„kes werden könnten, anstatt der Gegenstand der „Liebe und Hochachtung zu seyn. — Sie wür„den diesen Schritt nicht gethan haben, wenn „sich nur einige Besserung gezeigt hätte." —

Der Herzog Ludewig legte alle seine Stellen nieder und entfernte sich aus der Republik. Man hat ihm vorgeworfen, daß er von England bestochen sey, und man wollte so gar schon den Tag wissen, an welchem er Vließingen den Feinden überliefern würde. Der Haß und die Nachsucht verfolgten ihn auch noch im Auslande, und nöthigten ihn einen entfernten Wohnort zu suchen. Er ging nach Eisenach, wo er am 18ten May 1788 starb. Noch vor seinem Tode hatte er das für einen edeln Mann unaussprechliche Vergnügen, sich in den Niederlanden gerechtfertigt zu sehen, so wie ihn seine Freunde schon längst für unschuldig gehalten hatten. Man hatte seine Verdienste verkannt, aber wahre Verdienste können nicht verkannt bleiben. *)

Man gab nunmehr öffentlich dem Statthalhalter, „der bei der Weinflasche das Wasser scheue" alles Unglück dieses Seekrieges schuld, und ver-

*) Wer mehr von ihm lesen will, dem zeige ich Schlözers Ludewig Ernst u. s. w. an.

gaß, daß es auch wohl eine Folge der Umstände oder des Zufalls, der oft viel entscheidet, seyn könnte. Indeß ist es auch nicht zu läugnen, daß selbst oranisch-gesinnten Männern die Saumseligkeit und Zaudern der Flotte im Hafen verdächtig war, und das Volk wollte überall Verrätherei finden. Die Stadt Leyden überreichte den Ständen der Provinz Holland eine sehr freigeschriebene Proposition, und forderte darin eine strenge Untersuchung des elenden Zustandes der Marine, und des Verhaltens des General-Admirals. Sie wollten eine Abschrift von allen Befehlen, die er gegeben habe, sehen. Am Ende schlagen sie vor, daß die Provinz Holland mit den übrigen Provinzen einen Briefwechsel anfangen möchte, um nützliche und anständige Maaßregeln zu finden, die schimpfliche und schädliche Unthätigkeit aufhören zu lassen, und den Einwohnern der Republik eine verhältnißmäßige Genugthuung für alle ihre gerechten Klagen zu verschaffen, den stolzen Feind zu bändigen, und so einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden zu erhalten. Der größte Theil der Provinz Seeland, die sonst sehr oranisch gesinnt ist, forderte kurz darauf auch Rechenschaft von dem Statthalter.

Diese Sache ist von so zärtlicher Beschaffenheit und noch so dunkel, daß es sehr schwer seyn

möchte, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. Daß Wilhelm durch die preußischen Waffen gerechtfertigt wurde, sagen die Antioranier, beweist so wenig die Schuld seiner Feinde, als seine Unschuld in diesem Falle. „Er selbst machte eine Rechtfertigungsschrift bekannt, die seine Anhänger für vortreflich ausgaben und deswegen an mehrern Oertern ihre Freude laut und öffentlich kund werden ließen. Im Haag sang man wieder Es lebe Oranien! Indeß war diese Freude nicht allgemein, man sahe vielmehr an vielen Orten das Gegentheil, und man muß sich über das Schweigen vieler oranischgesinnten Regenten, noch mehr aber darüber wundern, daß keine einzige Provinz oder Stadt diese Rechtfertigung zum Gegenstande einer Berathschlagung machte, ob sie gleich von drei Provinzen mit dem größten Eifer erbeten, und von der ganzen Nation verlangt wurde. Die Stände ließen zu, daß man noch immer die nämliche Vermuthung von der Englischgesinntheit und daraus entstehender Unthätigkeit des Statthalters hegte und ausbreitete, und kein Mitglied des Staats hat über den Werth dieses Memoire's geurtheilt, ob es seiner Absicht entspreche oder nicht. Man betrug sich, als wenn diese Schrift des Prinzen gar nicht vorhanden wäre. — In der Post vom Niederrhein, in der Diemermeerschen Zeitung und in andern Zeit-

schriften, nennte man sie hinkend, mangelhaft, oberflächlich, und zergliederte sie mit bittern Anmerkungen.

Die Ehrenrettung durch diese Rechtfertigungsschrift war vereitelt, und bekam nun durch die berüchtigte Expedition nach Brest einen noch weit üblern Anstrich. Die Franzosen forderten von dem Statthalter eine Anzahl Schiffe, um gemeinschaftlich gegen England zu handeln. Wilhelm berichtete dies an die Generalstaaten, und diese beschlossen die Expedition. Zehn Schiffe erhielten Befehl unter Anführung des Grafen Byland nach Brest zu segeln. Allein alle Officiere erklärten, daß sie wegen des schlechten Zustandes ihrer Schiffe und wegen Mangel an Lebensmitteln unmöglich auslaufen könnten.

Die Zeit verstrich und die Schiffe liefen nicht aus. Dies verursachte ein allgemeines Geschrei in allen Provinzen, man wollte eine Verrätherei entdeckt haben, und Graf Byland sollte büßen.

Das Admiralitäts-Kollegium in Amsterdam, die Provinzen Friesland und Gröningen klagten laut über den Statthalter, „man siehet deutlich, „sagten sie, daß er bey der Verwaltung der Landessachen seine Pflicht versäumt; es ist sonderbar, daß der Admiral-General Befehle zum „Auslaufen gibt, und nicht einmal weiß, daß die „Schiffe unfähig dazu sind.“

Die Freunde des Statthalters suchten ihn zu rechtfertigen, indem sie behaupteten, daß diese Schiffe nur für die Nordsee bestimmt gewesen waren, wo die Fahrt im November wegen der Gefahr aufhöre, und bis dahin hätten sie Lebensmittel genug gehabt; man habe nicht erwarten können, daß eine so späte Unternehmung beschlossen werden würde. Die Patrioten fanden diese Gründe nicht hinreichend und viel zu schwach. Es begann eine Untersuchung, und Bylands Kopf war in Gefahr; Frankreich rettete ihn, aber nun fiel wieder alle Schuld auf den Statthalter.

Zwei Jahre hatte der Krieg mit England gedauert und nun kam die Zeit, da der Statthalter und der Staatsrath die Generalpetition auf das künftige Jahr einreichen sollte. Sie erschien am 27 December 1782, und gab wie gewöhnlich Nachricht von dem Zustande der Armee, der Flotte, und von der dazu bestimmten Kasse. Der alte Iddekinga präsidirte eben in den Generalstaaten, als die Petition übergeben wurde, und hielt dabei eine Rede, aus welcher ich hier etwas liefern muß.

„Ich habe von meiner Jugend an geglaubt, „daß die Regierungsform, die wir bisher in „unserer Republik gehabt haben, die beste, ja „die einzige gute für uns sey. Ich denke noch

„eben so, und werde bei dieser Denkungsart „bleiben, so lange ich noch etwas zu denken „vermag; ich werde diesem System, dem ich „seit 40 Jahren, als ich einen Sitz in den Ge„neralstaaten nahm, anhange, stets treu blei„ben, denn es bleibt ewig das System, das „die Helden der Republik gründeten, aufbaue„ten und verschönerten.

„Ew. Hochmögenden können sich jetzt über„zeugen, daß der Statthalter und der Staats„rath, ohnerachtet der Hindernisse und der so „überall verbreiteten unrichtigen und nachthei„ligen Begriffe, fortfahren, sich dem Dienste „des Vaterlandes zu widmen. Wenn mich nicht „die Gegenwart Sr. Hoheit zum Schweigen „nöthigte: so würde ich vieles von seinem Lobe „sagen können. Er gehet mit Muth den Weg „seiner Vorfahren, aber er findet auch Hinder„nisse, die den nützlichen und nothwendigen „Einfluß aufhalten, den der Statthalter auf „die Deliberationen des Staats haben muß. „Wenn dies so fortgehet: so wird dem System „der gegenwärtigen ursprünglichen Constitution „seine wichtigste Stütze geraubt. Unsere Re„gierungsform ist so eingerichtet, daß der „Statthalter alle Fugen und Theile, fest an „einander halten, und dafür sorgen muß, daß

„das eine Glied mit und durch das andere wir„ke, so daß die möglichst größte Kraft, durch „eine solche zusammengesetzte Maschine, als un„ser Staatskörper ist, hervorgebracht werde.

„Es gibt Menschen die zu behaupten wagen, „daß eine Partei in unserm Lande sey, welche „diesen Krieg gewünscht und verlangt habe. „Ich würde es glauben, wenn wir bei einer „Macht von hundert Kriegsschiffen und hun„derttausend Mann gereizt und mißhandelt „worden wären.

„Man weiß gewöhnlich alles, was im Eng„lischen Parliament vorgehet: ich wundere „mich also sehr, daß man damals nicht wußte, „oder vielleicht hat man es nicht wissen wollen, „daß einer von den Englischen Ministern auf „die Frage: ob er denn auch noch die Hollän„der zu Feinden haben wollte? antwortete: „Gutes werden sie uns nie thun, und das Bö„se, welches sie uns mit ihrer Flotille thun „können, ist unbedeutend.

„Mir ist es freilich auch unmöglich zu verber„gen, daß ich nicht glauben kann, daß man von un„serer Seite a l l e s gethan habe, was man hätte „thun können, um diesem Sturm zuvorzukom„men, oder den Ausbruch desselben zu verschieben. „Sicher ist es, daß es schlecht mit uns stehet,

„und schlecht mit uns gehet, und deswegen darf „man sich nicht wundern wenn ein jeder, nach sei„ner Denkungsart, Rettungsmittel sucht, aber „man muß auch die Folgen derselben genau be„rechnen. Es ist immer bedenklich, gerettet „seyn zu wollen, ohne selbst thätig dabey zu seyn, „denn, wohin wir uns auch wenden, wir wer„den ipso facto abhängig. — Wenn die Eng„länder mit ihren Feinden Friede machten, und „unsere Republik ausschlössen, könnten sie dann „nicht mit ihrer fürchterlichen Flotte mit uns „machen was sie wollten? Ich wünsche daß alle „Mitglieder dieser Versammlung hierüber auf„merksam nachdenken mögen.

„Was sollen wir aber jetzt thun? uns, so gut „oder schlecht als wir können, vertheidigen. In „dieser Rücksicht wiederhole ich laut die Worte je„nes großen Stifters unserer Republik: Meine „Herren, erhalten sie die Union. Und „ich, ein Greis von mehr als siebenzig Jahren, „der lange mit Eifer und Treue gedient hat, füge „hinzu: Zerreißt nicht das Oranien„band, mit welchem jene sieben „Pfeile, das Symbol der Union, „zusammengebunden sind! Oder die „Pfeile werden zerstreuet werden, „und eure Feinde werden euch damit „das Herz durchbohren.“

Diese Rede wirkte nichts zur Eintracht, und die Gemüther blieben eben so erbittert als sie vorher gewesen waren. Es erschienen mehrere Schriften, worin man das Volk gegen den Prinzen von Oranien aufhetzte. In den Städten gingen nun die Veränderungen in der Regierung vor, die ich weiter unten mit ihren Folgen darstellen will.

Endlich kam am 27 September 1783 der Friede mit England zu Stande, aber er war äusserst nachtheilig für die Republik, wie man zum voraus hatte berechnen können. In diesen Nachtheilen fanden Wilhelms Feinde wieder Stoff genug, ihre Plane dem Volke angenehm zu machen. Kränkend mußte es dem Fürsten seyn, daß eine Menge unübersehbares Elend und Unglück, welches auch andere, ohnerachtet seines Gegenstrebens, verursacht hatten, ihm allein zur Last gelegt wurde. Man ging immer weiter in dem Plane gegen ihn, und in mehrern Städten forderten die Bürger Rechte wieder, die ihnen der Statthalter genommen haben sollte. Man sprach von nichts als von der Abschaffung der Mißbräuche. Selbst einige hohe Kollegien und Glieder in denselben änderten ihre Begriffe. Man wollte die verlohrnen Rechte wieder erlangen und dachte an Oldenbarnevelds Mittel, das heißt, man be-

schloß **Bürgerkorps** und **Exerciergesellschaften** zu errichten, um durch Waffen zu erlangen, was man ohne sie nicht erlangen zu können glaubte. Ueberall entstanden solche Gesellschaften, für deren Urheber man den Pensionär **Wißcher** von Amsterdam hält, und die viel Lächerliches begingen. Man redete nun in allen Provinzen von der Unnützlichkeit der stehenden Armeen, und verieth dadurch eine große Unkunde in dem Kriegswesen, das jetzt in Europa herrscht.

Aus dieser Einrichtung entstand der Streit über die militärische Jurisdiktion, deren Grenzen nie genau abgesteckt gewesen waren. Nach mehrern Streitigkeiten und *Uneinigkeiten* der Glieder unter einander wurde beschlossen: „daß Personen vom Militärstande in bürgerlichen und Kriminalsachen ihr Recht von dem ordentlichen „Richter der Provinz holen sollten, ausgenommen „in Fällen, wovon man beweisen könnte, daß die „Stände mit Beitritt der übrigen Provinzen solche dem militärischen Richter dieser Provinz „übertragen hätten. Die Unkosten für den hohen „Kriegsrath sollten fernerhin nicht mehr geduldet „werden, und derselbe soll keine Gerichtshandlung „auf ihrem souveränen Gebiet vornehmen." So war also der hohe Kriegsrath durch die Souve-

räns abgeschaft, und dadurch dem Statthalter ein großes Vorrecht geraubt, als ein neues Ungewitter sich über die Republik zusammenzog, dessen Ursprung die Aristokraten in der Intrigue der Oranier zu finden glaubten. Es verschob ihre Plane, aber es vernichtete sie nicht.

Kaiser Joseph, der Zweite, hatte den Barrieretraktat aufgehoben, in der Zeit als Holland mit England im Kriege war, welches diesen Traktat garantirt hatte. In der österreichischen Politik suchte man oft vergebens nach dem Grunde. Hieran hatte dieser ehrgeizige Monarch nicht genug; in seinem Kopfe waren Projekte geordnet, die ausgeführt seyn wollten. Vergrößerungssucht war seine Leidenschaft, und jetzt herrschte seine Lieblings-Idee — die Eröffnung der Schelde. Es wird sich freilich die Sperrung derselben aus dem Naturrechte schwerlich rechtfertigen lassen, aber die Holländer hatten Traktaten für sich, die oft genug das Recht der Natur anders bestimmen, einschränken oder ungültig machen. Joseph hatte seinen Entschluß gefaßt, und da er zur Ausführung desselben keine Gelegenheit von den Lebendigen hernehmen konnte; so suchte er sie bei den Todten.

Am 17ten Oktober 1783, vier Wochen nach der Unterzeichnung des Friedens mit England, begrub die holländische Besatzung aus Liefkens-

Hoeck, wo kein Kirchhof war, einen Todten mit militärischer Ehre in dem österreichischen Dorfe Doel. Die Oesterreicher hielten dies für eine Verletzung des Territoriums; sie gruben den Todten aus und brachten ihn an den Schlagbaum jenes Forts zurück, und besetzten gleich darauf einige holländische Vestungen an dem Kanal nach Sluis. Bei alledem versicherte Joseph, daß er nichts Feindliches im Sinne habe, und klagte nur über die Langsamkeit bei der Berichtigung der Grenzen. Man hielt beiderseits in Brüssel eine Konferenz, aber während derselben nahmen die Oesterreicher Alt-Lillo weg, und bald darauf kamen die bestimmten und großen Forderungen Josephs im Haag an. So groß auch die Bestürzung darüber war, so gesetzt waren gleichwohl die Generalstaaten. Man sahe ohne Zaudern die besten Maaßregeln ergreifen und die angemessensten Befehle geben; nur ein Geist schien alle Provinzen zu beleben. Eine Anzahl Truppen erhielt Befehl nach Breda und Mastricht zu gehen, und ein Courier eilte nach Paris, um die Vermittelung des französischen Hofes in dieser Sache zu erbitten. Frankreich, das sich immer gern die Republik verbindlich machen wollte, entsprach iezt ihren Wünschen.

Joseph ließ hierauf durch den Grafen Belgiojoso erklären: „daß er von nun an die

Schelde für offen und frei halte, und jede Beleidigung von Seiten der Republik für eine Kriegserklärung und förmliche Beleidigung ansehen würde. Dieser Ton überraschte die Generalstaaten, aber sie blieben standhaft und beschlossen nicht nachzugeben. Joseph wollte nun versuchen wie weit der Muth der Republikaner gehe, und versprach dem Kapitän Isseghem 36000 Gulden, wenn er mit einer Brigantine auf der Schelde nach Duynkirchen gehen wollte. Er that es. Allein ein holländisches Schiff hielt ihn bei Saftingen an, und nöthigte ihn durch einen Regen von Kartätschenkugeln die Segel zu streichen.

Nun wurde in beiden Ländern alles kriegerisch, 16000 Oesterreicher rückten zusammen, die Unterhandlungen in Brüssel wurden abgebrochen, und Kaunitz erklärte in Wien, daß sein Herr nie von der freien Fahrt auf der Schelde abstehen würde, und wenn er es thäte, so wollte er nicht mehr Minister seyn. Die Generalstaaten ließen sich nicht durch diesen stolzen Ton des Ministers abschrecken; sie forderten mit Nachdruck Hülfe von Frankreich. Vergennes verschwendete seine Beredsamkeit, um Ludwig den Sechszehnten zu überreden, daß er das nicht fahren lassen sollte, wornach man seit hundert Jahren getrachtet habe — Holland von England zu trennen. Lude-

wig versprach zwei Observations-Armeen, ob es ihm gleich kein rechter Ernst war mit seinem Schwager zu streiten. England hatte auf Ersuchen der Niederländer seine Vermittelung versprochen. Friedrich der Zweite wollte sich nicht recht einlassen, er verstattete aber doch in einigen seiner Länder holländische Werbungen, verbot allen fremden Völkern den Durchzug durch seine westphälischen Provinzen, und verkaufte den Generalstaaten sein altes Kriegsgeräthe.

Die Niederländer zeigten einen batavischen Muth, der dem Beobachter Freude machte; Joseph erklärte sich nachgebender und seine Freundin in Petersburg ermahnte und drohete, aber sie blieben unerschüttert, und bestimmten den Grafen Maillebois zum Anführer ihrer ziemlich zahlreichen Armee.

Indeß drang Frankreich auf eine anständige Befriedigung des Kaisers, und man verstattete ihm die Fahrt auf der Schelde bis Saftingen und übergab ihm Lieffenshöck. Für Mastricht wurden neun Millionen versprochen, wovon Frankreich die Hälfte zu zahlen übernahm. Dies kam dem Könige theuer zu stehen. So endigte sich ein Streit, der kein Blut, aber viel Geld und Papier kostete. Warum Kaunitz seine Ministerstelle behielt? — In der Hitze entfährt einem ja wohl ein Wort, das nicht so übel gemeint ist.

Die Antioranier behaupten, daß Wilhelm und seine Anhänger den Kaiser zum Kriege gereizt hätten. Man müsse dies daraus schließen, daß sie schon bei dem Ausbruche des Krieges mit England geweissagt hätten, „der Kaiser würde in „Holland eindringen und das fordern, was er „hernach wirklich forderte; einige derselben „wären so unverschämt gewesen, diese Forderungen für billig und unschädlich zu erklä„ren. Man habe sich vor einer strengen Un„tersuchung des schlechten Benehmens in dem „Seekriege gefürchtet, und habe ihr durch einen „neuen Krieg ausweichen, oder sie gar vereiteln „wollen. Der Vertheidigungszustand an der „Grenze sey vorsetzlich vernachläßigt, damit man „durch diesen Krieg die Weissagung erfüllen könn„te: daß Wilhelm bald souveräner Herr der Nie„derlande seyn werde. Oranien habe stets solche „Landkriege zu diesem Zwecke zu nutzen ge„sucht.“

Mich dünkt hier könnten wohl die vielen Petionen, zur Vermehrung der Landmacht, den Statthalter rechtfertigen, wenn man anders einen Werth auf solche Petitionen legen will. Wer das nicht will, der kann Wilhelmen aus dem Charakter Josephs rechtfertigen. — Wenn Leidenschaften in dem Herzen des Menschen herrschen;

so ist der Ueberlegung der Zugang verschlossen, und die vernünftigsten und überzeugendsten Räsonnements dienen dann gewöhnlich nur dazu, die verführerischen Reize in ein noch helleres Licht zu stellen. Vergrößerungssucht war Josephs Leidenschaft, und sie hatte so feste Wurzeln gefaßt, daß er auf nichts zu achten schien was die Vernunft ihm entgegen setzen konnte. Die Eröffnung der Schelde war jezt sein Lieblingsplan, zu dessen Ausführung er Reiz genug in sich selbst fand, ohne ihn von außen zu erwarten. Er hatte so viele Projekte in seinem Kopfe geordnet, warum hätte nicht auch die Schelde einen Platz darin finden sollen? Vielleicht herrschen noch viele seiner Projekte im Wiener-Kabinet, und erwarten nur günstigere Umstände und Gelegenheiten zur Ausführung.*) Die Patrioten hatten einmal den Arg-

*) Ein großer Staatsmann, den man auch ohne Namen erkennen wird, urtheilt sehr merkwürdig über Josephs Plane, in diesem Briefe, dessen Original ich sahe. Für die Aechtheit der Kopie bürge ich. Der Brief enthält noch andere Dinge, die hier nichts aufklären, und die ich also weglasse.

— — — La critique de sa politique même a son merite — — — Mais vous connöissés sans doute trop le coeur humain pour vous flatter de son succès. Dés que les passions y dominent, l'entrée en est fermée à la reflexion, et le discours le mieux raisonné, ne fait que blanchir vis à vis des attraits seducteurs, que la passion favorite

wohn, daß sie ihr Statthalter betrüge, und suchten ihn auch durch diesen Krieg zu verstärken.

presente. Tel est precisement le cas de l'Empereur; et ce seroit vouloir se faire illusion de gayeté de coeur, que de se flatter, de le gagner, par des representations contre tous ses projets d'aggrandissement. Ils ont deja pris de trop profondes racines pour les sacrifier à ce que la raison pourroit opposer à leur execution, et ils embrassent tant d'objets à la fois, qu'il seroit difficile d'imaginer *un seul evenement*, qui n'ait deja son projet tout assigné. Faire à la mort du Duc de Modène de nouvelles acquisitions; escroquer à la Porte, par des intrigues, le reste de la Bosnie, et à la Republique de Venise le terrain, qui separe ses etats de Trieste, enlever le Ferrarois au Pape; et faire entrer dans la famille de Toscanes tant de mitres, qu'il pourra; profiter de la premiére occasion pour reconquerir la partie des Etats de Baviere, que la paix de Teschen l'a obligé de rendre à son legitime maitre; tacher, d'englober dans sa Maison le Duché de Wurtenberg, fût ce même, en tout cas par un troc de Toscane, et enfin attaquer Mes Etats, du moment, que je ne serai plus. Voila la cascade des projets, que ce Prince a deja tout arrangés, et pour l'execution desquels il n'attend qu'une occasion favorable. Or, quand un souverain ambitieux et fretillant, comme lui, s'est deja avancé si loin, il est bien à presumer, que rien n'est capable d'arreter la fougue de sa passion dominante, et vous pouvés être très assuré, que, ce n'est que pour se debarasser d'un instituteur incommode, qu'il a fait . . . . ;

Und da das Publikum die Geheimnisse nicht kennt, die in den Kabinettern verborgen liegen; so kann bei vielen Zeitgenossen ein solcher Argwohn gerechtfertigt werden. Andere verwerfen ihn als thörigt, der Kluge gestehet seine Schwäche und schweigt.

Indeß wurde nun die Meinung allgemeiner, daß Wilhelm nach der Souveränität trachte; die Aeußerungen darüber wurden so laut, daß er sich genöthigt sahe, schriftlich diese Meinung zu widerlegen. Aber es gelang ihm auch jetzt nicht. In dieser Noth verwandte sich Friedrich der Zweite für ihn, allein die Zeitungsschreiber nannten seine Briefe *unzeitig*, *kritisirten sie*, und das Volk und die Regenten achteten nicht darauf. Um dem Staatsrathe und dem Prinzen recht wehe zu thun, ernannte man Kommissarien zur Untersuchung des schlechten Vertheidigungszustandes an der Grenze. Der Generaldirektor du Moulin und der Chef der Artillerie Martfeld waren es, die ihren Bericht so abstatteten: „daß alle Grenzplätze außer „Stande wären einen Feind zu erwarten; der „einzige Grund davon sey, daß man auf eine un„begreifliche und schuldbare Art die Ausführung „der Plane zur Vertheidigung der Grenzen ver„nachläßigt habe; die Schuld hiervon sey allein „dem Staatsrath zuzuschreiben.“ Der Staatsrath

und der Prinz vertheidigten sich, aber auch diese Vertheidigung hinkte nach der Meinung der Patrioten, und du Moulins Bericht hat in den neuesten Zeiten seine Bestätigung in dem ersten Punkte erhalten. Keine Vestung vermochte die Franzosen aufzuhalten, und dies mußten selbst die Anhänger des Statthalters vorher gestehen.

Jetzt fiengen die neuen Konföderationen an gegen das Haus Oranien zu handeln, und besonders zeichneten sich die in Amsterdam aus, die es auf die gänzliche Vernichtung der Statthalterschaft anlegten. Sie suchten vorzüglich die Exercier- und Schützengesellschaften zu diesem Zwecke zu nutzen, und verließen sich dabei auf Frankreich, welches am 10ten November 1785 zu Fontainebleau ein förmliches Vertheidigungs- und Freundschaftsbündniß mit der Republik geschlossen hatte. Dies Reich mußte selbst die Erniedrigung des Statthalters wünschen, weil er auch ihm zu sehr Englisch gesinnt zu seyn schien. Die Freude über dieses Bündniß war in den holländischen Städten ungemein groß; Vergennes hatte es kurz vor seinem Tode zu Stande gebracht, und war eitel genug es für ein Meisterstück seiner Politik auszugeben.

Die Gährungen in den Städten nahmen nun eine sehr üble Wendung für den Statthalter. Man nahm ihm das Recht die Magistratsperso- nen zu ernennen. Seit 1747 suchten alle Regen- ten in den besondern Städten dem Statthalter Beweise ihrer Zuneigung zu geben, und daraus entstanden, die Resolutionen, die entweder ein für allemal oder jährlich genommen wurden, „den „Erbstatthalter zu bitten, daß er zu den jährlichen „gewöhnlichen Magistratsstellen und offenen Re- „gierungs-Aemtern Personen, die er für geschickt „dazu hielte, vorschlagen, oder aus drei Präsen- „tirten einen wählen möchte." Hierdurch hatte er einen großen Einfluß in die Regierungen der Städte und konnte seine Anhänger gut befördern, was ihm auch seine Feinde vorwarfen.

Dordrecht, wo Gyzelaar herrschte, fing zu- erst an sich diesem Einfluß zu entziehen; der Ma- gistrat schickte keine Präsentationen mehr, und nahm auch keine Empfehlungen mehr an. Die Stadt Alkmaar ging hierin noch weiter, indem sie wirklich beleidigende Gründe angab. Man hielt diesen Einfluß für gesetzwidrig, solche Em- pfehlungen und Wahlen für die Freiheit nachthei- lig; man sahe sie als Mitttel an, wodurch der Erbstatthalter sein Ansehen vermehren könnte. Die von ihm ernannten Rathsherren wären seine

Spions, und die andern Glieder müßten sich immer fürchten, ihre wahre Meinung zu sagen um den nicht zu beleidigen, der so viel Ansehen über sie habe. Solche Kreaturen wären gewöhnlich nur vom Privatinteresse und Herrschsucht beseelt, und sorgten nicht für das Wohl der Bürger. Behaupten zu wollen, daß Leute, die von dem Erbstatthalter, abhängen, nicht für sein Interesse sorgten, sey offenbarer Unsinn. Diese Eingriffe in ihre Rechte stritten gegen ihre Freiheitsbriefe vom Jahre 1650..

Die Oranier hingegen glaubten, daß jene dem Prinzen bisher gethanen Aufträge, ihm auch nicht einmal durch die Mehrheit der Stimmen genommen werden könnten, weil der Statthalter nothwendig einen solchen nützlichen Einfluß haben müsse. Dies Recht beruhe auf neuern Privilegien, alten Observanzen, und auf Begriffen, die auch andere Glieder des Staats hätten, besonders auf dem deutlichen Willen des Souveräns. — Aber dafür hielten sich ja die Herren Stadtregenten! So viel die erste Partei für sich zu haben glaubte, so sehr rechnete auch die andere auf die Güte ihrer Gründe.

So bald diese beiden Städte den kühnen Schritt gethan hatten, so folgten andere nach, und die Souveräns schwiegen; sie sahen zu wie

die Statthalterschaft um ein Recht kam, das sie bis jetzt für das beste und sicherste ansahe.

In Utrecht ging es am ärgsten her. Hier sowohl als in Amersfort, Hattem und Elburg wählte sich das Volk Konstituirte oder Kommittirte, die ihre Sachen wahrnehmen sollten, und ließ sie von den Magisträten als solche anerkennen. Man wollte die verdächtigen Räthe entfernen und die Beliebten behalten. In jeder Stadt waren zwei Parteien die sich einander entgegen arbeiteten, und sich viel Leides thaten. Utrecht schuf wirklich seine Regierung um, und ließ eine Münze auf diese Begebenheit prägen.

Es ist hierbei merkwürdig, daß das Volk eine völlige Demokratie eben so als eine Aristokratie verabscheuete. Es fehlte nur ein tüchtiger Mann, der Eifer genug gehabt hätte, ein Opfer für das Vaterland zu werden, und es wäre alles ruhig geblieben. Man hätte den Statthalter in bestimmtere Grenzen eingeschlossen und den Aristokraten das Spiel verdorben, die so fein ihren Namen mit dem Namen der Patrioten verwechselten. Die Oranische Partei scheint viele Fehler begangen zu haben, aber so gehet es, wenn man alles erhalten und nichts aufopfern will. Das Recht die Obrigkeiten zu erwählen, kam ohnstreitig den Bürgern zu. Warum fand man nicht einen Ausweg, der allen geholfen hätte?

Der

Der Erbstatthalter schickte Truppen nach den unruhigen Städten, und wollte die Ruhe durch die Waffen wiederherstellen, aber dies schien nicht das rechte Mittel zu seyn; wenigstens entsprach der Erfolg den Absichten nicht. Die Provinz Holland und Westfriesland hatte bei einem unbedeutenden Tumult im Haag dem Erbstatthalter das Kommando über die Garnison genommen und dem General Sandoz übertragen, der besser für die Ruhe und Sicherheit sorgen sollte, als es Wilhelm gethan hätte. Jetzt gab der Einmarsch der Soldaten in Hattem und Elburg Gelegenheit, daß sie die General-Kapitänschaft suspendirten, und die Militz den Staaten, oder den kommittirten Räthen unterwarfen. Wilhelm beantwortete das Notifikationsschreiben der Staaten sehr liebreich und bittend, aber die Herren blieben bey ihrem Vorsatze, und die andern Provinzen bekümmerten sich nicht einmal darum.

Dieser Schritt brachte am Berliner Hofe ernstlichere Ueberlegungen hervor. Der Graf Görz erhielt Befehl nach Nymwegen zu gehen, wo sich die Oranische Familie aufhielt, seitdem dem Statthalter das Kommando im Haag genommen war. Frankreich schickte den Herrn von Rayneval nach dem Haag. Beide Herren soll-

ten versuchen, ob nicht eine Vereinigung zu treffen wäre, und beide bemüheten sich eifrig ihre Pflicht zu erfüllen, allein der Erbstatthalterin wollte die Grundlage nicht gefallen, die Rayneval vorschlug.

Dieser Gesandte hielt für nöthig, daß der Prinz den ersten Schritt zur Versöhnung thun müsse, weil die Staaten Souveräns wären und er von ihnen abhänge; er habe nicht gleichen Rang mit ihnen, sie könnten also auch nicht mit ihm als ihres Gleichen unterhandeln. Der Statthalter habe die Staaten von Holland in dem wesentlichsten Theile ihrer Souveränität angegriffen, indem er die Resolution in Ansehung der Suspension für nichtig und gesetzwidrig erklärt, und an die Generalstaaten appellirt habe. Er müsse die Truppen von Elburg und Hattem, als Ursache der Suspension zurück ziehen, damit die Einwohner ihre Freiheit wieder erhielten. Und weil die Regierungs-Reglements als die Grundlage dieser Freiheit angesehen würden: so müsse er patriotisch darauf Verzicht thun, alsdann würde man die Suspension aufheben und ihm seine Würden mit heilsamen Einschränkungen wieder geben. Nach der Kommission vom 27sten Februar 1766 sey der General-Kapitän dem Gutdünken der Souveräns unterworfen und dür-

se nichts, als mit Gutachten der kommittirten Räthe thun. Das Kommando in einer Stadt wäre nicht mit der Stelle des General-Kapitäns verbunden, sondern es gehöre den besondern Kommandanten. Im Haag sind keine Truppen als für die allgemeine, und der Staaten Sicherheit, und alles was zu dieser Sicherheit gehört, kommt dem Souverän zu; die Truppen, die hierzu gebraucht werden, müssen von ihm abhängen. Wenn die Staaten dem Prinzen die Ernennung zu Officierstellen haben auftragen können, so können sie ihm dieselbe auch nehmen, denn es ist ein Ungeheuer in einer guten Regierung dem Chef der Armee zu erlauben, daß er die Officierstellen besetzt. Man muß hier eine gewisse Vertheilung machen, und die wird jetzt gern zugestanden werden. Es ist unglaublich, daß Leute, die von des Prinzen Befehlen abhängen, seinem Willen nicht folgen sollten.

Ueberdem schlug er vor, daß Wilhelm einen Brief an die Provinzen schreiben, und sich zu diesen Aufopferungen erbieten möchte. Man könnte leicht das Wort Renunciation weglassen, daran wäre den Holländern nichts gelegen, wenn sie nur die Sache hätten.

Die Erbstatthalterin verwarf diese Vorschläge und bestand auf einer unbedingten Wiederher-

stellung der bisherigen Rechte, alsdann könnte man sich in Unterhandlungen einlassen. Die Sache sey zu delikat für die Ehre des Prinzen, der sich in keine Unterhandlung einlassen könne, woraus ein stillschweigendes Bekenntniß seiner Schuld folgen würde u. s. w. — Die Unterhandlung zerschlug sich wieder.

Soweit war man gekommen; man hatte die General-Kapitänschaft suspendirt, dem Statthalter das Kommando im Haag, und seinen Einfluß in die Regierung der Städte genommen, als die Versammlung der bewaffneten Bürgerkorps in Dordrecht den letzten und entscheidenden Schritt wagte. Sie überreichte Ihren Edel-Großmögenden eine Schrift, worin sie um die Suspension der Statthalterschaft und Admiralschaft in Holland bat. Wilhelm wird der alles Wohlwollens unwürdige Schänder der Rechte freier Bürger, und der Usurpator der hohen Regierung genannt. Wie tief mußte der Haß gewurzelt seyn, und wie kränkend war dies für einen Prinzen, der dies gewiß nicht verdiente! Genug, die Absicht der Supplikanten wurde am 28. Mai 1787 erfüllt.

Die Erbstatthalterin wollte durch ihre Gegenwart im Haag, wo sie viele Freunde hatte, diesen Schlag vereiteln, und unternahm am

28sten Junius die berühmte Reise, die entscheidend in diesen Verwirrungen war. Die Defensionskommission in Woerden erhielt Nachricht von dieser Reise und da sie die Folgen derselben fürchtete und mit Recht fürchten mußte, weil die Gegenwart dieser Fürstin im Haag den Aristokraten gefährlich war; so ließ sie die hohe Reisende bei Schoonhoven anhalten und aller Vorstellungen ohnerachtet nach Nymwegen zurückweisen. — Die Staaten von Holland genehmigten das Verfahren dieser Defensionskommission vollkommen, und hatten den Muth jede Genugthuung abzuschlagen. Aber nun trat Friedrich Wilhelm auf, um seiner beleidigten Schwester diese Genugthuung zu verschaffen.

Obgleich die Patrioten dies vorausgesehen hatten; so glaubten sie doch, daß dies nur freundschaftliche und bittende Verwendungen wären, nach dem Beispiel Friedrichs, des Zweiten. Sie suchten ihre Hülfe im Zaudern und Entschuldigungen. Der König erklärte ernstlicher, daß er auf einer vollkommenen Genugthuung bestehen müsse, und befahl zugleich einem Corps Truppen, unter Anführung des Herzogs von Braunschweig, an die Grenzen von Geldern zu rücken. Auch jetzt verlohren die Patrioten den Muth nicht, sie vergrößerten durch alle mögliche Mittel die Zahl ih-

rer Anhänger, ernannten den Rheingraf Salm zum Anführer ihrer Truppen, und erklärten dem Könige: „sie hofften daß ein Souverän gegen den andern Souverän die schuldige Achtung bezeugen werde. —"

Ohne Siege, ohne Belagerungen durchzogen die Preußen das Land und endigten ihren Zug vor Amsterdam, wo sie am 9ten October das Leydner Thor besetzten. Man entwaffnete die Bürgerkorps und ließ die Orangenfahne von dem prächtigen Rathhause wehen. die Erbstatthalterin erhielt Genugthuung, indem siebzehn Männer, die sie nannte, aber zugleich auch eine Fürbitte für sie einlegte, durch eine förmliche Staatsresolution ihrer Aemter entsetzt wurden.

Doch dies war wohl eigentlich nur eine Nebensache, die Hauptsache war die Wiedereinsetzung des Statthalters in alle seine Würden, und dies ging schneller, als er selbst einmal erwarten konnte. Am 31. October 1787 beschlossen die Stände von Holland: alles was gegen den Statthalter vorgenommen wäre zu vernichten, und ihm aufzutrageu, daß er selbst, oder andere Herren in seinem Namen, in den stimmführenden Städten herumreisen, alle Streitigkeiten wegräumen, die Ruhe wieder herstellen, solche Regenten, welche die Ruhe störten, absetzen,

und andere wieder einsetzen sollte, so wie er es nach seiner hohen Weisheit und zur Erreichung des erwähnten heilsamen Endzwecks für nöthig finden würde. Doch soll dies nur für diesmal geschehen dürfen, ohne Konsequenz für die Zukunft, und ohne Nachtheil der abgesetzten Regenten in Ansehung ihrer Ehre und Güter, und ohne Kränkung der Rechte und Privilegien der erwähnten Städte.

Wilhelm schickte nun Abgeordnete, worunter der Graf Bentink war, in die Städte Hollands, und auch nach Amsterdam, welche in seinem Namen solche Veränderungen mit den Regierungen vornahmen daß man sicher seyn konnte, daß die Mehrheit der Stimmen in den Staatsversammlangen auf der Seite des Erbstatthalters seyn werde, wenn anders nicht seine Freunde seine Feinde werden wollten. Man war auch vorsichtig genug nicht bloß die Demokraten, sondern auch solche Aristokraten von allem Einfluß auf die Leitungen und Regierungen der Städte zu entfernen, welche die ersten Bewegungen gegen den Prinzen machten, und nachher, da sie sahen, daß die demokratische Partei sie selbst stürzen wollte, auf die Seite des Prinzen traten. — Mehrere Städte ließen sogleich wieder bei offenen Bedienun-

gen dem Statthalter die Wahl aus den vorgeschlagenen Personen.

Die Staaten von Holland gingen noch weiter und faßten am 15ten Februar 1788 den Schluß: „daß die Republik nicht ohne ein eminentes „Haupt bestehen könne, und daß also die Erb„statthalterschaft, Gouverneur-General-Kapi„tän- und Admiralschaft, so, wie sie nach der „Staaten-Resolution vom Jahre 1747 übertra„gen, und von Wilhelm, dem Fünften, 1766 „übernommen worden sey, für einen wesentli„chen Theil der Konstitution und Regierungsform „angesehen, und daß dieselbe eben so, wie die „übrigen Grundgesetze des Staats und „der Regierung dieser Provinz erhalten und be„schützt werden soll."

Der Statthalter nutzte diesen Zeitpunkt um die Landtruppen zu vermehren. Man hatte 4000 Preußen im Lande behalten, um unter dem Schutz derselben diese neuen Einrichtungen machen zu können; jetzt nahm man 3000 Braunschweiger in Sold und verlegte sie nach Mastricht. Mit der Vermehrung der Holländischen Armee selbst wollte es nicht recht fortgehen, wie der Erbstatthalter wünschte, ob sie gleich einstimmig und selbst mit Beitritt der Stadt Amsterdam beschlossen wurde.

Der Rathspensionär oder erste Minister der Provinz Holland, Bleißwyk, fand für gut seine Stelle niederzulegen. Er that es in einer kurzen Rede, die unter vieler Verstellung ein großes Lob des oranischen Hauses enthielt, und von vielen Patrioten als eine Satire angesehen wurde. An seine Stelle kam der Herr van de Spiegel, der jetzt im Gefängniß sitzt, und dessen Schicksal bedenklich zu seyn scheint. —

Wilhelm der Fünfte hatte also seine verlohrnen Rechte, und mehr noch als diese, wieder erlangt; damit er nun in der Zukunft nicht ein noch übleres Schicksal, dem er nicht hat entgehen können, fürchten dürfte: so brachte er es dahin, daß die Republik mit Preußen und England Bündnisse schloß, in welchen seine Würden von diesen Mächten garantirt wurden, als ein wesentlicher Theil der Konstitution der Republik nach den Resolutionen von 1747 und 1787. Sie versprechen sich wechselsweise Hülfe, nämlich die Niederlande und England, und Preußen und die Niederlande. Preußen verband sich noch besonders, die jetzige Regierungsform in der Republik gegen alle direkte und indirekte Angriffe und Unternehmungen, wie sie auch immer beschaffen seyn mögen, zu behaupten.

Frankreich hat bei dieser Revolution, obgleich meistentheils nur im Verborgenen, eine Hauptrolle gespielt, ich muß also noch ein paar Worte über das Verhältniß desselben zu den Niederlanden sagen. In einer kleinen holländischen Schrift, von einem ziemlich unparteiischen Verfasser, wird behauptet, daß ein gutes Verständniß mit England und Preußen das vornehmste Interesse der Republik sey. Auf Frankreich könne man sich nicht verlassen, wie die Erfahrung oft gezeigt habe, und man müsse diesem Hofe nur wenigen Einfluß in die Staatssachen der Republik verstatten, weil er sich desselben stets zu ihrem Nachtheile bedienen würde. Indeß wäre es allezeit rathsam mit diesem Reiche in einem guten Verständnisse zu bleiben, nur müsse dies auf eine Art geschehen, welche bei den Engländern keine Eifersucht erweckte. Das wahre Interesse der Republik ist, sich in einen solchen Stand zu setzen, daß ihre Freundschaft geschätzt und ihre Feindschaft gefürchtet wird. In diesem Falle, aber auch nur in diesem, hat man von Frankreich nichts zu fürchten, weil ihm immer mehr an unserer Freundschaft als uns an der seinigen gelegen ist.

Wenn dieser Schriftsteller im Jahre 1788 richtig urtheilte, so begingen die Patrioten drei Jahre vorher einen großen Fehler, als sie mit

Frankreich ein Bündniß schlossen. Wahr ist es, daß dieses Königreich stets nach einer Verbindung mit den Niederlanden trachtete. Vergennes brachte endlich das Bündniß zu Stande, und machte dadurch die Republik von Frankreich abhängig. Maillebois, Verac und Rayneval hatten mehr Einfluß in die Versammlung der Staaten, als man im Auslande glauben wollte. Sie kannten die Personen zu gut, die dem Interesse ihres Hofes entgegen waren. Man hatte die Republik von England abgezogen, aber man begieng nun den Fehler, daß man diesen Unruhen still zusahe, und die französische Partei, die sicher auf Unterstützung hoffte, und sich deswegen so kühn dem Könige von Preußen widersetzte, ohne Hülfe ließ. Frankreichs König konnte sich nicht überzeugen, daß die Preußen, während der Unterhandlung des Herrn von Groschlag, den er mit Aufträgen nach Berlin geschickt hatte, in Holland einrücken würden. Vielleicht hoffte er auch, daß sich die Antioranier besser vertheidigen würden, und daß er dann, so wie in den Unruhen in Amerika, mit mehr Glanz auftreten könnte.

Jetzt war Ludewig überrascht und bezeugte seine Verwunderung über das Verfahren der Preußischen Truppen; er berief sich auf seine Verbindung mit der Republik in Ansehung der

zu leistenden Hülfe. Allein die Generalstaaten, die nun wenigstens von den öffentlichen Feinden des Erbstatthalters gereinigt waren, erklärten, daß ihre Uneinigkeiten gehoben wären, daß die bekannte Genugthuung dem Preußischen Hofe geleistet sey, und man nun nicht mehr die vorhin gesuchte französische Vermittelung und Hülfe nöthig habe.

Frankreich trat nun plötzlich wieder in ein anderes Verhältniß zu der Republik, es konnte ihr keine Hülfe schicken, da sie erklärte, daß sie keine haben wollte. Man hätte dem ganzen Staate den Krieg ankündigen müssen, wenn man sich der holländischen Unruhen im geringsten hätte annehmen wollen. Dies ließ sich aber jetzt nicht thun, und so war an das entworfene Lager bei Givet nicht mehr zu denken, und der neue französische Gesandte, Graf von St. Priest konnte nicht mit seinen Instruktionen nach dem Haag gehen. Ueberdem mußte man sich vor England fürchten, welches sich zu Wasser und Lande rüstete, um die alte Konstitution in den vereinigten Niederlanden aufrecht zu erhalten. Hannover, Kursachsen und Hessen schienen gleichfalls Antheil daran nehmen zu wollen. Hierzu kam, daß Ludewig schon mit seinen ärgsten Feinden im Innern seiner Staaten zu kämpfen hatte, die auch

endlich den Kampf über ihn gewonnen haben. Indeß nahm er die vielen Emigrirten aus Amsterdam, Utrecht, Haarlem, Hattem, Elburg und andern Städten willig auf, und erhielt eine ziemliche Anzahl derselben zu St. Omer und Gravelines. Viele dieser Vertriebenen kehrten endlich mit heimlichem Haß gegen die Oranier zurück, aber die reichsten Aristokraten blieben in Frankreich.

So war nun die Revolution geendigt, wer sich aber hätte überreden wollen, daß hiermit auch die Revolution in den Geistern geendigt sey, der würde einen großen Trugschluß gemacht und verrathen haben, daß er das menschliche Herz nicht kenne. Die Waffen kann man mit Gewalt dem Menschen rauben, aber nicht seine Meinungen und Begriffe, und diese würken bald um desto fürchterlicher, je mehr man sie unterdrückt zu haben glaubt; ihr Ausbruch ist um desto gefährlicher, je mehr sie im Innern Wurzeln gefaßt haben.

Wenn bei solchen Revolutionen gewisse Dinge so laut und so stark gesagt werden, die man sich kaum vorher zu denken wagte, oder höchstens einem Freunde ins Ohr flisterte: so kann es nicht anders seyn, es müssen die Begriffe von Erhabenheit und Majestät an ihrer, bis dahin gewöhn-

lichen Würde verliehren. Man führt immer mehr auf die Menschlichkeit zurück, und verzeihet dann nicht, was man für Mißbräuche und Eingriffe in gewisse Rechte hält, wenn gleich der Stempel der Majestät darauf gedrückt ist.

Auch der niedrigere Bürger hört und siehet und abstrahirt sich Begriffe, die, so subjektivisch und egoistisch sie seyn mögen, doch immer mit andern zusammentreffen, und — verlohrne Rechte wieder zu erlangen stehet dann auch auf seiner Tagesordnung. Er ist um desto mehr zu fürchten, je weniger Unterscheidungskraft er besitzt.

In dem Kampfe zweier Parteien glaubt eine jede die gerechte Sache zu haben, und verzeihet es nicht leicht der andern, daß sie verschiedener Meinung ist. Bürgerkriege haben dies mit Religionskriegen gemein. Der Besiegte und Unterdrückte siehet seinen Sieger mit Verdruß, und sein Haß wurzelt tiefer, wenn er an diesem Uebermuth und Verachtung erblickt. Er überzeugt sich aus Erfahrungen, daß auch die gute Sache oft unterdrückt aber deswegen nicht weniger gut wird, und also weit entfernt auch seine Grundsätze für besiegt zu halten, hält er sich vielmehr überzeugter davon. Solche Unterdrückte verschließen sich in sich selbst und geben dem Drucke nach, aber hört dieser auf; so treten sie mit verdoppelter Stärke auf den

Kampfplatz, setzen alles bei Seite, weil sie die Rache führt, und zerschmettern alles was sie sonst würden geschont haben. Dies ist der Fall in den Niederlanden.

Man hatte die Aristokraten, Demokraten und Patrioten gezwungen sich zu unterwerfen, und ihren Meinungen öffentlich zu entsagen, man hatte diese Meinungen und Grundsätze durch die Waffen für falsch erklärt. Sie gaben der Gewalt nach, aber sie waren nichts weniger als Oranisch gesinnt, denn ihre Leidenschaften und Interessen blieben dieselbigen. Man höhnte sie, man spottete über sie und erbitterte sie dadurch noch mehr. Ohnerachtet der allgemeinen Amnestie wanderten viele aus, andere ertrugen diese Kränkungen und schwiegen, aber verbissene Wuth wirkt zu seiner Zeit fürchterlich; noch andere heuchelten und schlossen sich an die Oranier, aber wer sie für ihre Freunde hielt, betrog sich sehr.

Viele angesehene Männer verlohren ihre Stellen und mußten sich zurück ziehen. Sie waren mit dem Strome, in welchem sie sich befanden, fortgeschwommen, und hatten nun das Unglück den Prinzlichgesinnten zu mißfallen. Man vergaß, was sie noch hin und wieder Gutes gethan hatten, wo sie konnten, und sahe nur auf die Verbindung in welcher sie gewesen waren. Unge-

recht verkannt werden, schmerzt bitter; auch diese Männer fühlten es. Man begreift es leicht, daß die siegenden Oranier, die vielleicht nichts als ihre Anhänglichkeit an dies Haus für sich hatten, nicht überall Billigkeit und Schonung bewiesen. Es war jetzt möglich, Privatfeinde, die einem im Wege standen, zu entfernen. Der Name Patriot, der sonst so ehrwürdig ist, diente statt aller Verbrechen. Im Glücke wird der Mensch zu leicht übermüthig, als daß er sich in den Grenzen der Mäßigung erhalten könnte.

Wilhelm der Fünfte mag an vielem unschuldig seyn, aber er versäumte die Liebe und das Vertrauen des Volks zu gewinnen, das er verlohren hatte. Vielleicht erlaubte er seinen Anhängern, aus übel verstandener Dankbarkeit, zu viel, und entfernte dadurch nicht die Ursachen des Mißvergnügens. Man kann glauben, daß er den größten Theil der Nation würde haben gewinnen können, da die Aristokraten, als Urheber dieser Unruhen, selbst bei dem Volke verhaßt waren. Es muß aber nicht geschehen seyn, denn die mächtige Kabale dauerte fort, und breitete sich immer weiter aus.

Die eigentlichen Aristokraten waren freilich nicht zu gewinnen, selbst durch Wohlthaten nicht, sie betrachteten jede Gunstbezeugung als Schuldig-

digkeit, als eine Zurückgabe eines Theils ihrer vermeinten Rechte. Sie waren es eigentlich von denen man am meisten zu fürchten hatte, und wer konnte den Staat völlig von dieser Partei säubern, wie der holländische Verfasser der Schrift „Wichtige Fragen, den gegenwärtigen Zustand des holländischen Staats betreffend" fordert! Diese aristokratische Faktion war es, die das Feuer unter der Asche erhielt und es endlich zum Ausbruch brachte; sie war es, die durch ihr Geld und Familienverbindungen das Volk in dem Hasse gegen den Erbstatthalter zu erhalten wußte; sie war es, die sich an die Franzosen schloß, und diesen, unter dem Namen der Batavischen Legion, den Weg in ihr Vaterland zeigte.

Jetzt, da ich dies schreibe, ist es gerade ein Jahr, daß diese Menschen mit den Waffen in der Hand wieder kamen, und die bisherige Ordnung der Dinge umwarfen. Wilhelm flohe mit seiner Familie, und lebt jetzt als ein Vertriebener in England, seine Freunde werden gemißhandelt, und man rechtfertigt diese Mißhandlung mit dem Sprichwort: „Gleiches mit Gleichem vergelten." Was endlich aus dieser Umwälzung der Dinge werden wird, mag sich jeder Leser, der es erlebt, hinzusetzen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoche, Johann Gottfried,

Geschichte der Statthalterschaft in den vereinigten Niederlanden von ihrem Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten

Bremen 1796

Belg. 137
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10273629-2
VD18 15318362